## **Badische Heimat**

Mein Heimatland ISSN 0930-7001 Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



#### **IMPRESSUM**

#### Herausgeber

Landesverein Badische Heimat e. V. Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg

#### Landesvorsitzender:

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

#### Chefredakteur:

Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe Tel.: (07 21) 75 43 45

Fax: (07 21) 92 13 48 53

#### Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06 Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr Internet: www.badische-heimat.de

E-Mail: info@badische-heimat.de

#### Zahlstellen des Landesvereins:

 Postbank Karlsruhe Kto.-Nr. 16468-751 BLZ 660 100 75

 Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau Kto.-Nr. 2003201 BLZ 680 501 01

#### Gesamtherstellung:

Rombach Verlag Unterwerkstraße 5 79115 Freiburg i. Br.

E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Redaktionsschluss für Heft 3 / 2013: 15. Juli 2013



Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.





#### Inhalt





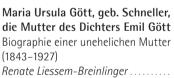
	<b>EDITORIA</b>	AL.
<b>Editorial</b> Sven von Ungern-Sternberg		268
Hinweise zur vorliegenden Publikati Heinrich Hauß		270
	AUECÄT	





Die Protokolle des Badischen Land-	
tags in digitaler Form	
Der Beitrag der Badischen Landes-	
bibliothek zum Landesjubiläum	
Ludger Syré	272
Der Verein »Rhin Vivant« Clemens Glunk	285
Die bilinguale Grundschule in	

Die bilinguale Grundschule in	
Kappel-Grafenhausen	
Modell einer deutsch-französischen	
Zusammenarbeit	
Pierre Klein	290



Renate Liessem-Breinlinger	294
Carl Peter Pflästerer (1888–1961) Ein badischer Baumeister für Karlsruhe	
zum 125. Geburtstag Rolf Fuhlrott.	301
Wie Natur und Kultur sich begeg-	



nen: Der Leimbach	
Uwe Heidenreich,	
Dr. Sybille Heidenreich	316
War die Württembergische Bauord-	-
nung von 1568 ursächlich für den	
Gutacher Haustyp?	
Heinz Nienhaus	328

Die Affäre von Zabern 1913 aus	
badischer Sicht	
Klaus P. Oesterle	348
»Feinler, der unstete Landsmann« Leben und Leiden eines badischen	
Priesters in Amerika	
Johannes Werner	354
Das Haus, das Ruhe ist	
René Bossert	359

#### GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

Zunächst ein »geselliger Zirkel« Heinrich Hauß	364
450 Jahre Heidelberger Katechismus: Am 19. Januar 1563 unterschrieb Friedrich III. (1515–1576) das Vorwort zum Katechismus	
vorwort zum Katechismus	
Heinrich Hauß	366

13. Januar 1813 Gründung der »Vereinigten Handelsstube« in Karlsruhe

Heinrich Hübsch – Der große badi-	
sche Baumeister der Romantik	
9. Februar 1795 – 3. April 1863	
Heinrich Hauß	368

#### **AKTUELLE INFORMATIONEN**

Redaktion: Heinrich Hauß

Kulturdenkmal »Falkensteiner	
Kapelle« in Schramberg – Altar-	
plastik »Beweinung Christi« nun	
unter Kulturgutschutz	371
Ettenheim: Zwei Gräber aus der Glockenbecherzeit entdeckt	371
Gräberfund auf dem Gelände	
des ehemaligen Kartäuser-	
klosters in Freiburg	371

266 Inhalt Badische Heimat 2/2013

Insolvenz des Flugplatzes in Lahr 371
Interreg IV-Programm »Archivum rhenanum«. Fünf Archive am Oberrhein stellen ihre Dokumente ins Internet
Mannheim: Bewerbung für die Ausrichtung der Bundesgartenschau 2023
Erweiterungsbau des Unter- lindenmuseums in Colmar 372
Heidelberg: Kreativwirtschaftzent- rum in der alten Feuerwache 372
Strasbourg und Kehl rücken städte- baulich zusammen
Keine Mehrheit für geplante Gebietsreform im Elsass 372
»Der Nationalpark wird kommen. Die spannende Frage lautet nun: Wo?« 373
Vorstellung des Gutachtens in Wildbad: Störmanöver statt sachlicher Diskussion
Fünf Castoren für das Zwischenlager Philippsburg 374
Präsentation des Gutachtens zum Nationalpark in Ottenhöfen 375
Gewann »Wolfswinkel« als Platz für ein neues Fußballstadion 375
Regionalkonferenz der Technologieregion für Erhalt des SWR-Standorts Baden-Baden 375
Rivalität zwischen Baden und Würt- temberg schwindet immer mehr 375
Ein neuer Standort: CampusOne der Musikhochschule Karlsruhe 376
Das Speyerer Evangelistar. Meisterwerk der Buchmalerei als Meisterwerk der Faksimilierkunst . 377
75 Jahre Eisenbahn in Baden: Klammer für das in napoleonischer Zeit künstlich gebildete Groß- herzogtum
Klimaschutzpreis »Climate First« der Stadt Freiburg für die pädagogische Arbeit des fesa e.V
Über die Grenze mit dem Geschichts- und Kulturkreis Neuenburg 377

Drei-Länder-Netzwerk Geschichtsvereine am Oberrhein	377
Tourismus-Report: Klares Markenbild herausstellen: Mannheim und Freiburg	379
Friederike-Brion-Jahr 2013: Gemeindepartnerschaft zwischen dem elsässischen Sessenheim und dem badische Meißenheim	379
Gegner von Wind- und Sonnenkraft gründen Dachverband	380
Staatsekretär J. Walter zur Erweite- rung der Kunsthalle Karlsruhe	
Thema des Tages des offenen Denk- mals 2013: »Jenseits des Guten und Schönen. Unbequeme Denkmale«.	380
250 Jahre Wunderkindreise: Vom 12. bis 14. Juli weilte die Familie Mozart in Bruchsal	381
Willi Stächele Präsident des Oberrheinrates	381
PERSONALIA	4
Zum 90. Geburtstag von Dr. Leonhard Müller	381

Manfred Bosch zum 65. Geburtstag 383

(11.3.1943 – 22.1.2013) .....

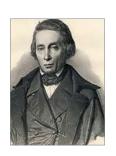
Dr. Wolfram Metzger

Ex-Umweltminister

Paul Wehrle im Alter von









#### **AUS DEM VERLAG**

Dr. Torang Sinaga	390
GESCHÄFTSS	TELLE
Heinrich Hauß: 30 Jahre Redaktionsleitung	
für die Badische Heimat	391
In eigener Sache	393
Buchbesprechungen	396



Badische Heimat 2/2013 Inhalt 267

#### Editorial und Hinweise

#### Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

hinter uns liegt das Jubiläumsjahr »900 Jahre Baden«. Wir haben daher 2012 ein Schwerpunktheft herausgegeben, das auch in Verbindung mit der Landesaustellung in Karlsruhe großen Anklang und rege Verbreitung gefunden hat.

Zusätzlich haben wir ergänzend zur Landesaustellung in Karlsruhe in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit der von Professor Robert Mürb geführten »Landesvereinigung Baden in Europa« eine Vortragsreihe unter dem Motto »Baden hält sich« durchgeführt. Dem geistigen Kopf und konzeptionellen Koordinator, unserem Beirat Professor Paul-Ludwig Weinacht, ist es gelungen, hervorragende Referenten zu entscheidenden Fragen der badischen Geschichte zu gewinnen. Ihm möchte ich herzlich danken und zugleich gratulieren zu dem wichtigen Band 4 unserer Schriftenreihe »Politische Kultur am Oberrhein«. Es sind hochinteressante Studien zur Geschichte Badens, die wir kurz vor Weihnachten in Freiburg der Öffentlichkeit präsentieren konnten. Dank auch an Heinrich Hauß, der mit großem Engagement die sehr gelungene Vortragsreihe in Karlsruhe weitgehend moderierte. Ich freue mich sehr, dass wir diese Vorträge als Schwerpunktheft 1 des Jahres 2013 allen Mitgliedern des Landesvereins zugänglich machen konnten. Zudem erscheint in limitierter Auflage die Vortragsreihe in gebundener Form als Band 5 unserer Schriftenreihe. Beide Bände sind bei der Geschäftsstelle erhältlich.

Das Jahresende 2012 wird in die Geschichte der Badischen Heimat als eine folgenreiche Zäsur eingehen. Beim G. Braun Buchverlag in Karlsruhe, mit dem uns eine fast hundertjährige Zusammenarbeit verbindet, gab es wichtige personelle und konzeptionelle Veränderungen. Vor allem sah sich die Lektorin Dorothee Kühnel veranlasst, im Dezember 2012 zu kündigen. Die vertrauensvolle jahrelange Zusammenarbeit zwischen Heinrich Hauß und Dorothee Kühnel war in der zurückliegenden Zeit ein Garant für die Qualität unserer Vierteljahreshefte. Heinrich Hauß ist nunmehr über 30 Jahre lang Chefredakteur unserer Zeitschrift – ein Glücksfall für die Badische Heimat. Nahezu »aus dem Stand« haben wir in wenigen Tagen in konstruktiven Verhandlungen mit dem Freiburger Rombach Verlag

einen neuen Partner gefunden, der die bisherige Zusammenarbeit unseres bewährten Redaktionsteams auch künftig ermöglicht. Bei verbesserten Konditionen erscheinen zudem unsere Hefte durchgehend farbig. Und Sie erkennen zugleich, dass mit dem Heft 1/2013 bereits eine (behutsame) moderne Änderung des Erscheinungsbildes vorgenommen wurde.

Dieses Jahr ist am 9. April in Donaueschingen wiederum zusammen mit dem Schwäbischen Heimatbund und der Stiftung Wüstenrot der badenwürttembergische Denkmalschutzpreis verliehen worden. Festredner war Staatssekretär Ingo Rust. Zudem Dank gebührt unserem Beiratsmitglied Gerhard Kabierske, der erneut souverän die Jury geleitet hat. Die Veranstaltung war ein voller Erfolg und eine gute Werbung für die Denkmalpflege. Bemerkenswert war, dass von den fünf Preisträgern vier aus dem (süd-)badischen Raum kamen.

mit herzlichem Gruß

Dr. Sven von Ungern-Sternberg Landesvorsitzender

S. Ulya-Storboy

Badische Heimat 2/2013 269

## Hinweise zur vorliegenden Publikation

Der Badische Landtag bildet eine Tradition, auf die man sich heute mit Stolz beruft. Als Beitrag zum zweifachen Jubiläumsjahr 2012 hat die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe die erste Tranche der Protokolle des Badischen Landtages digitalisiert und ins Internet gestellt. Bis Ende 2013 soll das gesamte Werk, das die Zeit von 1919 bis 1933 umschließt, im Internet zur Verfügung stehen. Ludger Syré berichtet von der für die Badische Heimat wichtigen Arbeit.

Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Zusammenarbeit am Oberrhein: Clemens Glunk mit dem Verein »Rhin Vivant« und Pierre Klein stellt ein Modell deutsch-französischer Zusammenarbeit vor. Die Badische Heimat teilt das Motto der Aufsätze: »Der Oberrhein wächst mit jedem Projekt zusammen.«

Nachdem Heft 1/2012 ausschließlich den Vorträgen zu »Wegmarken in der badischen Geschichte« gewidmet und das Heft so gestaltet werden musste, dass es deckungsgleich mit der Buchpublikation war, ist Heft 2/2013 wieder verschiedenen Themen gewidmet.

Was den Themenkreis Personen in diesem Heft betrifft, so weisen wir auf folgende Aufsätze hin:

Renate Liessem-Breinlinger erinnert an eine außergewöhnliche Frau mit einem ungewöhnlichen Lebenslauf – Maria Ursula Gött. Anlässlich des 125. Geburtstages versucht Rolf Fuhlrott eine Würdigung des Leiters des Stadtplanungsamtes Karlsruhe, Carl Peter Pflästerer. Er kommt zu dem Schluss, dass Pflästerer, trotz seiner Brüche, zur rechten Zeit an der richtigen Stelle beim Wiederaufbau und Ausbau der Fächerstadt gewesen sei. Johannes Werner rekonstruiert die Lebensgeschichte des deutsch-amerikanischen Priesters Franz Feinler. René Bossert würdigt den Schwarzwaldmaler Albi Maier.

Heinz Nienhaus beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit Haustypen. Schließlich geht das Autorenteam Heidenreich dem Thema von Natur und Kultur nach.

In der Sparte »Personalia« wird anlässlich des 90. Geburtstages das Engagement für die badische Geschichte von Dr. Leonhard Müller gewürdigt. Der Lebensarbeit des Karlsruher Verlegers Rudolf Röser und des Volkskundlers Wolfram Metzger gedenken wir in diesem Heft mit Dankbarkeit.

Heinrich Hauß Badische Heimat 2/2013

270

Im Sinne einer »Kulturpolitik«, die Ereignisse und Personen der badischen Geschichte zum Anlass der Erinnerung nimmt, sei auf die Gründung der Handelsstube in Karlsruhe, den Heidelberger Katechismus und den 150. Todestag des badischen Architekten der Romantik Heinrich Hübsch hingewiesen. Klaus Oesterle erinnert an die so genannte Zabernaffäre im November/Dezember 1913.

In den »Aktuellen Informationen« versuchen wir im Sinne eines badischen Gesamtzusammenhanges, Ereignisse, Vorhaben und Tendenzen im badischen Landesteil den Leserinnen und Lesern ins Bewusstsein zu bringen.

Die Redaktion

Badische Heimat 2/2013 271

#### Aufsätze

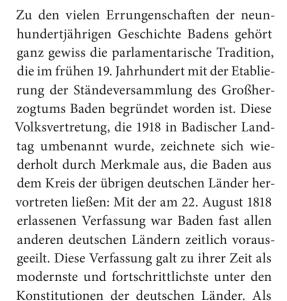
# Die Protokolle des Badischen Landtags in digitaler Form

Der Beitrag der Badischen Landesbibliothek zum Landesjubiläum

Ludger Syré

In den Protokollen der Großherzoglichen Ständeversammlung bzw. des Badischen Landtags spiegelt sich die erfolgreiche parlamentarische Tradition des Landes seit Verkündung der Verfassung 1818 und dem Zusammentritt der ersten Volksvertretung 1819. Die Badische Landesbibliothek hat deshalb diese zentrale historische Quelle digitalisiert und 2012 als ihren Beitrag zum Landesjubiläum ins Internet gestellt. Das über 600 Bände umfassende Werk, das in vollständiger Form nur in wenigen großen wissenschaftlichen Bibliotheken einsehbar ist, steht nun unabhängig von Ort und Zeit allen Fachleuten und geschichtsinteressierten Laien zur Verfügung. Die Sitzungsprotokolle dokumentieren zum einen die Geschichte des Badischen Landtags, die 1933 mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten zu Ende ging; zum anderen sind sie für zahlreiche Einzelfragen der Geschichte Badens eine ergiebige historische Quelle.

#### Landtag und Landesbibliothek



die Zweite Kammer der Ständeversammlung 1822 in das neu errichtete Ständehaus einzog, besaß Baden das erste eigene Parlamentsgebäude in Deutschland. Infolge der Wahlrechtsreform von 1904 wies Baden das modernste Wahlrecht unter den deutschen Staaten auf; am Vorabend des Ersten Weltkriegs galt das sogenannte »vierschwänzige« Wahlrecht (allgemein, gleich, direkt und geheim) nur in Baden, in Württemberg und bei der Reichstagswahl, freilich hier wie dort vorerst nur für die männlichen Einwohner. Mit der nach dem Sturz der Monarchie in Windeseile neu entworfenen Verfassung eilte Baden erneut den übrigen deutschen Ländern voraus und ließ über die Verfassung sogar vom Volk abstimmen. Neben der Herabsetzung des Wahlalters auf 20 Jahre sah die neue Ver-

272 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013



Die Badischen Landtagsprotokolle im Bestand der Badischen Landesbibliothek

fassung die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen vor; die Heidelbergerin Marianne Weber kam daraufhin im Januar 1919 zu der Ehre, als erste Frau in einem deutschen Parlament zu sprechen.

Die Entwicklung des Badischen Landtags bildet mithin eine Tradition, auf die man sich heute mit Stolz beruft. Die Badische Landesbibliothek (BLB) hat daher als ihren Beitrag zum zweifachen Jubiläumsjahr 2012, in dem 900 Jahre Baden und 60 Jahre Baden-Württemberg gefeiert werden, die Protokolle des Badischen Landtags digitalisiert und ins Internet gestellt. In ihrer Funktion als Landesbibliothek sieht die BLB eine ihrer zentralen Aufgaben darin, Quellen und Literatur zur Erforschung der badischen Geschichte in gedruckter und elektronischer Form bereitzustellen; in ihrer Digitalisierungsstrategie besitzen grundlegende Werke und zentrale Schriften zur Landesgeschichte daher einen hohen Stellenwert. Das gilt namentlich für die großen Dokumente der modernen Staatlichkeit, unter

denen die Protokolle der Ständeversammlung bzw. des Landtags einen hervorragenden Platz einnehmen.1 Für alle, professionelle Historiker wie geschichtsinteressierte Laien, die sich mit der Geschichte des Landes, einzelner Landesteile oder bestimmter Persönlichkeiten befassen, stellen sie eine zentrale, stark frequentierte Quelle dar. Dieses Werk mit seinen über 600 Bänden, das in vollzähliger Form nur in wenigen großen

wissenschaftlichen Bibliotheken einsehbar ist, unabhängig von Ort und Zeit im Netz verfügbar zu machen, war neben konservatorischen Überlegungen Anstoß zur Digitalisierung. Die erste Tranche der Landtagsprotokolle für den Zeitraum 1890 bis 1933 ist am 14. Juni 2012 in Karlsruhe durch den Präsidenten des Landtags von Baden-Württemberg, Guido Wolf MdL, freigeschaltet worden. In kurzen Zeitabständen werden die weiteren Jahrgänge folgen, damit Ende 2013 das gesamte Werk, das die Zeit von 1819 bis 1933 umschließt, im Internet zur Verfügung steht.

Was blieb von der Badischen Ständeversammlung bzw. vom Badischen Landtag bis heute erhalten? Das Ständehaus, im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und über lange Zeit nur noch ein Ruine, wurde 1961 endgültig abgerissen. An seiner Stelle entstand, mit der Bezeichnung Neues Ständehaus, ein Neubau für die Stadtbibliothek; neben dem Eingang erinnert eine kleine Gedenktafel an das frühere Parlamentsgebäude, und eine ständige



Das 1822 bezogene Ständehaus in Karlsruhe mit der charakteristischen Rotunde zur Ritterstraße

Ausstellung im Untergeschoss ist zugleich Erinnerungsstätte für die demokratische Tradition im ehemaligen Land Baden. Als einzig sichtbares authentisches Relikt bleibt somit nur das gedruckte Erbe: 10 Regalmeter Landtagsprotokolle, repräsentativ in braunes Leder gebundenen, geschützt in Glasvitrinen aufbewahrt, im Hauptlesesaal der Badischen Landesbibliothek zu entdecken.

Während des Zweiten Weltkriegs vermengten sich die Schicksale von Badischer Landesbibliothek und Badischem Landtag.<sup>2</sup> Nachdem die Bibliothek in der Nacht vom 2. auf 3. September 1942 vollständig ausgebrannt war, fand sie zeitweilig Unterschlupf im Erdgeschoss des schräg gegenüber liegenden Ständehauses, im dem sich zum damaligen Zeitpunkt die Staatskanzlei befand. Als zwei Jahre später, am 27. September 1944 das frühere Landtagsgebäude ebenfalls Opfer eines Bombenangriffs wurde, der auch den Bibliotheksflügel zerstörte, zogen die Bibliothekare mit dem Rest ihrer Bücher in den Keller des Sammlungsgebäudes. Da das badische Parlament seit 1933 nicht mehr existierte und folglich auch keine eigene Bibliothek mehr benötigte, überwiesen die Verantwortlichen der NSDAP den Buchbesitz an die Landesbibliothek. Ein Teil dieser Bibliothek wurde durch Kriegseinwirkungen

zerstört; zahlreiche Bände blieben jedoch erhalten und sind heute noch dank ihrer alten Besitzstempel identifizierbar. Auch einzelne Jahrgänge der Landtagsprotokolle verweisen auf das Ständehaus als Vorbesitzer; sie tragen beispielsweise Stempel mit der Umschrift »Erste Kammer der bad. Landstände«. Vor diesem Hintergrund mag die Digitalisierung der Landtagsprotokolle durch die BLB auch als Zeichen des Dankes dem Ererbten gegenüber angesehen werden.

#### Die Wahl zum Badischen Landtag

Nachdem Baden durch die Unterzeichnung der Rheinbundakte 1806 Großherzogtum geworden war, setzte schon bald die Diskussion um eine Verfassung ein, die Napoleon von den Rheinbundstaaten erwartete.3 Doch erst auf außenpolitischen Druck ließ Großherzog Karl Friedrich von seinem Minister Karl Friedrich Nebenius eine Verfassung ausarbeiten, die er schließlich am 22. August 1818 unterzeichnete. Sie berücksichtigte die ausdrücklichen Wünsche des Monarchen: Vorgesehen war ein Zweikammersystem, in dem die Stände zwar an der Gesetzgebung mitwirken durften, aber nicht das Recht zur Gesetzesinitiative bekamen. Die Regierung wurde nicht gegenüber dem Parlament verantwortlich, sondern allein gegenüber dem Monarchen, und die Staatsverwaltung behielt ihre Unabhängigkeit. Der Großherzog, jetzt ein Verfassungsorgan, behauptete seine starke Stellung. Gleichwohl schlummerte in den Verfassungsbestimmungen ein großes Entwicklungspotential, das von den Feinden jeglicher Zugeständnisse wie beispielsweise dem österreichischen Staatskanzler Fürst von Metternich ebenso scharf erkannt wurde wie von den badischen Abgeordneten, die ihren parla-

274 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013

mentarischen Handlungsspielraum im Laufe der Zeit erweitern und verschiedene politische Forderungen durchsetzen konnten.

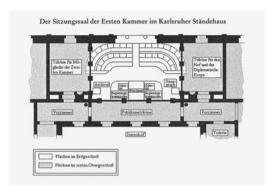
Von den 83 Paragraphen der Verfassung beziehen sich die ersten 25 auf das Großherzogtum im Allgemeinen und auf die staatbürgerlichen und politischen Rechte der Badener, alle übrigen auf die Ständeversammlung und die Rechte und Pflichten ihrer Mitglieder. Gemäß § 26 bestand die Ständeversammlung, auch Landstände genannt, aus der Ersten und der Zweiten Kammer, Während die maximal acht Mitglieder des Oberhauses durch die Verfassung bestimmt wurden (§ 27 ff), gingen die Mitglieder der eigentlichen Volksvertretung aus indirekten Wahlen hervor. Die 63 Abgeordneten der Städte und Ämter wurden von Wahlmännern gewählt, die ihrerseits von allen (männlichen) Staatsbürgern, »die das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben, im Wahldistrict als Bürger angesessen sind oder ein öffentliches Amt bekleiden«, gewählt werden konnten (§ 36). Die genannten konnten sich als Wahlmann aufstellen lassen; zum Abgeordneten aber konnte nur ernannt werden, wer »1. einer der drey christlichen Confessionen angehört, 2. das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat, und 3. in dem Grund-, Häuser- und Gewerbssteuer-Kataster wenigstens mit einem Capital von 10 000 Gulden eingetragen ist [...]« (§ 37). Hans Fenske hat vorgerechnet, dass unter diesen Bedingungen anfänglich 17% der Bevölkerung das aktive Wahlrecht ausüben konnte und dass wegen der Zensushöhe überhaupt nur 6500 Badener als Abgeordnete in Betracht kamen, darunter 500 höhere Beamte; und diese Gruppe der »Obrigkeitspersonen« war es dann auch, die im ersten Landtag mit 68% zahlenmäßig dominierte und ihn zu einem Honoratiorenparlament machte.4

Die Verfassung blieb bis 1918 in Kraft. Auf eine Jahrzehnte andauernde Phase der verfas-



Der Plenarsaal des Badischen Landtags um 1920

sungspolitischen Stagnation begann in den 1890er Jahren ein langwieriger, auf den Widerstand des Großherzogs und seiner Minister stoßender Prozess in Richtung Verfassungsreform, der schließlich auch in eine Reform des Wahlrechts mündete. Die 1904 beschlossenen Regelungen führten einerseits zu einer neuen und erweiterten Zusammensetzung der Ersten Kammer, in die Vertreter der Handelskammern, Landwirtschaftskammern und Handwerkskammern einzogen, und andererseits zu deutlichen Veränderungen bei der Zweiten Kammer. Die Zahl der Abgeordneten wurde auf 73 aufgestockt, die nun (ohne die bisherige Teilerneuerung alle zwei Jahre) für eine vierjährige Landtagsperiode (§ 37) und in allgemeiner, unmittelbarer und geheimer Wahl gewählt wurden (§ 33), d. h. ohne die Zwischeninstanz der Wahlmänner. Das aktive Wahlrecht genossen jetzt alle männlichen Personen über fünfundzwanzig Jahre, »welche im Zeitpunkt der Wahl im Großherzogtum einen Wohnsitz haben und seit mindestens zwei Jahren die badische Staatsangehörigkeit besitzen.« (§ 34) Es galt nun die absolute Mehrheitswahl. Die alte Wahlkreiseinteilung wurde durch eine neue ersetzt, die 1818 beabsichtigte Bevorzugung der Städte (und damit der Protestanten) beseitigt. Als Ergebnis dieser Reform



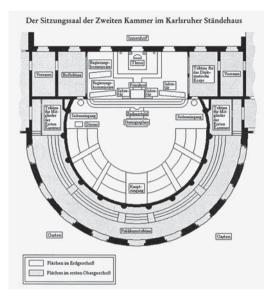
Der Sitzungssaal der Ersten Kammer des Badischen Landtags im Karlsruher Ständehaus

besaß Baden seit 1905 »das modernste Wahlrecht in ganz Deutschland.«<sup>5</sup>

Eine weitere Demokratisierung des Wahlrechts fand nach dem Sturz der Monarchie statt, als sich Baden eine neue, von einem Verfassungsausschuss unter dem Vorsitz von Eduard Dietz ausgearbeitete Verfassung gab. Der Entwurf wurde von der am 15. Januar 1919 zusammengetretenen Badischen Nationalversammlung beraten, am 13. April in einer Volksabstimmung zur Wahl gestellt und am 25. April in Kraft gesetzt. Das aktive Stimmrecht stand nun auch den Frauen zu: »Stimmberechtigt sind diejenigen badischen Staatsbürger ohne Unterschied des Geschlechts, welche das 20. Lebensjahr vollendet und im Lande seit mindestens sechs Monaten ihren Wohnsitz haben.« (§ 3)

#### Anfang und Ende des Badischen Landtags

Am 22. April 1819 trat die Ständeversammlung des Großherzogtums Baden im Karlsruher Schloss zum ersten Mal zusammen. Gemäß dem zwei Tage zuvor abgesprochenen Programm nahmen die Deputierten morgens

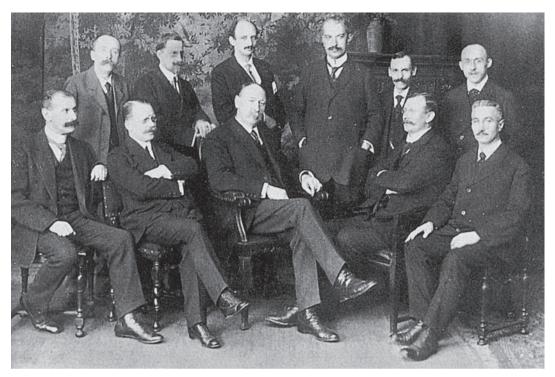


Der Sitzungssaal der Zweiten Kammer des Badischen Landtags im Karlsruher Ständehaus

am Gottesdienst teil, versammelten sich dann in dem ihnen zugewiesenen Saal, wobei die Mitglieder der Zweiten Kammer »zur linken Seite des Thrones« zu sitzen hatten, hörten der Ansprache von Großherzog Ludwig zu und leisteten den von der Verfassung (§ 70) vorgeschriebenen Eid, bevor der Großherzog die Ständeversammlung für eröffnet erklärte und den Saal verließ. Die ausführlichen Instruktionen des Oberzeremonienmeisters wurden in den ersten Band der Abhandlungen der Ständeversammlung ebenso aufgenommen wie die Eröffnungsreden des Großherzogs und des Großherzoglich-Badischen Staatsministers Freiherr Wilhelm Ludwig von Berstett.

Das der Zweiten Kammer im Schloss eingeräumte Gastrecht zog Ludwig aber bereits in der zweiten Sitzungsperiode wieder zurück, wohl weil er sich geärgert hatte, dass die von liberalem Gedankengut infizierte Versammlung sich nicht an die von Berstett vorgegebene Linie hielt und stattdessen von Anfang an weitergehende politische Forderungen ver-

276 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013



Die Mitglieder der Vorläufigen Badischen Volksregierung im Novemberg 1918, sitzend v.l.n.r.: Ludwig Haas, Gustav Trunk, Anton Geiß, Joseph Wirth, Philipp Martzloff. Stehend v.l.n.r.: Friedrich Stockinger, Leopold Rückert, Ludwig Marum, Hermann Dietrich, Adolf Schwarz, Johannes Brümmer.

lauten ließ. Die in der Eröffnungssitzung zur Schau gestellte Harmonie und Dankbarkeit waren also bald schon verflogen. Die Zweite Kammer mietete sich in das Palais des Staatsrats Wohnlich am Rondellplatz ein, das aber wegen seiner Enge ebenso wie der Saal im Residenzschloss nur ein Provisorium sein konnte. Am 16. Oktober 1820 wurde der Grundstein für ein eigenes Parlamentsgebäude gelegt.

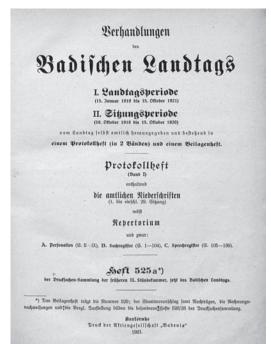
Da sich der mit dem Entwurf Friedrich Weinbrenners verbundene Kostenrahmen als viel zu hoch darstellte, erging der Bauauftrag an Weinbrenners Schüler Friedrich Arnold, dem eine Baukommission aus Abgeordneten beider Kammern an die Seite gegeben wurde. Das auf den Entwürfen Weinbrenners basierende Gebäude konnte bereits an 4. November 1822 bezogen werden; damit besaß die Stän-

deversammlung ein eigenes, auch außerhalb Badens viel beachtetes Parlamentsgebäude. Die Zweite Kammer erhielt im Westflügel ihren großen, halbrund in den Garten hineinragenden Sitzungssaal, den sog. Rondellsaal. Die Erste Kammer fand ihren Sitzungsraum im Eckrondell, das dem Gebäude zur Ritterstraße hin sein markantes Erscheinungsbild gab.<sup>6</sup>

Das Ende der Monarchie bedeutete zugleich das Ende des Zweikammersystems. Die Erste Kammer kam am 23. August 1918 zu ihrer letzten Sitzung zusammen. Die Zweite Kammer, deren Mitgliederzahl sich aufgrund der Wahlbestimmungen der Verfassung von 1919 vermehrte, tagte bis 1933 im Rondellsaal. In dieser Zeit fanden turnusmäßig drei Landtagswahlen statt: 1921, 1925 und 1929. Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler fand am



Titelblatt des Jahrgangs 1897 der Protokolle des Badischen Landtags



Titelblatt des Bandes 1919/20 der Protokolle des Badischen Landtags

5. März 1933 eine Reichstagswahl statt, deren prozentuales Ergebnis die Nationalsozialisten auf die Mandatsverteilung in den Länderparlamenten übertrugen. Statt wie seit 1929 nur sechs Sitze nahm die NSDAP-Fraktion nun 30 Sitze ein und stellte zudem den Landtagspräsidenten, der die Versammlung noch dreimal tagen ließ (am 16. Mai und am 9. Juni vor- und nachmittags), bevor der Landtag am 14. Oktober 1933 offiziell aufgelöst wurde. Sein Personal wurde anderen Dienststellen zugewiesen. Damit fand die 114-jährige Geschichte des Badischen Parlaments ihr Ende.

#### Die Landtagsprotokolle

Im Laufe dieses weiten Berichtszeitraums sind die »Verhandlungen der Ersten (bzw. der

Zweiten) Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden«, wie die Veröffentlichung anfangs hieß, zu einem vielbändigen Werk von über 600 Bänden angewachsen.

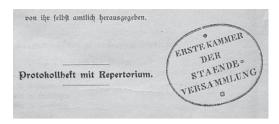
Bei der Benutzung des Werkes sind zunächst die Verhandlungsprotokolle der Ersten Kammer von denen der Zweiten Kammer zu trennen. Die Verhandlungen beider Kammern folgen dann der Chronologie, also den Wahlperioden und den Sitzungsperioden. Die Bände mit den eigentlichen Sitzungsprotokollen können durchaus aus mehreren Teilbänden bestehen. Ebenfalls in der Regel mehrbändig sind die zugehörigen Beilagenbände, in denen sich die den Abgeordneten vorgelegten Entwürfe und Papiere finden, doch sind diese Texte keineswegs immer chronologisch geordnet, sondern so, wie es das Kammersekretariat bestimmte. Und schließlich gibt

278 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013

es noch separate Registerbände für die Zeiträume, in denen die Register nicht Bestandteil der Protokollbände waren; zu erwähnen sind hier das Sprecherregister und das Sachregister, außerdem der Personalteil. Die im Internet präsentierten Landtagsprotokolle spiegeln exakt diese Anlage der gedruckten Vorlage wider.

Die Sitzungen beider Kammern der Ständeversammlung waren von Anfang an öffentlich;7 das Landtagsgebäude war mit einer Tribüne für das Publikum ausgestattet. Deshalb gab es auch über die Veröffentlichung der Debatten und Beschlüsse keine Zweifel. Wie diese Bekanntmachung zu erfolgen hatte, bestimmten die Geschäftsordnungen, die sich beide Kammern gaben. Danach stand es der Kammer frei, »zu Führung der Protokolle eine oder zwei Personen, die nicht Mitglieder der Kammer sind, anzustellen.« (§ 70) In einem solchen Fall mussten die Sekretäre die Aufsicht über die Abfassung der Protokolle übernehmen. Die Sekretäre wurden aus dem Kreis der Abgeordneten gewählt und besaßen zusammen mit dem Präsidenten die Aufsicht über die Kanzlei der Kammer (§ 14).

In § 74 der Geschäftsordnung der Zweiten Kammer heißt es: »Über die öffentlichen Sitzungen erscheint ein Landtagsblatt, das unter der Aufsicht der Secretäre der Kammer redigirt wird. In dasselbe gehören: a) alle Protokolle der öffentlichen Sitzungen; b) alle Protokolle der geheimen Sitzungen, welche die Kammer zur Bekanntmachung geeignet findet; c) alle Commissionsberichte, bei welchen nicht die Kammer insbesondere beschließt, daß sie nicht gedruckt werden sollen, - überhaupt d) alle Beilagen, ohne welche das Protokoll nicht verständlich ist, oder von welchen die Kammer insbesondere den Druck bestimmt. e) endlich diejenigen Reden, welche der Sprecher dem Druck bestimmen will,



Früherer Besitzstempel auf dem Titelblatt eines Protokollbandes aus den heutigen Bestand der Badischen Landesbibliothek

und daher in der Folge schriftlich aufsetzt. In diesem Falle muß der entworfene Aufsatz dem Sekretariate übergeben werden, und ist von demselben zu vidiren, wenn nämlich dieser Aufsatz nur enthält, was wirklich auf der Tribüne gesprochen worden.«<sup>8</sup>

Der letzte Punkt (e) klingt unverständlich; er erklärt sich dadurch, dass es laut Verfassung (§ 77) nur den Landesherrlichen Kommissaren, also den Regierungsmitgliedern, und den Mitgliedern ständischer Kommissionen erlaubt war, »geschriebene Reden abzulesen; allen übrigen Mitgliedern sind blos mündliche Vorträge gestattet.« Die gehaltenen Reden mussten also im Nachhinein schriftlich fixiert werden und konnten erst nach dem Imprimatur des Sekretariats in das Protokoll aufgenommen werden. Die Protokolle durchliefen von den Mitschriften der Stenographen über die Redigierung der Reinschriften durch die Sekretäre und das Korrekturlesen der Redner ein dreifaches Redaktionsverfahren, bevor die Texte in der Kammer vorgelesen und genehmigt wurden; erst danach konnten sie in Druck gehen. Das zeitintensive und umständliche Verfahren wurde 1835 zu vereinfachen versucht, allerdings ohne durchschlagenden Erfolg. Um die Protokolledition zu erleichtern beschloss der Landtag daher 1850, die Verhandlungsmitschriften in Zukunft nicht mehr wörtlich, sondern nur noch sehr stark



Früherer Besitzstempel auf dem Titelblatt eines Protokollbandes aus dem heutigen Bestand der Badischen Landesbibliothek

verkürzt wiederzugeben. Bei dieser, aus heutiger Sicht sehr bedauerlichen Praxis blieb es bis zum Jahre 1919; seitdem sind die gehaltenen Reden und Diskussionsbeiträge wieder im Wortlaut abgedruckt worden.

Auch wenn es immer wieder Versuche seitens der Regierung gab, auf die Protokolle Einfluss zu nehmen oder ihre Verbreitung zu erschweren, so sind sie doch weitgehend unzensiert erschienen, was ihrem Wert als historische Quelle zweifellos zugute kommt. Dass die publizierten Verhandlungen nicht der Zensur unterlagen, erklärt Hans-Peter Becht wie folgt: »Alle Beteiligten stimmten offenbar stillschweigend und selbstverständlich darin überein, daß das von der Kammer selbst veröffentlichte Protokoll als gleichsam obrigkeitliches Druckwerk zu gelten habe und ebenso wenig vor- und nachzensiert werden könnte wie etwa das Regierungsblatt.«9

Bereits im Eröffnungsjahr des Landtags 1819 begannen beide Kammern, die Ergebnisse ihrer Sitzungen unter dem Titel »Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden« zu veröffentlichen. Die Protokolle der Ersten Kammer erschienen anfangs bei der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung; die Zweite Kammer ließ ihre Verhandlungen bei der Verlagsbuchhandlung G. Braun drucken. Ebenso wie die Titelfassungen wechselten im Laufe der Zeit die mit dem Druck beauftragten Verleger. Vertragsgemäß druckte Braun anfangs in einer Auflage von 1800 Exemp-

laren, von denen die Kammer selbst 150 abnahm; jeder Abgeordnete erhielt ein Freiexemplar. Als 1835 die Firma Groos den Druck übernahm, wollte sie nur noch höchstens 500 Exemplare drucken. Später lag die Auflagenhöhe noch viel tiefer. Dass nur wenige Gemeinden und Privatleute Interesse am Bezug des Werkes zeigten, hat vermutlich mehrere Gründe. Zum einen hatte das Werk einen erheblichen Umfang und erforderte einen entsprechenden Platz. Zum anderen verzichtete man auf die Subventionierung der Druckkosten, so dass der Kaufpreis entsprechend hoch lag. Und schließlich kamen viele potentielle Abonnenten zu der Erkenntnis, »daß die Protokolle bei ihrem Erscheinen im Grunde nur noch historischen Wert besaßen«,10 ganz abgesehen davon, dass die Lektüre nicht eben zu der spannendsten zählte, was sogar die Abgeordneten selbst so empfanden.

Nach der Revolution 1848/49 fasste die Kammer den Beschluss, die Protokolle so zu verkürzen, »daß nur die Präsenz, die die Einläufe, die zur Beratung kommenden Gegenstände mit den darauf gestellten Anträgen sowie die gefaßt werdenden Beschlüsse aufgeführt werden.« Dadurch büßten sie natürlich an Wert ein. Zugleich begann die politische Berichterstattung durch die lokale und regionale Presse immer bedeutsamer zu werden. Darüber hinaus erfuhren die Bürger vom Landtagsgeschehen durch Extrablätter und durch Separatdrucke; diese erschienen beispielsweise zu politisch brisanten Motionen (Eingaben an die Regierung). Mit der Neukonstituierung des Parlaments infolge der Revolution 1918/19 kehrte die Protokollführung zu der ursprünglichen Praxis zurück, alle Reden von den Stenografen mitschreiben zu lassen und anschließend wortgetreu und einschließlich mitprotokollierter Zwischenrufe und sonstiger Äußerungen abzudrucken.

280 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013

#### Recherchemöglichkeiten

Aus dem genannten Grunde und weil die Zeit der Weimarer Republik auf großes Interesse der Forschung stößt, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des bevorstehenden hundertsten Jahrestags des Kriegsausbruchs 1914, hat sich die Badische Landesbibliothek entschlossen, den Zeitraum zwischen 1890 und 1933 vorrangig zu scannen und zu erfassen. Historisch aufgearbeitet ist er durch die Untersuchung von Michael Braun, die die Geschichte des Landtags von Hans-Peter Becht fortschreibt.<sup>11</sup> Wie eine Recherche in der elektronischen Version der Landtagsprotokolle aussehen kann, soll abschließend an einigen Beispielen illustriert werden.

Bei der Suche in den Landtagsprotokollen kann man entweder getrennt nach Erster und Zweiter Kammer einzelne Jahre und Sitzungen aufrufen, was man immer dann tun wird, wenn man ein bestimmtes, datiertes Ereignis vor Augen hat, wenn also die Fundstelle bekannt ist. Oder aber man benutzt einen Sucheinstieg, der auf einer eigens für dieses Projekt entworfenen Datenbank basiert und den besonderen Mehrwert der Internetversion ausmacht.

Dabei steht die biographische Suche im Mittelpunkt. Auf Grundlage der in den Protokollbänden aufgelisteten Sprecherregister wurden alle im Badischen Landtag gehaltenen Reden erfasst. In den 43 Jahren zwischen 1890 bis 1933 haben rund 450 Abgeordnete etwa 27 000 Reden gehalten.

In der Datenbank kann man entweder aus der Alphabetleiste einen Anfangsbuchstaben auswählen und sich die Abgeordneten dieses Anfangsbuchstabens anzeigen lassen oder den Namenindex sämtlicher erfassten Parlamentarier aufrufen oder gezielt nach einer bestimmten Person suchen. Dabei lässt sich das

Suchergebnis einschränken, indem z. B. nach dem Geschlecht oder dem Wohnort oder dem Beruf gefiltert wird. Auf diese Weise sind auch leicht alle erfassten Parlamentarier zu sortieren, beispielsweise nach der Mitgliedschaft in einer bestimmten Partei. Hier findet der Nutzer auch viele zusätzliche, aus Sekundärquellen geschöpfte Informationen zur Person.

Einer der bekanntesten badischen Parlamentarier war der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Marum (1882-1934). Seit 1911 Stadtverordneter im Gemeinderat der Stadt Karlsruhe. rückte er 1914 in die Zweite Kammer nach, der er bis zur Wahl in den Deutschen Reichstag 1928 angehörte. Zwischen 1919 und 1928 leitete er die Fraktion der Sozialdemokratischen Partei. 1919 wurde er zunächst Justizminister, wenig später Staatsminister und bekleidete dieses Amt bis 1929. Ruft man ihn in der Datenbank der Landtagsprotokolle auf, bekommt man Hinweise auf Parteizugehörigkeit, Wahlkreis, Wohnort und Beruf<sup>12</sup> und kann sich sodann aufblättern lassen, an welchen Tagen Marum im Landtag als Redner aufgetreten ist und zu welchen Themen er sich dabei äußerste. Weiterführende Links führen zu Biographien und anderen Dokumenten über diese Person.

Man kann entdecken, dass Marum beispielsweise in der 25. Sitzung am 16. Mai 1919 bei der sehr erregt verlaufenden Debatte über den Versailler Vertrag Stellung zu den feindlichen Friedensbedingungen bezog: »Zorn erfasst uns wegen der Art und Weise, in welcher das Volk, die deutsche Arbeiterschaft besonders, zu Sklaven gemacht werden und frohnden soll im Dienste amerikanischen, englischen und französischen Kapitals. Empörung erfüllt uns wegen der Herzlosigkeit und Rachsucht, die aus jeder einzelnen dieser Bestimmungen nicht gegen die alte deutsche Regierung, sondern gegen das deutsche Volk spricht.«<sup>13</sup>

Erster Staatspräsident des Landes Baden war 1919/20 Anton Geiß (1858-1944), ehemaliger Schreinermeister und Gastwirt, der mehrere Jahre Stadtverordneter in Mannheim war und zwischen 1895 und 1903 und erneut zwischen 1909 und 1921 dem Badischen Landtag angehörte. In dieser Zeit war er erster bzw. zweiter Vizepräsident der Zweiten Kammer. Während der Novemberrevolution wurde er zum Vorsitzenden der Provisorischen Regierung. Auch er hat viele Male im Landtag das Wort ergriffen, so z. B. am 15. März 1920: »Nach dem furchtbaren Zusammenbruch. den wir im Oktober und November 1918 erlebt haben, nach den schweren Wochen und Monaten der Revolution, die in weiten Teilen Deutschlands in anarchische Zustände ausgeartet war, ist es uns gelungen, wieder verfassungsmäßige Zustände herzustellen [...] Diese Entwicklung ist durch eine verbrecherische Tat einer konservativen und durchaus reaktionären Gruppe freventlich gestört worden. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß nie am deutschen Volke ein größeres Verbrechen begangen worden ist. Die Regierung, die sich hochverräterisch mit Hilfe pflichtvergessener Truppen in Berlin gebildet hat, wird zwar in kurzer Zeit zusammenbrechen, aber die schweren Folgen der verbrecherischen Tat wird die deutsche Volkswirtschaft noch lange zu spüren haben.«14

In der Tat brach der von Wolfgang Kapp, Walther von Lüttwitz und Erich Ludendorff angeführte Putschversuch gegen die Weimarer Republik, über den sich Geiß hier empörte, nach wenigen Tagen zusammen, nicht zuletzt wegen des ausgerufenen Generalstreiks. Im Namen der badischen Regierung bedankte sich Geiß am 25. März bei allen, die zur Niederlage des Aufstands beigetragen hatten: »Arbeiter und Bauern, Handwerker und Beamte, festbesoldete und freie Berufe haben

ihre Treue bewiesen. Besonderer Dank gebührt auch der Gendarmerie, der Polizei, der Sicherheitspolizei, der Reichswehr und Einwohnerwehr.«<sup>15</sup>

Das Beispiel belegt, dass auch politische Ereignisse auf Reichsebene ihren Niederschlag im Badischen Landtag fanden, der somit nicht ausschließlich eine historische Quelle für rein regionale Angelegenheiten ist. Gleiches zeigte sich wenige Jahre später bei Hitlers Marsch auf die Feldherrenhalle. Noch am Tag selbst, am Nachmittag des 9. November 1923, verurteilten die Mitglieder des Badischen Landtags diesen erneuten Putschversuch von rechts. Neben Ludwig Marum, Max Weber und vier weiteren Abgeordneten sprach Staatspräsident Heinrich Köhler: »In München ist durch Nationalsozialisten unter Führung Hitlers der Versuch unternommen worden, eine sogenannte nationale Diktatur zu errichten. Das bedeutet die offene Auflehnung gegen die Reichsregierung, den Bruch der Reichsverfassung, Hochverrat gegen das Reich. Damit ist die Gewalt an die Stelle des Rechts getreten. Die badische Regierung wendet sich an das badische Volk. Sie weiß sich einig mit ihm in der schärfsten Verurteilung des hochverräterischen Unternehmens.«16

Möchte man Fundstellen wie die zitierten Textpassagen finden, dann bietet die Datenbank diese Möglichkeit unter der Rubrik »Redensuche«. Hier stehen folgende Suchfelder zur Auswahl: Stichwort, Person, Kammer, Partei und Jahr. Gibt man etwa in das Feld Stichwort »Kapp-Putsch« oder »Hitlerputsch« ein, werden diejenigen Landtagssitzungen angezeigt, in denen die gesuchten Themen zur Sprache kamen und ihren Niederschlag im Protokoll fanden. Die zu jedem Redebeitrag erfassten Stichwörter speisen sich aus den im Sprechregister aufgelisteten Angaben; sie wurden also nicht nachträglich von Seiten der BLB

282 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013

redaktionell bearbeitet oder gar nach einem Regelwerk normiert. Da es Themen gibt, mit denen sich der Landtag über viele Jahrzehnte immer wieder befasst hat, z. B. mit dem Eisenbahnbau in Baden, ist die Möglichkeit zur Einschränkung der Suche, hier vorzugsweise nach Jahren, eine hilfreiche Funktion.

Ähnliche Suchkategorien stehen auch bei der Personensuche zur Verfügung. Hier gibt es zusätzlich die Unterscheidung des Geschlechts, so dass z. B. gezielt nur nach den Landtagsreden der weiblichen Abgeordneten recherchiert werden kann. Wie oben erwähnt, gab erst die Verfassung von 1919 den Frauen das aktive und passive Wahlrecht. Infolgedessen waren auch erst seit diesem Zeitpunkt Frauen im Landtag vertreten. Von 104 Abgeordneten der Verfassunggebenden Nationalversammlung waren neun Frauen. Als diese Versammlung am 15. Januar 1919 zu ihrer ersten Sitzung zusammenkam, sprach die Heidelberger Abgeordnete Marianne Weber von der Deutschen Demokratischen Partei. Mit ihr ergriff wohl zum ersten Mal in einem deutschen Parlament eine Frau das Wort. Ihr Thema: Die Frau in der Politik. »Es sei mir gestattet, nicht als Parteiangehörige, sondern als Frau einige Worte zu Ihnen zu sprechen, denn ich bin mir bewußt, daß heute tausende von badischen Frauen mit Freude und Dankbarkeit und mit klopfendem Herzen auf uns schauen und die Tatsache, daß heute zum ersten Mal Frauen in dieses Haus eingezogen sind, die berufen sind, an der Gestaltung des Staates, an dem Wiederaufbau des badischen Staates teilzunehmen, als einen Augenblick von geschichtlicher Bedeutung empfinden. Wir Frauen können nur unserer hohen Freude und Befriedigung darüber Ausdruck geben, daß wir zu dieser Aufgabe mitberufen sind, und ich glaube sagen zu dürfen, daß wir besser für sie vorbereitet sind, als vielleicht

die meisten von ihnen glauben. Millionen von uns haben seit vielen Jahrzehnten draußen außerhalb des Hauses ihren Unterhalt selbst erwerben und auf eigenen Füßen stehen müssen, und sie haben sich die harte Luft des Draußenlebens um ihren Kopf wehen lassen. Tausende von uns haben während des Krieges Männerarbeit geleistet, mit geringeren leiblichen Kräften als der Mann. Tausende von uns Frauen haben ein Heimatheer gebildet, ohne welches das Frontheer keine Munition und keine Kleidung gehabt hätte.«<sup>17</sup>

Nach dieser selbstbewussten Rede fühlten sich auch die Frauen der anderen Fraktionen zu einem entsprechenden Bekenntnis ermuntert. Insgesamt verzeichnet die Datenbank für den Zeitraum 1919 bis 1933 17 weibliche Abgeordnete. Dem kurzen nationalsozialistischen Landtag gehörte keine Frau mehr an. Wie schmachvoll und zugleich unspektakulär der Landtag zu Ende ging – auch das lässt sich in der digitalen Version nachlesen. Ausgerechnet Herbert Kraft, der 1929 mit fünf weiteren Parteigenossen für die NSDAP in den Landtag eingezogen war und dort nicht nur für einen neuen Umgangston gesorgt hatte, sondern sogar wiederholte Male handgreiflich geworden war, saß als Präsident dem fast komplett neu zusammengesetzten Landtag vor. Nachdem die 53 anwesenden Abgeordneten mit 48 Ja-Stimmen gegen 5 Nein-Stimmen der verbliebenen Sozialdemokraten für das badische Ermächtigungsgesetz votiert hatten, beendete Kraft die Sitzung: »Ich setze Ihr Einverständnis voraus, wenn ich den Landtag bis auf weiteres vertage, und bitte Sie, mir die Ermächtigung zu geben, den Landtag einzuberufen, wenn das nötige Material zu einer Debatte vorhanden ist oder wenn ich es sonstwie für notwendig erachte. Ist jemand gegen meinen Vorschlag, so möge er sich erheben. Ich stelle fest, daß mein Vorschlag angenommen

ist. Der Landtag ist bis auf weiteres vertagt und die Sitzung ist geschlossen.«<sup>18</sup> Das waren die letzten Worte, die im Badischen Landtag gesprochen worden sind.

Zusammenfassend sei festgehalten: Mit der Internetpräsentation der Badischen Landtagsprotokolle möchte die Badische Landesbibliothek ihren Beitrag zum Landesjubiläum leisten. Das Werk zählt zu den wichtigen Dokumenten der badischen Geschichte. Adressat der digitalisierten Protokolle sind aber keineswegs allein Historiker und Geschichtsprofis. Das Projekt dient auch der Bildungsarbeit und der Förderung politischen Bewusstseins mit den Worten von Landtagspräsident Guido Wolf: »Ie leichter man sich mit der badischen Verfassungs- und Parlamentsgeschichte direkt und aus erster Hand, also ohne Abstriche vom akademischen ›Reinheitsgebot‹ beschäftigen kann und je mehr Menschen - Wissenschaftler, Studenten, Schüler, auch Politiker und Publizisten – das tun, desto besser ist es für unsere repräsentative Demokratie, oder genauer: desto größer ist die Chance, dass unsere repräsentative Demokratie bewusst als epochale Errungenschaft gesehen und geschätzt wird.«19

#### Anmerkungen

- 1 Ein weiteres grundlegendes, die Landtagsprotokolle sinnvoll ergänzendes Quellenwerk ist das Badische Gesetz- und Verordnungsblatt, das die BLB im Jahre 2012 ebenfalls digitalisiert und ins Netz stellt. Es umfasst den Zeitraum 1803 bis 1952.
- 2 Hierzu Ludger Syré: Die Badische Landesbibliothek im Zweiten Weltkrieg Untergang und Neuanfang. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 154 (2006), S. 493–515.
- 3 Überblick bei Hans Fenske: 175 Jahre badische Verfassung. Karlsruhe 1993.
- 4 Fenske (wie Anm. 3), S. 28.
- 5 Fenske (wie Anm. 3), S. 74.

- 6 Vgl. Das neue Ständehaus. Stadtbibliothek und Erinnerungsstätte. Hrsg. anlässlich der Einweihung des neuen Ständehauses in Karlsruhe am 21. August 1993. Karlsruhe 1993. – Das badische Ständehaus in Karlsruhe. Eine Dokumentation über das erste deutsche Parlamentsgebäude. Karlsruhe 1988.
- 7 Sie konnten aufgrund von § 78 der Verfassung aber auch zu geheimen Beratungen erklärt werden.
- 8 Geschäfts-Ordnung für die zweite Kammer der Stände-Versammlung für das Großherzogthum Baden. Karlsruhe: Chr. F. Müllersche Hofdruckerei. Zit. nach der Ausgabe 1831, S. 14.
- 9 Hans-Peter Becht: Badischer Parlamentarismus 1819 bis 1870. Ein deutsches Parlament zwischen Reform und Revolution. Düsseldorf: Droste 2009 (Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus), S. 171.
- 10 Becht (wie Anm. 9), S. 179.
- 11 Michael Braun: Der Badische Landtag 1918–1933. Düsseldorf: Droste 2009 (Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus).
- 12 Stets mit Jahresangaben; diese beziehen sich allerdings nur auf die jeweiligen Protokolljahrgänge.
- 13 http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/ pageview/368927.
- 14 http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/pageview/356284.
- 15 http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/ pageview/356336.
- 16 http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/ pageview/358202.
- 17 http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/ pageview/368851.
- 18 http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/ pageview/725539.
- 19 http://www.blb-karlsruhe.de/blb/blbhtml/2012/rede-landtagsprotokolle.php.



Anschrift des Autors: Dr. Ludger Syré Badische Landesbibliothek Erbprinzenstraße 15 76133 Karlsruhe

284 Ludger Syré Badische Heimat 2/2013

#### Der Verein »Rhin Vivant«

Europa am Oberrhein

Clemens Glunk

Die grenzübergreifende Zusammenarbeit in der Oberrheinregion wird auf den verschiedensten Arbeitsebenen seit Jahren durch den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) über das Interreg-Programm (aktuell Interreg IVa Oberrhein) unterstützt. So zum Beispiel auch im Bereich des Naturschutzes. Das Motto lautet: Der Oberrhein wächst zusammen mit jedem Projekt. Der in Strasbourg ansässige Verein »Rhin Vivant – Lebendiger Rhein« (www. rhinvivant-lebendigerrhein.eu) engagiert sich seit 2005 für den Naturschutz und entwickelt Konzepte und Projekte für einen nachhaltigen Tourismus in den Rheinauen und im Ramsargebiet unter Erhalt der Naturgüter des Ökosystems. Das Land Baden-Württemberg, vertreten durch die Naturschutzverwaltung des Regierungspräsidiums Freiburg, begleitet, unterstützt und fördert diese Entwicklung.

Der Verein »Rhin Vivant« wurde 2005 gegründet. Der Verein hatte zuletzt 52 deutsche und französische Mitglieder. In den Jahren 2006 bis 2008 hat der Verein als Träger bereits ein Interreg III A-Projekt »Destination lebendiger Rhein« für einen nachhaltigen Tourismus am Oberrhein durchgeführt. Ziel dieses Projektes war die Entwicklung, Strukturierung, Aufwertung und Bekanntmachung eines nachhaltigen Tourismus in den Naturgebieten auf beiden Seiten des Rheins im Rahmen der Europäischen Charta für nachhaltigen Tourismus. Hierzu wurde der Verein auch Mitglied im EUROPARC, einem Dachverband europäischer Schutzgebiete. Der Verein war durch die Charta verpflichtet, eine 5-Jahres-Strategie für den nachhaltigen Tourismus von 2006 bis 2010 am Oberrhein zu entwickeln.

Von Juli 2008 bis September 2011 schloss sich das Interreg IV A-Projekt »RheNaTour

– Sanftes Erleben einer Ramsar-Zone« durch Rhin Vivant als Projektträger an. Das Budget betrug 861 500 €, wobei 50% aus EU-Mitteln (EFRE¹) kofinanziert wurden. Zielsetzung des Projektes war die Nutzung der Ausweisung des Ramsar-Gebietes für den nachhaltigen Tourismus unter Anwendung des Prinzips »wise use« der Feuchtgebiete.

#### Was bedeutet »Wise use«?

Unter »wohlausgewogener Nutzung« von Feuchtgebieten ist ihre nachhaltige Nutzung zum Wohle der Menschheit in einer mit dem Erhalt der Naturgüter des Ökosystems im Einklang stehenden Weise zu verstehen. »Wise use« bedeutet daher auch Zusammenarbeit zwischen Feuchtgebietsmanagement und Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Wasserwirtschaft, Jagd, Fischerei, Tourismus

Badische Heimat 2/2013 Der Verein »Rhin Vivant« 285





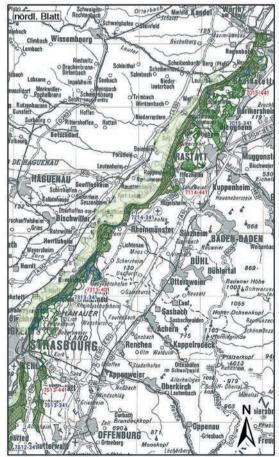
südl. Blatt

#### deutsch - französisches Ramsar-Gebiet "Oberrhein / Rhin supérieur"

Stand: Februar 2009

#### Legende:

Vogelschutzgebiet Baden-Württemberg
FFH-Gebiet Baden-Württemberg
Ramsar-Gebiet Baden-Württemberg
Ramsar-Gebiet Elsaß





Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg

286

Clemens Glunk

und Ressourcennutzung, soweit sie mit dem Grundsatz der Nachhaltigkeit zu vereinbaren sind.

Im Rahmen des Projektes wurden fünf Schwerpunkte gebildet:

- Kommunikation
- Sensibilisierung
- ökotouristische Angebote
- lokale Veranstaltungen
- Netzwerk.

Das Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, hat das Projekt mit ca. 80 000 € aus Tourismusmitteln unterstützt und im Verwaltungsrat sowie im Kollegium der Schutzgebietsbetreuer mitgearbeitet.

Der Verein hat im Rahmen des Projektes »RheNaTour« mehrere Kommunikationsmittel für eine breite Öffentlichkeit geschaffen, die systematisch das Thema »Ramsar« aufnehmen.

Eine gute Idee war ein Spiel mit sechs Fragen-Antworten auf Bierdeckeln, die je 36 000 mal auf deutsch und französisch erstellt wurden. Es wurde ein deutsch-französischer Führer »Découvrir le Rhin autrement - Den Oberrhein anders erleben« mit der ersten Freizeitkarte, auf der das Ramsar-Gebiet abgebildet ist, für eine breite Öffentlichkeit geschaffen. In den Tourismusbüros der Gemeinden ist diese Broschüre zu erhalten. Mit den Karten. worin das Ramsar-Gebiet in fünf Sektoren aufgeteilt ist, kann sich der Besucher sehr gut orientieren. In den Karten erhält der Tourist außerdem Hinweise auf Museen, Lehrpfade, Schutzgebiete und weitere touristische Angebote, wie z.B. Restaurants, Bahnhöfe oder Radwege. Die Besucher erhalten allgemeine Informationen zu Beschilderungen und Verhaltensregeln. Hierdurch kann jeder Gast einen Beitrag zum nachhaltigen Tourismus

leisten. Karten mit diesen vielfältigen Inhalten waren nach Kenntnis des Autors bislang nicht auf dem Markt erhältlich. Hier hat das Projekt echte Pionierarbeit geleistet.

Dass dieses Produkt kostenlos zur Verfügung gestellt werden kann, war ein großes Ziel der Projektpartner.

Sehenswert sind zudem die Kurzfilme zum nachhaltigen Tourismus und zu den ökotouristischen Aktivitäten, die im Rahmen des Projektes produziert wurden. Die Öffentlichkeit kann diese auf der Website www.rhinvivant-lebendigerrhein.eu entdecken.

Besonders innovativ ist die mobile Website. Wer ein Smartphone besitzt, kann einen QR-Code mit dem Handy einscannen und somit draußen im Gebiet sämtliche Informationen direkt auf das Handy abrufen.

Einige Leser werden sich fragen, wie es dazu kommt, dass das Naturschutzreferat des Regierungspräsidiums Freiburg das Land Baden-Württemberg in einem touristisch geprägten Interreg-Projekt vertritt.

Die Ramsar-Konvention dient dem internationalen Schutz von Feuchtgebieten und den Arten, die diese Gebiete nutzen.

Da es beim Projekt um die ökotouristische, nachhaltige Nutzung des Gebietes ging und sich in diesem Gebiet sehr viele (nämlich 28) Naturschutzgebiete befinden, war es der Naturschutzverwaltung wichtig, den Schutzstatus dieser Naturschutzgebiete zu wahren bzw. Beeinträchtigungen der Schutzgüter zu verhindern. Dies ist bei diesem Projekt in einem grenzübergreifenden, konstruktiven Dialog mit allen Nutzergruppen sehr gut gelungen. Die Angler, Bootsführer, Jäger, Förster haben die Schutzwürdigkeit und Schutzbedürftigkeit der Gebiete erkannt. Es war interessant zu erfahren, wie stark auch eine nachhaltige Nutzung der Ressourcen in diesen Gruppen bereits verankert war. Ziel war es, dieses Be-

Badische Heimat 2/2013 Der Verein »Rhin Vivant« 287

wusstsein auch zu allen Gästen/Besuchern zu transportieren.

Eine wichtige Rolle hierbei spielt auch der »Ramsar-Ranger« vor Ort. Dieser ist im Gebiet in der Zollhausinformation Taubergießen ansässig und war zunächst über den Landschaftserhaltungsverband (LEV) Landkreis Emmendingen angestellt. Während der Laufzeit des Projektes »RheNaTour« war es so möglich, diese Stelle mitzufinanzieren, so dass 50% EU-Mittel zur Stellenfinanzierung beigetragen haben. Nur durch dieses Projekt war es durch die EU-Kofinanzierung zum damaligen Zeitpunkt möglich, eine Weiterbesetzung der Stelle zu erreichen, was zuletzt der Natur zu Gute gekommen ist. Es ist allgemein bekannt, dass Regelungen zum Schutz der Natur nur so gut und effektiv sind, wie sie auch kontrolliert werden können. Dies kennt man gleichermaßen aus dem Straßenverkehr. Im Projekt hat der Ranger konkret an einem Pilotstandort im Taubergießen Besucher gezählt und an Methoden zur Sensibilisierung mitgearbeitet. Es sollten auch die Auswirkungen von Freizeitaktivitäten auf vorhandene Tierarten identifiziert werden. Diese Erkenntnisse werden in zukünftige Regelungen einfließen, um eine noch effektivere Besucherlenkung installieren zu können.

Gemeinsam mit dem Verein hat der Ramsar-Ranger sog. »Ramsar-Abende« angeboten, an denen Menschen, die am oder vom Rhein leben, Geschichten erzählt haben oder über ihren Beruf, z. B. des Rheinfischers, berichteten. Die Ramsar-Abende fanden wechselnd auf deutscher oder französischer Seite statt und erfreuten sich großer Beliebtheit.

Auch die Rheinmärkte, auf denen lokale Anbieter ihre Produkte angeboten haben, wurden regelmäßig organisiert und waren stark frequentiert. Diese fanden z. B. in Müllheim und Rhinau statt. Der Einkauf regionaler Produkte durch Einheimische und Gäste trägt ebenfalls zur nachhaltigen Nutzung des Gebietes bei. Ein Winzer aus Sasbach am Kaiserstuhl hat einen »Ramsarwein« kreiert und bietet diesen an. Das Label »Ramsar« kann und sollte viel stärker für die Vermarktung örtlich produzierter Produkte verwendet werden, damit sich die Bevölkerung auch über diesen Weg verstärkt mit dem Ramsargebiet identifiziert und die Auszeichnung »auf der Fläche ankommt«. Öffentlichkeitsarbeit ist in der Zukunft sehr wichtig, um der Region bewusster zu machen, in welchem hochwertigen Gebiet wir am Oberrhein leben dürfen. Dies könnte durchaus über eine stärkere Vernetzung mit der Metropolregion Oberrhein, dem Eurodistrikt und Pamina Rheinpark erfolgen. Der Oberrheinrat hat die Aktionen zum Ramsargebiet immer unterstützt und am jährlich stattfindenden Welttag der Feuchtgebiete, am 2. Februar, stets auf die Wichtigkeit dieser Region und deren Wertschöpfung hingewiesen.

Aus Sicht des Autors hat der Verein »Rhin Vivant« durch das Projekt RheNaTour die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Tourismus und Naturschutz ein großes Stück vorangebracht. Durch die Mitgliedschaft vieler Kommunen auf beiden Seiten des Rheins hat sich auch dieses Miteinander sehr verbessert. Durch den »Club der Tourismusbetriebe«, die sich ebenfalls für den Ökotourismus entschieden haben, in dem sie regionale Produkte anbieten und Energiesparmaßnahmen durchgeführt haben, ist eine direkte Verbindung in die Tourismuswirtschaft entstanden. Das Etablieren einer solchen Verknüpfung war sehr innovativ und bis dahin aus Sicht des Autors einmalig.

Bedauerlicherweise war der Verein Rhin Vivant strukturell unterfinanziert und eine dauerhafte Mitfinanzierung durch das Land Baden-Württemberg war aus haushaltsrecht-

288 Clemens Glunk Badische Heimat 2/2013

lichen und grundsätzlichen Gründen leider nicht möglich, so dass nach Ende des Projekts das Vereinspersonal entlassen werden musste. Der Verein ist bislang jedoch nicht aufgelöst und existiert weiterhin. Vielleicht gelingt es, ihn im Zuge der Ramsar-Gebietsverwaltung und Gebietsbetreuung wieder mit Leben zu erfüllen.

Weitere Informationen zum Ramsar-Gebiet »Oberrhein / Rhin supérieur« können Sie dem Artikel in der Badischen Heimat, Heft 1/2011, Seite 20–22, entnehmen.

1 Europäischer Fonds für regionale Entwicklung



Anschrift des Autors: Clemens Glunk Regierungspräsidium Freiburg – Referat Naturschutz Bissierstraße 7 79107 Freiburg clemens.glunk@rpf.bwl.de



Badische Heimat 2/2013 Der Verein »Rhin Vivant« 289

# Die bilinguale Grundschule in Kappel-Grafenhausen

Modell einer deutsch-französischen Zusammenarbeit

Pierre Klein

In Kappel-Grafenhausen (Ortenaukreis) entstand eine bilinguale Grundschule, eine Einrichtung französischen Rechts, in der nach französischen Lehrplänen auf deutschem Boden unterrichtet wird – und zwar paritätisch-bilingual, d. h. in der einen Hälfte der Schulstunden wird der Unterricht in französischer Sprache abgehalten und in der anderen Hälfte auf deutsch. Als »Schulbus« für die französischen Schüler steht die Rheinfähre Kappel zur Verfügung.

Der private Verein »ABCM Zweisprachigkeit« verwaltete in Bindernheim / Alsace / Departement Bas Rhin seit mehr als zehn Jahren eine zweisprachige Schule, in der deutsche und französische Kinder im Alter von 3 bis 10 Jahren einen zweisprachigen Unterricht in Deutsch und Französisch erhielten. 55 Kinder wurden dort unterrichtet, 35% davon kamen aus badischen Dörfern. Es ist die einzige Grundschule entlang der Rheinschiene gewesen, die den deutschen Kindern einen paritätischen Unterricht mit 12 Stunden auf Deutsch und 12 Stunden auf Französisch pro Woche anbot. ABCM war für die Pädagogik



Die Rheinfähre Kappel ersetzt den Schulbus

und die Lehrer, zuständig, die Elternvereine »Les Misela« (für die französischen Kinder) und der »Förderverein für Zweisprachigkeit« (für die deutschen Kinder), waren für die Betreuung und den Schulbedarf verantwortlich. Ein Pilotprojekt also.

Das Aus kam, als die auf Privatgrund stehende Schule nicht mehr den französischen Sicherheitsvorschriften entsprach; die Räume in Bindernheim waren klein, der Bau überaltert, zudem sollte das Grundstück anderweitig genutzt werden. Was tun? Auf elsässischer Seite gab es keine Lösung. Es blieb also nur der Blick über den Rhein und eine Standortsuche auf der deutschen Seite.

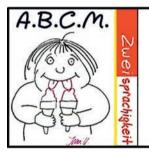
Dort wurde man fündig. In Kappel-Grafenhausen im Ortenaukreis, direkt auf der anderen Rheinseite, stand eine Schule halb leer. Dank der Unterstützung des deutschen Bürgermeisters kann nun die französische Schule mit allen Schülern und Lehrern nach Kappel umziehen. Eine ideale Lösung. Die in Baden-Württemberg niedergelassene Schule bleibt eine Einrichtung französischen Rechts und wird künftig nach französischen Bil-

290 Pierre Klein Badische Heimat 2/2013

dungsprogrammen auf deutschem Boden unterrichten. In Kappel sind die Räume wesentlich größer und geeigneter. Und wie schon bisher, ersetzt die Rheinfähre Kappel den Schulbus.

Das zweisprachige paritätische Unterrichtsangebot wird für die Kinder beider Seiten des Rheins erhalten, mit dem Vorteil für die französischen Kinder, ihr Sprachbad in einem deutschsprachigen Umfeld vertiefen zu können. Zudem bietet sich eine enge Zusammenarbeit mit der deutschen Taubergießen-Grundschule in Kappel an.

Kappel-Grafenhausen liegt die Betonung auf einem paritätischen, bilingualen Unterrichtsangebot. Das heißt: der Stundenplan wird zur Hälfte sprachlich aufgeteilt. Unterrichtet werden 12 Stunden auf Deutsch und 12 Stunden auf Französisch pro Woche und zwar in allen Fächern, zum Beispiel auch in Mathematik. Dieses Unterrichtsmodell wird von 315 Elementar- und Primarschulen in den beiden Départements Haut Rhin und Bas Rhin der Region Alsace seit Jahren mit Erfolg praktiziert und im Schuljahr 2012/2013 weiter geführt. Insgesamt werden ca. 12% der el-



# Ecole ABCM Zweisprachigkeit "Les Misela" Kappel-Grafenhausen Zweisprachige Ergänzungsschule

Der grenzübergreifende Charakter des Projektes ist unbestritten. Es handelt sich keineswegs nur um eine reine Verlagerung, sondern um eine doppelte, deutsch-französische Angelegenheit und Innovation: bilingualer deutsch-französischer Unterricht für deutsche und französische Kinder. Sie kommen weiterhin aus der Gegend von Kappel-Grafenhausen und aus dem elsässischen Ried. Die gute Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde Kappel-Grafenhausen und dem Pädagogischen Träger den Projektes (ABCM, Les Misela) ist dabei Voraussetzung.

Die Eröffnung einer französischen, bilingualen Grundschule in Baden-Württemberg ist neu. Zwar gibt es schon bilinguale Unterrichtsangebote in einigen deutschen Grenzgemeinden an der Rheinschiene, aber im Falle

sässischen Grundschulkinder in bilingualen Zügen mit 12 Stunden auf Deutsch und 12 Stunden auf Französisch unterrichtet und ca. 88% der Kinder erhalten Deutschunterricht mit 2–3 Stunden pro Woche.

Das baden-württembergische Unterrichtsprogramm »Französisch in der Grundschule entlang der Rheinschiene« hingegen sieht leider nur 3 Wochenstunden Sprachunterricht in Französisch vor. Ein wesentlicher Unterschied also. Pädagogen aus Baden halten das französische Unterrichtsmodell der »Classes bilingues« dem baden-württembergischen Fremdsprachenangebot in der Grundschule für haushoch überlegen. ABCM aber auch die elsässische Schulverwaltung in Strasbourg sind überzeugt, dass der paritätische, zweisprachige Unterricht einen wichtigen Faktor

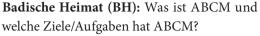
zur Förderung der Interkulturalität und der Mehrsprachigkeit darstellt, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die spätere berufliche Qualifikation der Jugend in der Metropolregion Oberrhein, in den Euro-Distrikten und erst recht in Europa.

Mit der Einrichtung der Modellschule in Kappel-Grafenhausen wurde auch für die Schulverwaltung Neuland betreten. Zahlreiche Gespräche des Vorsitzenden des Schulträgers ABCM waren nötig. Alle zogen mit. Das Regierungspräsidium Freiburg und das Staatliche Schulamt Offenburg unterstützten die Initiative von Anfang an und haben die Auslagerung befürwortet. Der Präsident der Région Alsace sicherte dem privaten Trägerverein ABCM weiterhin die finanzielle Förderung der Region zu, obwohl sich die Schule auf deutschem Boden befindet. Die Gemeinde Kappel-Grafenhausen schloss mit dem Trägerverein einen mittelfristigen Mietvertrag. Der Mietzins deckt gerade die laufenden Kosten für das Schulgebäude. Der Bürgermeister ist zuversichtlich, dass mit der neuen bilingualen Schule die Gemeinde Kappel-Grafenhausen als Wohnort attraktiver wird.

Bereits heute ist absehbar, dass die bilinguale Grundschule ihr Einzugsgebiet in der Ortenau durch zunehmendes Elterninteresse wird erweitern können. Ein schönes Beispiel für die Praxis gut nachbarschaftlicher Zusammenarbeit am Oberrhein über die nationalen Ländergrenzen hinweg.

Anschrift des Autors:
Pierre Klein
3 rue du Hohwald
F-67230 Huttenheim
E-Mail:
klein-pierre0636@orange.fr

#### Interview der Badischen Heimat mit Pierre Klein



Pierre Klein: ABCM (Association pour le bilinguisme en classe dès la maternelle) bedeutet »Verein für die Zweisprachigkeit in der Schule ab der Vorschule« (école maternelle). ABCM will allen Eltern, die den Wunsch haben, ihren Kindern eine regionale, zweisprachige Schulerziehung vom jüngsten Alter an zukommen zu lassen, dies auch ermöglichen. Das angestrebte Ziel ist die sowohl mündliche als auch schriftliche Beherrschung der beiden Sprachen am Ende der Schulzeit, d.h. einfach ausgedrückt zweisprachig zu sein. Mit Regionalsprache ist das Deutsche sowohl in der Standardform als auch in den fränkischen und alemannischen Mundarten der Region gemeint.

**BH:** Ist ABCM vom Rectorat der Academie Strasbourg (französische Schulverwaltung) als Schulträger zugelassen? Wie viele Schulen unterhält ABCM im Elsass?

Pierre Klein: Ja, ABCM ist von der »Education Nationale« anerkannt. Der Verein verwaltet zur Zeit zehn Schulen, die ca. 1000 Schüler beherbergen.

**BH:** Wird ABCM von den elsässischen Gebietskörperschaften unterstützt?

Pierre Klein: ABCM kann nur funktionieren, weil die elsässischen Gebietskörperschaften dem Verein finanzielle Mittel zur Verfügung stellen, mit denen die Lehrer bezahlt werden. BH: Wodurch unterscheidet sich ABCM von den anderen öffentlichen Elementar- und Primarschulen im Elsass?

Pierre Klein: Zuerst durch die Pädagogik. Unter zweisprachigem Unterricht verstehen wir einen Unterricht von zwei Sprachen in zwei Sprachen, ohne jemals auf das Werkzeug der Übersetzung zurückgreifen zu müssen, nach

292 Pierre Klein Badische Heimat 2/2013

einer Pädagogik, die sich ein frühes Sprachbad zu Nutze macht. Deshalb ist die Schule konstitutiv verbunden mit einem zweisprachigen Kindergarten, der ȃcole Maternelle«, deren Besuch Voraussetzung für den Besuch der Grundschule ist. Kinder, die die Schule erst nach Erreichen des sechsten Lebensjahres integrieren möchten, müssen einschlägige Vorkenntnisse in der zweiten Sprache vorweisen können. Diese Methodologie des Eintauchens, auch »Immersion« genannt, basiert auf dem natürlichen Erwerb der Sprache. Das Kind lernt die zweite Sprache wie auch die erste Sprache durch Nachahmung und Reproduktion. Diese Pädagogik nutzt als Prinzipien: die der Frühzeitigkeit, ab dem dritten Lebensjahr die der Dichotomie, also für jede Sprache einen native speaker als Lehrkraft, ferner die der Kontinuität und die des ausreichenden Eintauchens in die »schwächere« Sprache.

**BH:** Mit welchem pädagogischen Programm arbeitet ABCM? Hat ABCM eigene Lehrer? Entsprechen die Unterrichtsinhalte dem französischen Lehrplan für die Grundschule?

Pierre Klein: ABCM passt sich an das Curriculum der *Education Nationale* an, hat aber seine eigene Lehrer und eine eigene Pädagogische Hochschule. Die französischen Programme stehen den deutschen sehr nah: man lernt vor allem Lesen, Schreiben und Rechnen BH: Müssen die Eltern für ihre Kinder Schulgeld an ABCM bezahlen?

**Pierre Klein:** Ja, die Eltern bezahlen nach Einrichtung und Angebot der Schule zwischen  $400 \in$  und  $800 \in$  pro Jahr

**BH:** Ist für ABCM der elsässische Dialekt wichtig?

Pierre Klein: Die elsässische Regionalsprache ist die deutsche Sprache, die Standardsprache, sowie das »Elsasserditsch«. Elsässerdeutsch ist eng verwandt mit einer der höchstentwickelten Kultursprachen Europas, dem Stan-

darddeutschen, mit dem es seit früher Zeit in einem engen Bezug steht und dem es eine immerwährende sprachliche und kulturelle Bereicherung verdankt. Elsässerdeutsch begründet die französisch-deutsche Zweisprachigkeit des Elsass und rechtfertigt sie.

**BH:** Welche Perspektiven / weitere Ziele hat ABCM?

Pierre Klein: ABCM will und kann nicht die Education Nationale ersetzen. ABCM öffnet nur einen bilingualen Zug und zwar dort, wo die eine Nachfrage besteht, die nicht von der Education Nationale befriedigt werden kann. ABCM wird in der Zukunft weiter an der Entwicklung der Zweisprachigkeit arbeiten. Es geht aber nicht nur um Sprachkompetenzen. Außer der Aneignung von zwei Sprachen ermöglicht die eingesetzte Methodik, den Kindern die Öffnung für zwei Kulturen, die sie zu verstehen und zu integrieren lernen, und sie lernen, daraus eine Synthese zu machen. Sie ist eine Lehre des Andersseins und des Zusammenlebens. Nicht zuletzt soll die aufgebaute Zweisprachigkeit die Teilnahme an die Wirtschaftsumwelt u. a. des Oberrheins erleichtern.

Pierre Klein, Wirtschafts-Pädagoge, Schriftsteller und Autor mehrerer Werke und zahlreicher Artikel zur elsässischen Kultur und Zeitgeschichte; Förderer des zweisprachigen Unterrichts und der elsässischen Identität; 1983–1988 Präsident der René-Schickele-Gesellschaft Strasbourg; Gründungsmitglied der elsässischen Vereinigung »Lehrer« und Mitglied der Vereinigung ABCM Zweisprachigkeit; Präsident der Vereinigung »Freunde der zweisprachigen Kultur im Elsass«; Präsident der Bürgerinitiative für Einheit in der Vielfalt; lebt in Huttenheim/Bas-Rhin.

### Maria Ursula Gött, geb. Schneller, die Mutter des Dichters Emil Gött

Biographie einer unehelichen Mutter (1843–1927)

Renate Liessem-Breinlinger

Im Zusammenhang mit ihrem Sohn, dem Dichter und Lebensreformer Emil Gött, wurde Maria Ursula Gött, geb. Schneller, in der regionalen Literaturgeschichte immer wieder erwähnt, am Rande zwar, aber mit dem Hinweis, dass sie im Leben ihres Sohnes eine bedeutende Rolle gespielt habe, und mit der Andeutung, dass ihre Biographie ein Geheimnis berge. Gemeint war die Frage nach dem leiblichen Vater ihrer Kinder Emil und Ida, die Josef Gött bei der Eheschließung 1866 adoptiert hat. In diesem Beitrag »Maria Ursula Gött, geb. Schneller, die Mutter des Dichters Emil Gött, Biographie einer unehelichen Mutter 1843 – 1927« wird der Versuch unternommen, mittels intensiver Quellensuche eine Antwort zu finden. Die Personalakten des in Freiburg fast vergessenen Bürgermeisters von Theobald lieferte ein Indiz, seine Nachlass-Akte den Weg zu einem seiner legitimen Nachfahren, der die Neuigkeit gelassen aufnahm und ein Bild des Genannten beisteuerte.

Maria Ursula Gött, geborene Schneller, hatte fünf Kinder, aber an ihrem Erstgeborenen, dem Dichter, Erfinder und Lebensreformer Emil (1864-1908) hing sie mit außergewöhnlicher Zuneigung, man ist versucht zu sagen mit abgöttischer Liebe. 13 Jahre nach seinem Tod veröffentlichte sie das Büchlein Emil Gött. Sein Anfang und sein Ende. Aufzeichnungen seiner Mutter Maria Ursula Gött. Ob man ihr deswegen Bedeutung als Schriftstellerin zumessen soll, mag offen bleiben. Sie war jedoch eine außergewöhnliche Frau mit einem ungewöhnlichen Lebenslauf, da sie als zweifach uneheliche Mutter mit den Moralvorstellungen und gesellschaftlichen Regeln ihrer Zeit in Konflikt geriet und ihnen auf ganz individuelle Weise und sehr selbstbewusst die Stirn bot. Im Mai 1864 brachte sie als 21-jähriges Dienstmädchen ihren Sohn Emil zur Welt, im Januar 1866 die Tochter Ida. Wenige Monate nach der zweiten Geburt heiratete sie den Feldwebel Josef Gött, der beide Kinder als ehelich anerkannte. In ihren autobiographischen Aufzeichnungen, die im Freiburger Stadtarchiv erhalten sind und sich wie eine Mischung aus Brief an den Sohn und Tagebuch lesen, beschreibt sie den Eintritt von Vater Gött in ihr Leben ganz knapp und überspielt die Widersprüche in der Chronologie. Diese Aufzeichnungen liegen auch ihrem Büchlein zugrunde. Auch dort übergeht sie die Ungereimtheiten. Sie konnte allerdings nicht verhindern, dass Gerüchte umgingen und über sie getuschelt wurde. Da sie konsequent dazu schwieg, verselbständigte und verfälschte sich die Geschichte. Ihre Person blieb auch nach ihrer Zeit geheimnisumwittert, so dass Kenner der Biographie des Dichters Emil

Gött offen lassen mussten, ob dieser Josef Gött für seinen leiblichen Vater hielt, hieran zweifelte oder gar seinen Vater kannte.

Die einzige, die schriftlich festhielt, was sie gerüchteweise über Mutter Gött gehört hat, ist Helene Falley-Killian, Schriftstellerin, Tochter des Mediziners Gustav Killian (1860-1921). der Gött 1907/08 Fürsorge und Pflege angedeihen ließ. In einem Brief an ihren Bruder Hans Killian schrieb sie 1960 das Folgende: »Während ich nun so über Gött sinniere, sind mir plötzlich – nach 50 Jahren! – bestimmte Erinnerungen gekommen, Mitteilungen, die ich von unseren Eltern direkt habe. Emil Gött, so wurde damals geflüstert, soll der natürliche Sohn des Freiburger Bürgermeisters Schuster gewesen sein. Frau Gött war damals Dienstmädchen im Hause. Und als sie das Kind erwartete, verschaffte Schuster ihr den Soldaten Gött als Mann und besorgte ihm die Stellung beim Grundbuchamt. Sollte das stimmen, was ich eigentlich nicht bezweifle, wäre Götts Problematik sehr aufgehellt. Nämlich: die besondere Bindung an die Mutter (Mutterschicksal), das glatte Unverständnis von Seiten des Vaters ...«.

Helene Falley schreibt genau das, was hinter vorgehaltener Hand beharrlich weitererzählt wurde, aber eigentlich nicht stimmen kann: Maria Ursula Schneller war nicht Dienstmädchen bei Bürgermeister Carl Schuster (1823-1891), sondern bei seinem Vorgänger Ludwig von Theobald (1828-1890), der nur sehr kurz in Freiburg das für ihn neugeschaffene Amt des Zweiten Bürgermeisters bekleidete. Wer Josef Gött die Stellung auf dem Grundbuchamt verschaffte, ist dagegen klar und nachzulesen in dessen Personalakte: Es war Oberbürgermeister Eduard Fauler (1819-1882), der tatkräftige Eisenwerksbesitzer und liberale Politiker. Josef Gött beschreibt den Vorgang rückblickend so: »Am 6. Juni 1866 wurde ich



Dieses Emil-Gött-Portrait von 1899 erschien 1964 zum 100. Geburtstag des Dichters in der Badischen Heimat und wurde als Postkarte verbreitet.

durch den verstorbenen Oberbürgermeister Fauler veranlasst, nicht in den Staatsdienst, sondern in den der Stadtgemeinde zu treten, da er dafür sorgen wolle, dass ich mich mit der Zeit besser als im Staatsdienste stellen würde. Auf diese Aufmunterung hin, trat ich dann am 10. Juni 1866 (:anfänglich mit Tagesgebühr:) in den städtischen Dienst.« Seine Einstellung erfolgte unorthodox und unter Zeitdruck; die Stelle wurde erst Monate später ausgeschrieben, woraufhin Gött eine Bewerbung verfasste. Faulers außergewöhnliches Interesse an den Diensten des aus Nordbaden stammenden, in der Garnison Freiburg verwendeten Feldwebels, der damals wegen Invalidität den Militärdienst quittieren musste, spricht für die Richtigkeit der Annahme, dass die Ehe gestiftet wurde. Dass Schuster gleich doppelt ver-



Maria Ursula Gött, fotografiert vor 1900 im Freiburger Foto-Studio Prinz

wechselt wurde, mit Fauler und von Theobald, bleibt ein Rätsel, ist aber vermutlich ein Ergebnis der mündlichen Weitergabe.

»Mein Lebensfaden war arg verknotet«, schreibt Ursula Gött, und er wurde heftig strapaziert, könnte man hinzufügen. Sie verlor aber nie den Optimismus und das Grundgefühl, etwas Besonderes zu sein. Bei Oeftering (Literatur in Baden) wird sie als »warmherzige, sprudelnde, helläugige Frau, die einige Kalendergeschichten geschrieben hat«, geführt. In ihrem Büchlein von 1921 ist ein Altersbild überliefert, das sie als streng blickende etwas füllige Greisin zeigt. Als junge Frau war sie allen Indizien zufolge attraktiv, gesund, agil, nicht ganz schlank, was dem damaligen Schönheitsideal entsprach.

Versuchen wir, ihren Lebensfaden zu entwirren: Maria Ursula wurde 1843 in Jechtingen a. K. als Tochter des Bierbrauers Conrad Schneller und seiner Frau Veronika geboren. Für eine Berufsausbildung der Tochter, die in der Volksschule als gute, etwas vorlaute Schü-

lerin mit einer hübschen Singstimme auffiel, reichten die Mittel der kinderreichen Familie nicht. 1858 kam sie als 15jährige nach Freiburg »in Stellung«, wurde also Dienstmädchen - in der Anlernzeit noch ohne Lohn - bei einer Schuhmacherfamilie, in einem Geschäftshaus am Münsterplatz, in der Wäscherei/Büglerei einer Verwandten, im Klinikum, in einem ländlichen Anwesen am Stadtrand, mit einer durchreisenden Familie auf dem Schwarzwald und einige Monate in Basel als Betreuerin einer pflegebedürftigen Bürgersfrau. In den 1860er Jahren diente sie in Freiburg im Haushalt des Juristen Ludwig von Theobald in der Ludwigstraße. Das Haus gehörte seinem Schwiegervater Cajetan Jäger und dessen Ehefrau Elise Wilhelmine Charlotte, geb. von Langsdorff. Jäger war in Freiburg sehr angesehen und bekleidete damals das Amt des Stadtarchivars. Ludwig von Theobald ließ sich nach jahrelangen vergeblichen Versuchen, eine besoldete Stelle im Staatsdienst zu erhalten, 1861 zum Zweiten Bürgermeister der Stadt Freiburg wählen, gab das Amt aber vor Ablauf der Amtszeit zu Gunsten einer Tätigkeit beim Oberschulrat in Karlsruhe auf. Schon 1864 hatte er um seine Rückversetzung in den Staatsdienst gebeten. 1865 wiederholte er seine Bitte fast panikartig; die Karlsruher Ministerien reagieren aber negativ mit Verweis auf seine mäßigen Examensnoten. Erst ein sehr emotionales Schreiben an den Großherzog persönlich bewirkte 1866 seine rasche Versetzung nach Karlsruhe. Den dringenden Wunsch, Freiburg zu verlassen, begründete er mit »Rücksichten für das Wohl und die Zukunft meiner Familie«.

Maria Schneller gab vier Monate nach der Geburt der Tochter Ida Josef Gött das Jawort. Die Trauung fand am 7. Juni 1866 in der Pfarrei St. Martin statt. 1868 kam die Tochter Amalie zur Welt. 1873 zog die Familie ins ei-

296 Renate Liessem-Breinlinger Badische Heimat 2/2013

gene Haus in der Hebelstraße, das Josef Gött gemeinsam mit seiner verwitweten Schwiegermutter Veronika Schneller erworben hatte. Ursula Marias Schwester Cäcilia betrieb hier eine Wäscherei mit Büglerei. Die Großfamilie lebte nun in einem freundlichen hellen Neubauviertel. Mit acht bzw. elf Jahren Abstand zu Amalie brachte G. Anna und Theophil auf die Welt. Der Vater verdiente gut, denn neben seiner Büroarbeit bei der Stadt ging er der von OB Fauler genehmigten Nebenbeschäftigung nach: Als Vertreter einer Basler Bank vermittelte er Hypotheken, woran zu jener Zeit angesichts der regen Bautätigkeit nach dem Krieg 1870/71 Bedarf bestand.

Von den materiellen Bedingungen her konnte G. in jenen Jahren unbeschwert leben. Glücklich war sie nicht, nach ihren Aufzeichnungen zu urteilen. Sie hätte sich gern auf einer höheren gesellschaftlichen Ebene bewegt und litt unter bösartiger Nachrede, ohne deren Inhalt zu nennen. Unschwer errät man jedoch den Zusammenhang, wenn sie bald darauf berichtet, OB Schuster habe 1875 vor dem Amtsgericht wegen Verleumdung geklagt. In diesem Verfahren habe Josef Gött ausgesagt, dass seine Frau nicht bei Schuster, sondern bei Bürgermeister von Theobald gedient habe. Leider ist nur Mutter Götts Bericht, aber keine Gerichtsakte erhalten. Schuster scheint der Familie Gött wohl gesonnen gewesen zu sein. Vater Gött kümmerte sich um Schusters Fischzucht in Merzhausen, wofür er mit Theaterkarten entlohnt wurde, von denen seine kulturell interessierte Ehefrau gern Gebrauch machte, auch wenn sie dort von den Damen der Gesellschaft als Außenseiterin behandelt wurde.

Als zu Beginn der Ära Winterer (1888–1913) die Gründung des Münsterbauvereins vorbereitet wurde, ermutigte Mutter Gött ihren Sohn Emil, ein Theaterstück zu verfassen.



Mutter Gött als etwa 60-Jährige um 1900. Die Aufnahme ist Volker Schupps Buch »Emil Gött« von 1992 entnommen.

das im Schatten des Münsters spielen sollte. Er intensivierte seine Besuche im Stadtarchiv. wo er sich schon als Schüler und Student zu Zeiten Cajetan Jägers regelmäßig mit Literatur versorgt hatte. Das schreibt sie auf Seite 20 in ihrem Büchlein von 1921. Er legte den ersten Teil seines Werkes auf dem Rathaus vor, wo es Lob und Anerkennung fand. Die Erwartung, von der Stadt Hilfe bei der Finanzierung eines Archivaufenthalts in Straßburg zu erhalten, erfüllte sich ebenso wenig wie Mutter Götts Hoffnung, ihr Sohn könne Stadtarchivar in Freiburg werden. »Jener alte Archivar (C. Jäger, der Schwiegervater von Bürgermeister von Theobald) wollte, dass mein Sohn die Stelle haben sollte«.

1889 war ein Wendejahr in Maria Ursulas Biographie. Vater Gött bekam auf dem Rathaus den neuen Wind unter dem jungen OB



Das Ölbild zeigt Mütter Gött als etwa 79-Jährige um 1912. Schupp nennt Willy Berthold als Maler.

Otto Winterer (1864–1915) zu spüren: Eine sechsköpfige Kommission wurde einberufen, die Josef Gött seine Nebentätigkeit ab sofort untersagte. Schon 1884 hatte sich in Kollegenkreisen Unmut geregt wegen der »Basler Geschäfte« und seinem »bedeutenden Nebeneinkommen«. Damals folgte aber nur eine halbherzige Reaktion: Er sollte die Kapitalvermittlungen außerhalb der Bürostunden abwickeln. Vater Gött empfand die Entscheidung von 1889 als starken Eingriff in seine Rechte und das Interesse seiner Familie und kündigte das Dienstverhältnis mit der Stadt. Wenige Monate später verstarb er nach einer »Operation eines langjährigen Leibschadens«.

Vermutlich verkannte Maria Ursula, die damals noch zwei unmündige Kinder zu versorgen hatte, die Tragweite der Veränderungen durch den Eintritt in den Witwenstand. Sie erbte zwar den halben Hausanteil zu alleinigem Eigentum; dieses war jedoch nicht lastenfrei. Am schwersten wog, dass sie kein regelmäßiges Einkommen mehr hatte, da ihr weder von der Stadt noch vom Militär eine Witwenrente zustand. Die Hausgemeinschaft in der Hebelstraße veränderte sich: Carl Zeise zog ein und betrieb die Basler Hypothekenvertretung. Vater Gött hatte ihn als zukünftigen Schwiegersohn (Bräutigam von Ida Clara) in die Materie eingeführt. Um die geschäftliche Kontinuität kenntlich zu machen, nahm dieser auf Wunsch der Basler Bankiers den Namen Zeise-Gött an.

Nach wie vor begleitete Mutter Gött die geistige und künstlerische Entwicklung ihres Sohnes, seine Projekte und Experimente mit Bewunderung und Engagement. Sie glaubte unverbrüchlich an seine große Zukunft. Sie half ihm auch finanziell, ohne sich über die Gleichstellung seiner Geschwister Sorgen zu machen. 1894 kaufte Emil eine große Liegenschaft in Zähringen und ließ sich bei der Finanzierung durch Schwager Zeise-Gött beraten. Maria Ursula erschrak zwar, half aber weiter, indem sie ihr Vermögen angriff und selbst mittellos wurde. 1895 übernahm Carl Zeise das Haus Hebelstraße 24. Ab 1907 wurde ihr Dasein ruhelos. Sie wohnte nicht mehr in der Hebelstraße, sondern zog in kurzen Abständen von einer Dachkammer in die andere. Den Lebensunterhalt verdiente sie als Waschfrau in fremden Häusern, was sie mit trotzigem Stolz bekennt. Ab und zu habe sie Kalendergeschichten geschrieben für den Lahrer Hinkenden Boten. Es gab damals viel Streit in der Großfamilie, auch zwischen Emil und ihr; Schwiegersohn Zeise habe ihn gegen sie aufgehetzt.

Im April 1908 starb ihr Sohn Emil an seinem Herzleiden. Seine Mutter hatte damit den Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens verloren. Sie trauerte jedoch aktiv und begann alsbald Kontakte zu knüpfen, um an seinem Nach-

298 Renate Liessem-Breinlinger Badische Heimat 2/2013

ruhm zu arbeiten. 1909/10 war sie nach einem komplizierten Armbruch ein Jahr lang im evangelischen Altenheim an der Hermannstraße. Von 1910 bis 1913 lebte sie - wieder in der Lage körperliche Arbeit zu leisten – bei einer Apotheker-Familie in der Schwarzwaldstraße. Damals gelang es ihr, mit Hans Thoma (1839-1924) bekannt zu werden. Vermittler war der Dichter Albert Geiger, der Hans Thomas 70. Geburtstag gestaltet hatte. Die Korrespondenz mit Hans Thoma über zwölf Jahre hin bis zu dessen Tod, dann weiter mit seiner Schwester Agathe (1848–1929), die jährlichen Besuche in Karlsruhe und Marxzell im Albtal gaben ihr Halt und ein bisschen Glanz. Ihr größter Tag war Anfang Juli 1917, als in Karlsruhe Emil Götts Drama »Der Schwarzkünstler« aufgeführt wurde und sie an der Seite von Hans Thoma in einer Loge Platz nehmen durfte, vom Intendanten Bassermann begrüßt und zu ihrem Sohn beglückwünscht wurde.

Während des Ersten Weltkriegs arbeitete sie in Lazaretten, wofür sie mit einer Kriegsverdienstmedaille ausgezeichnet wurde. Im Spätjahr 1917 erlitt sie einen Schlaganfall, von dem sie sich jedoch so weit erholte, dass sie 1921 ihr Büchlein veröffentlichen konnte. Körperlicher Lohnarbeit konnte sie nicht mehr nachgehen. Die Aufenthaltsorte wechseln nach wie vor in rascher Folge: das Heiliggeistspital, eine Fremdenpension in der Röderstraße, ein Heim in Günterstal, die Kreis-Pflegeanstalt, die Kartaus-Anstalt, zuletzt das Wirtshaus Zur Kartaus. Agathe Thoma bedauert 1925 ihre Freundin, die »kein ruhiges Plätzchen« habe.

Der aus Karlsruhe gebürtige Berliner Journalist und Freund Emil Götts Gustav Manz (1868–1931) kannte die bedrängten Verhältnisse der Dichtermutter. In seiner Rezension ihres Büchleins sprach er ihr Seelenadel zu und hoffte, ihr Leser zuführen zu können,



Ludwig von Theobald (1828–1890), Altersbild,
Fotografie aus dem Privatbesitz von
Prof. Dr. Klaus Schredelseker, Innsbruck.
Ludwig von Theobald war 1884–1890
Oberamtmann in Emmendingen.

»damit sie eine Erleichterung ihres irdischen Spätabends erfährt«.

Das Leben der Mutter Gött gibt nach wie vor Rätsel auf. Sie machte sich z. B. beharrlich ein Jahr älter, womit sie beim Beginn der ersten Schwangerschaft volljährig gewesen wäre. Das falsche Geburtsjahr ging in die Literatur ein: Droop berichtet, dass sie 1917 ihren 75. Geburtstag feierte und er das Glück hatte, in diesen Tagen »die lebensfrohe Greisin mit den schönen blauen Augen« zu treffen. Ihre letzte Ruhestätte fand sie auf dem Freiburger Hauptfriedhof neben ihrem Sohn auf dem Ehrenfeld, das die Stadt diesem 1918 zuerkannt hatte. In jüngerer Zeit wurde an diesem stimmungsvol-

len Platz eine Stele mit einem Gött-Vers errichtet. Der Schluss passt zum Leben der Dichter-Mutter: »Hebe dich, Mensch, verzage nicht!«.

#### Quellen:

StadtAF, K1/12 (Nachlass Emil Gött, enthält die 8 Hefte mit den Aufzeichnungen der Mutter); B1/287 (Gött-Briefe, enthält die Briefe Hans Thoma an Mutter Gött); Grundbuch 81 (1890-1892) und 93 (1895-1896); H/17591 (Nachlass Veronika Schneller); D (Friedhofskommission) 2/1; K1/15 (Nachlass Cajetan Jäger); Einwohnerbücher; Meldekartei; GLAK, 76/7835-7836 (PA Ludwig von Theobald); 76/354-355 (PA Franz Bauer, Direktor der Höheren Töchterschule Freiburg); StAF, B 15/1/1, Emmendingen, Abt. IV, Nr. 1720 (Nachlass Ludwig von Theobald); EAF, Kirchenbücher der Pfarrei Jechtingen, für die Recherche danke ich Frau Marie-Christine Didierjean. Archiv der Emil-Gött-Gesellschaft, Abschrift eines Briefes von Helene-Falley-Killian an ihren Bruder Hans vom 28.01.1960; familiengeschichtliche Dokumente im Besitz von Prof. Dr. Klaus Schredelseker. Großenkel von Paula von Theobald.

#### Literatur:

Fritz Droop, Götts Vermächtnis, 1917; Gustav Manz, Mutter Gött, in: Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau, Berlin, 10. Juni 1921; Hero Max (Eva Hermine Peter), Legenden um Mutter und Sohn.

Dem Andenken des Dichters Emil Gött, 1928: Wilhelm E. Oeftering, Geschichte der Literatur in Baden, in: Heimatblätter vom Bodensee zum Main Nr. 47, hg. v. d. BH 1939; Hans Killian, Professor Gustav Killian und Emil Gött, in: BH 37/1957, S. 40; Ders., Emil Götts Wirken und Wesen. Ansprache zu seiner Gedächtnisfeier in Jechtingen am 1. Juni 1958, in BH 38/1858, S. 172-182; Eberhard Meckel, Die Wahrheit über Emil Gött, in: Zwischen Murg und Kinzig. Heimatblätter des Badischen Tagblatts für Geschichte, Brauchtum, Wirtschaft und Kultur, Nr. 263 und 264, 1964; Volker Schupp, Emil Gött, Dokumente und Darstellungen zu Leben, Dichtung und früher Lebensreform, mit Beiträgen von Meinhold Lurz und Barbara Noth, 1992; Helene Falley-Killian, Gestaltetes Leben. Aus ihrem Nachlass. hg. v. ihrer Tochter Bettina Schulz-Klingauf, 1992; Die Amtsvorstände der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810-1972, 1996; Edelgard Spaude, Eigenwillige Frauen in Baden, 1999, S. 255-282.



Anschrift der Autorin: Renate Liessem-Breinlinger Jacobistraße 31 79104 Freiburg

300 Renate Liessem-Breinlinger Badische Heimat 2/2013

# Carl Peter Pflästerer (1888–1961)

Ein badischer Baumeister für Karlsruhe – zum 125. Geburtstag

Rolf Fuhlrott

Der Beitrag will zeigen, dass ein strebsamer Mensch aus sog. kleinen Verhältnissen auch ohne Hochschulausbildung Großes leisten kann. Der gebürtige Carl Peter Pflästerer stieg so allmählich in seiner Wahlheimat Karlsruhe bis an die Spitze der Stadtplanung auf und diente sieben Oberbürgermeistern und unter drei verschiednen Regierungssystemen. Im Dritten Reich beauftragten ihn die "Machthaber", Karlsruhe als Gauhauptstadt mit repräsentativen Aufmarschstrassen und Monumentalbauten nach dem Vorbild eines Albert Speer in Berlin auszubauen. Dies brachte ihm das Aushängeschild eines Nazi-Architekten ein, obwohl seine Pläne nur auf dem Papier ihren Niederschlag fanden. Der Beitrag will daher auch die andere Seite seines Wirkens zeigen, auch Privates und dass er als Baumeister trotz seiner Brüche in einer Umbruchzeit das Bild der Stadt Karlsruhe maßgeblich mitgeprägt hat.

## 1. Prolog

Carl Peter Pflästerer war, was man heute einen »Selfmademan« nennen würde, der im wesentlichen aus eigener Kraft auf dem Gebiet des Bauwesens, insbesondere der Architektur und des Städtebaus, aber ohne eigentliche Ausbildung oder gar einen Studienabschluss bis in eines der höchsten Ämter der Karlsruher Bauverwaltung, dem Stadtplanungsamt, aufstieg und während seiner Zeit von fast 35 Jahren nicht nur sieben Oberbürgermeistern seiner Wahlheimat Karlsruhe, sondern auch drei Regierungssystemen, der Weimarer Republik, dem Dritten Reich sowie der jungen Bundesrepublik diente.

Wussten bislang nur Eingeweihte von den Leistungen Pflästerers für Karlsruhe<sup>1</sup>, so geriet er mit einem Schlag 2011 in das Licht der Öffentlichkeit durch eine Dokumentation über sein Leben und Werk, die eine angehende Kunsthistorikerin als Masterarbeit verfasst und zum 75-jährigem Bestehen des Stadtplanungsamtes im Zusammenhang mit einer Ausstellung und einer Vortragsreihe präsentiert hat<sup>2</sup>. In dieser Biografie, wie auch in Ausstellung und Vortrag wurde vielleicht ein zu starkes Gewicht auf die gigantischen Planungsentwürfe Pflästerers im Geiste des Dritten Reiches gelegt, so dass er – bei seiner Entnazifizierung nach Ende des 2. Weltkrieges nur als Mitläufer eingestuft – gewissermaßen in eine Nazi-Schublade geriet. Darum soll hier aus Anlass seines 125. Geburtstages versucht werden, das Augenmerk stärker auf seine anderen Leistungen zu lenken.

#### 2. Herkunft und Familie

Carl Peter Pflästerer wurde am 22. März 1888 in Weinheim an der Bergstraße geboren. Er

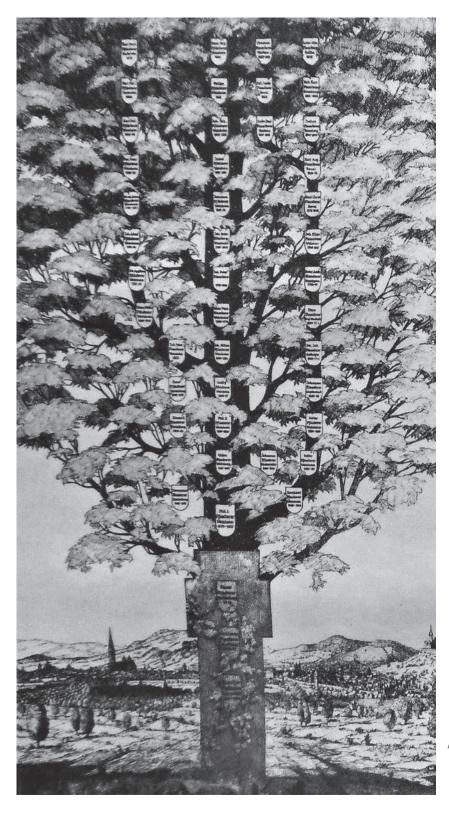


Abb. 1: Titelblatt und Stammbaum der Familiengeschichte. Foto: privat

entstammte einer lange und weit verbreiteten Familie, die über Jahrhunderte hinweg namentlich in den Archivalien nachgewiesen ist, was er und seine Cousins in einer eindrucksvollen 150-seitigen Dokumentation als Ergebnis ihrer Namens- und Familienforschung niedergelegt haben<sup>3</sup>. Diese hat er mit eigenem Einbandentwurf, Zeichnungen und einem wörtlich zu nehmenden, kolorierten Stammbaum (Abb. 1), der über dem Landschaftsbild seiner Heimatstadt Weinheim erwächst (dessen Original sich inzwischen im Stadtarchiv Karlsruhe befindet), mitgestaltet. Demzufolge ist ihr Name griechischen Ursprungs und leitet sich ab von plasso = ich forme und bilde und kam mit dem lateinischen plastiarius = der mit Gips oder Lehm formt, über die römische Baukunst in den süddeutschen Raum. wo er als Gewerbebezeichnung für die Bauleute schließlich in die heutige Form Pflasterer oder Pflästerer (z. B. für Straßenpflasterer) eingeführt wurde. So zeigt sich schon früh, dass selbst der Name vorbestimmend für Pflästerers beruflichen Werdegang war.

Erste Spuren dieses Namens und Gewerbes führten die Ahnenforscher zu den Baubruderschaften des Mittelalters nach Freiburg, wo gerade Anfang des 13. Jahrhunderts mit dem Bau des Münsters begonnen wurde. Die frühen Ahnen Pflästerers waren auch am Bau des Klosters Adelhausen bei Freiburg beteiligt und wurden nachweislich ebenfalls zum Bau des Maria-Verkündigungskloster in Romorantin bei Orleans berufen. Da trotz der vielen Baustellen Arbeitsgelegenheiten selbst für Mitglieder der Baubruderschaft in Freiburg nicht ausreichten, fanden die ersten Abwanderung in andere Gegenden statt. Ob allerdings die Arbeitssuche der einzige Grund zum Abwandern war, liegt für die nächsten 300 Jahre im Dunkeln. Es können auch Hungersnöte, Kriege, Seuchen und auch Heirat

oder weitere Gründe gewesen sein, bis sie um 1500 an der Bergstraße wieder auftauchten. Von der dortigen Heidelberger Linie zog Anfang des 16. Jahrhunderts ein gewisser Pflesterer / Pflasterer der Heirat wegen von Heidelberg nach Weinheim und begründete damit die älteste, die Weinheimer Linie, die mit über 4000 Vorfahren bis heute den dichten Stammbaum darstellen. So kam schließlich der hier porträtierte Karl Peter Pflästerer 1888 in Weinheim als Sohn des Schlossers und Namensgebers Karl Peter Pflaesterer und seiner Frau Barbara Hördt zur Welt – durch Namen und vielleicht auch mit den Genen seiner Ahnen baulich behaftet.

# 3. Biografie

Karl Peter Pflästerer wuchs im evangelischen Elternhaus in Weinheim auf. Über seine Kindheit ist wenig bekannt, nur dass er dort die Volksschule besuchte und 1896 mit acht Jahren den Vater verlor. Nach zwei weiteren Volksschuljahren besuchte er bis 1902 das Realgymnasium, das ihm einen Abschluss bot, der der späteren Mittleren Reife entspricht. Schon während der Schulzeit zeigte sich sein angeborenes Talent zum Zeichnen und Malen, auch verfasste er schon als Jugendlicher Gedichtverse. Nach der Schulzeit ging er einer praktischen Tätigkeit nach, auch um im vaterlosen Haushalt ein wenig Geld zu verdienen, außerdem heißt es, dass es eine Art Lehre im Maurerhandwerk gewesen sei mit Abschluss einer Gesellenprüfung. Darüber allerdings gibt es keine Belege als nur die eigene Niederschrift seines Lebenslaufes. Nach Abschluss dieser Tätigkeit ging er nach Karlsruhe, um von 1906 bis 1908 an der 1878 gegründeten Großherzoglichen Badischen Baugewerkeschule, dem späteren Staatstechnikum und



Abb. 2: Das erste eigene Haus auf Knielinger Gemarkung. Foto: privat

heutiger Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft zu studieren, allerdings nur vier Semester, auch ohne Abschluss, aber mit anerkannten Leistungen. Daneben besuchte er zeitweilig die 1854 gegründete Großherzogliche Badische Kunstschule, die heutige Staatliche Akademie der Bildenden Künste. Danach, nach Weinheim zurückgekehrt, untermauerte er seine theoretisch gewonnenen Studienkenntnisse mit praktischen Erfahrungen als Bauleiter in seiner Ausbildungsfirma. 1910 verstarb nun auch allzu früh seine Mutter, so dass er in Weinheim ohne familiäre Bindung war.

So kehrte er wieder nach Karlsruhe zurück, wo er mit Empfehlung der Karlsruher Anstalt in dem renommierten Architekturbüro von Emil Schweickhardt, der Professor an der Technischen Hochschule war, vier Jahre lang seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Bauplanung und Bauleitung erweitern konnte bis zum Kriegsausbruch 1914. Gleich zu Anfang wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und musste diesen zuerst in der Türkei, dann in Frankreich ableisten, bis er schließlich zum Heimatdienst eingeteilt wurde. In dieser Zeit lernte er seine Frau Klara Schühle kennen, die er 1917 heiratete. Nach Beendigung des Krie-



Abb. 3: Karl Pflästerer mit seinem zweiten Sohn Peter im Garten seines Hauses. Foto: privat

ges erhielt er eine Anstellung als Architekt in dem bekannten Büro der Brüder G. u. F. Betzel, später Betzel & Langstein, die zeittypische große Stadthäuser in Karlsruhe bauten (z. B. in der Kaiserallee das Café des Westens).

Mit den auf dem Gebiet der Architektur gesammelten Erfahrungen erhielt er am 17. Mai 1919 eine Anstellung als Hilfskraft beim Hochbauamt der Stadt Karlsruhe. Bald darauf im November wurde sein erster Sohn Karl-Herbert geboren, und im gleichen Jahr begann er für die Familie ein Haus am Ortsrand der Nachbargemeinde Knielingen am Karlsruher Weg zu bauen (Abb. 2). 1924 wechselte er als Architekt ins Tiefbauamt und hatte nun Gelegenheit, am Generalbebauungsplan für die Erweiterung der Stadt nach Süden unter dem bekannten Baubürgermeister Schneider mitzuwirken, wie auch an der Planung des neuen



Abb. 4: Der umstrittene Anbau an seinem Haus Foto: privat

Stadtteils Dammerstock. 1928 trat er in die SPD ein und wurde im November 1931 zum Stadtbaurat ernannt, zeitgleich mit der Geburt seines zweiten Sohnes Klaus Peter (Abb. 3). Es war die Zeit, da er mit den Erfahrungen des »Neuen Bauens« am Dammerstock in diesem Stil sein eigenes Wohnhaus erweitern wollte, dazu ein vierstöckiges Turmgebäude entwarf und nach der Baugenehmigung zu bauen anfing (Abb. 4).

Mitte der 20er Jahre zeichnete sich das Emporkommen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) ab. 1928 hatte bereits Adolf Hitler eine flammende Rede in Karlsruhe gehalten. Und auch bei den Wahlen für das Land sowie die Stadt wurde diese Partei immer stärker. Der letzte frei gewählte Oberbürgermeister, Dr. Julius Finter, wurde zwangsabgesetzt und durch den Nationalsozialisten Friedrich Jäger ersetzt. Die-

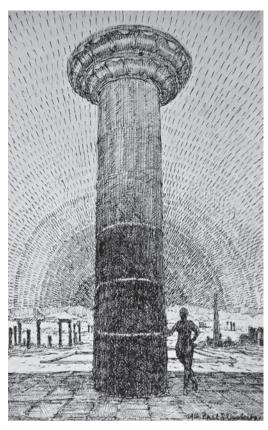


Abb. 5: Gigantische Halle, gez. von Pflästerer für die Familiengeschichte. Foto: privat

ser, sowie sein Nachfolger ab 1938, Dr. Oskar Hüssy, verfuhr streng im Sinne der Parteidisziplin, so auch in der Stadtplanung, wie man sie aus der Gigantomanie eines Albert Speer von Berlin kannte. Pflästerer, der durch seine Mitarbeit am Projekt Dammerstock dem Neuen Bauen zugewandt war und dies auch an der Erweiterung seines Wohnhauses zeigte, bekam Schwierigkeiten innerhalb des Amtes, da der neue Baustil<sup>4</sup> nicht konform ging mit dem Geist des Dritten Reiches. Er musste sich sogar einem Dienststrafverfahren unterziehen, wurde zu einer Geldstrafe verurteilt und wurde auch zurückgesetzt.

War es auf der einen Seite der Stil des Neuen Bauens, der ihm berufliche Schwierigkeiten



Abb. 6: Symbolische Studie: »Immer vor Augen das Ziel. Des Schicksals Wende bedeutet viel. Am Ziel allein der Tod. Was ist das Sein?« Foto: Stadtarchiv Karlsruhe 7/NI Pflästerer P147

brachte, so war es andererseits sein Naturell mit dem Hang zum Monumentalen, das sich schon bei der Illustration seiner Familienchronik zeigte (Abb. 5) wie auch bei der turmartigen Erweiterung seines Einfamilienhauses, das noch heute mit seinen vier Stockwerken die zweigeschossige Wohnbebauung der Umgebung überragt. Dieses Naturell bestätigt auch seine Schwiegertochter Inge Pflästerer.\*)

Als Pflästerer dann schließlich 1934 als Beamter auf den Führer vereidigt wurde und 1937 in die NSDAP eingetreten war, kam er beruflich einigermaßen durch diese schwierige Zeit. Man hatte bei aller Monumentalität sein Talent zum Entwerfen und Zeichnen erkannt und genutzt. Seine Entwürfe zum Dritten Reich waren zwar vom Gigantismus eines Albert Speer beeinflusst, wiesen aber doch eine gewisse Zurückhaltung auf, ja wollten sogar eine Rückbesinnung auf die Formensprache Weinbrenners zeigen. Doch der inzwischen ausgebrochene Krieg und die Zerstörung vieler Städte machten Pflästerers Träume schnell ein Ende. Er sah bald das Kriegsende voraus, zog sich innerlich zurück, malte und zeichnete düstere, symbolische Bilder (Abb. 6) - wie das abgebildete mit dem



Abb. 7: Pflästerer am Schreibtisch seines Hauses. Foto: privat

Titel »Am Ziel allein der Tod« – und verfasste ebensolche Gedichte. Da fährt Inge Pflästerer dann fort:

»Mein Schwiegervater war trotz seiner imposanten, man kann sagen, alles beherrschenden Erscheinung, ein tiefsinniger, mystisch veranlagter Mensch. Das zeigt sich besonders in seinen zahlreichen Gemälden und Zeichnungen, wie auch in seinen Gedichten Er war neben seiner technischen Berufung ein exzellenter Maler und Zeichner«.

Aber bereits vor dem Ende des Krieges stellte er auch schon 1944 Überlegungen für einen Wiederaufbau der zerstörten Stadt Karlsruhe an, die er an seinem heimischen Schreibtisch zu Papier brachte (Abb. 7); andere folgten erst später<sup>5</sup>. Danach erging es ihm wie vielen zum Kriegsende, zunächst die Verhaftung durch die das Land besetzenden Franzosen, Entlassung aus dem Dienst, Ent-

nazifizierung, dabei nur als Mitläufer eingestuft, so dass er im August 1947 wieder in den Städtischen Dienst aufgenommen werden konnte, wo er dann als Leiter des Stadtplanungsamtes sich tatkräftig für den Wiederaufbau der Stadt einsetzte, über den er sich schon frühzeitig auf Anraten von Stadtrat Günter Klotz Gedanken gemacht hatte.

Jedoch mit dem Ende des Krieges ereilten ihn etliche Schicksalsschläge. Zuvor wurde er auf dem Weg in seine Dienststelle von herabfallenden Trümmerteilen schwer verletzt. Wieder genesen, wurde sein erster Sohn vor seinem Haus erschossen. Seine Ehe scheiterte, aber ebenso sein Versuch, sich von seiner Frau Klara 1950 scheiden zu lassen. Er zog aus dem mit Mühsal und Hindernissen gemeinsam erbauten Haus aus und nahm sich eine Wohnung in der Innenstadt. 1954 trat er in den Ruhestand. Weiter fährt Inge Pflästerer fort:

»So habe ich ihn nach meiner Verheiratung 1958 mit seinem zweiten Sohn, Peter Pflästerer, kennen- und verehren gelernt und einiges über die Person und den Menschen Karl Pflästerer erfahren«.

Zuvor jedoch hatte er ein neues Haus für sich und seine Lebensgefährtin in Durlach gebaut (Abb. 8), wo er sich 1955 noch über die Geburt seines dritten Sohnes Karl-Friedrich König freuen konnte. Dieser erbte zwar, wie sich bald zeigte, das künstlerische Talent des Vaters, studierte sogar einige Semester an der Kunstakademie in Mannheim, geriet dann aber auf die schiefe Bahn und ging unter. Karl Peter Pflästerer verstarb am 23. Januar 1962 im Alter von 73 Jahren. Er wurde auf dem Durlacher Bergfriedhof begraben. Sein zweiter Sohn Peter wurde Rechtsanwalt und verstarb ebenfalls sehr früh 1972 im Alter von nur 41 Jahren. Pflästerers Lebensgefährtin litt später an der Alzheimerkrankheit und verstarb 1991 in einem Durlacher Pflegeheim.



Abb. 8: Das neue Haus in Durlach. Foto: Rolf Fuhlrott

# 4. Beruf, Werk und Leistung

Der aufmerksame Leser, der dem Autor bis hierher gefolgt ist, wird diesem sicher zustimmen, wenn er eingangs Karl Peter Pflästerer einen Selfmademan nannte, der keine Hochschulreife besaß, keine für Architekten übliche Ausbildung durchgemacht hat oder ein Studium aufweisen konnte, sondern eher einen großen Teil seiner theoretischen und praktischen Erfahrungen autodidaktisch gesammelt hat, die ihn, gepaart mit Talent und Ehrgeiz zu einem Architekten für Karlsruhe werden ließen, der Spuren in der Baugeschichte dieser Stadt hinterlassen hat, die aber in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt geblieben sind. Das hat sich in den letzten Jahren geändert, da einige Fachleute es unternommen hatten, den Pflästerer-Nachlass zu durchforsten, den Pflästerer verfügt hat, dem Stadtarchiv zu überlassen und der nach dem Ableben seiner Lebensgefährtin 1991 diesem übergeben wurde. Dieser enthält eine reiche Sammlung an Plänen, Zeichnungen, Malereien wie auch Tagebü-



Abb. 9: Blick von Osten auf die Dammerstocksiedlung. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS oXIIIa - 378-47

cher, Notizen und andere Aufzeichnungen, die inzwischen durch ein Findbuch sowie digital erschlossen sind<sup>6</sup>, so dass es nun möglich ist, sich ein Bild von Werk und Leistung Pflästerers zu machen.

So entstanden unterschiedliche Bilder dieses Architekten. Am stärksten fand die Monografie von Isabelle Dupont Beachtung, die 2011 zum 75-jährigen Jubiläum des Stadtplanungsamtes veröffentlicht wurde. Ihr Schwergewicht liegt dabei auf der Darstellung der gigantomanischen Planungen Pflästerers vor allem im Geiste des Dritten Reiches für Karlsruhe als Hauptstadt des Gaues Baden<sup>7</sup>. Das ist sicherlich auch der ins Auge springende Teil des Nachlasses. Dabei darf aber nicht übersehen werden, unter welchen Umständen Pflästerer diese Planungen erarbeitet hat (oder hat müssen), wobei er die Geschichte dieser Stadt nie aus den Augen verlor<sup>8</sup>.

#### 4.1 In der Weimarer Republik

Nachdem also Karl Peter Pflästerer 1919 als Hilfskraft beim Hochbauamt Karlsruhe angestellt war, wurde er 1924 als Architekt vom Tiefbauamt übernommen, wo er die Gelegenheit bekam, am Generalbebauungsplan unter dem Baubürgermeister Schneider maßgeblich mitzuwirken. Ein Ziel war es, die Stadt vor allem nach Süden auszudehnen, was aber nicht gelang, da die Reichsbahn 1913 durch Verlegung des Bahnhofs von der Kriegsstraße an die südliche Stadtgrenze, wo nunmehr die Bahngleise von Ost nach West und Nord nach Süd eine kaum zu überwindende Barriere darstellten, wie auch der ganze Plan später nicht genehmigt und nicht realisiert wurde. Es war trotzdem eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Pflästerer und dem Baubürgermeister Schneider wie auch dem Oberbürgermeister Dr. Julius Finter. So konnten

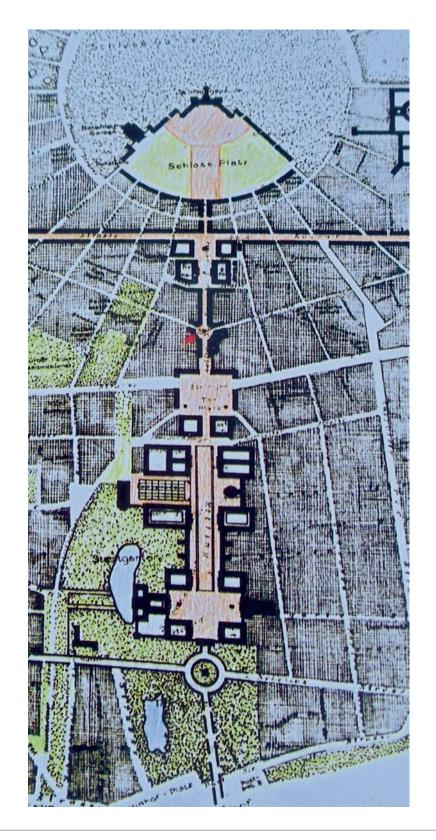


Abb. 10: Nord-Süd-Achse = Ettlinger Straße. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe 7/NI Pflästerer 178-30



Abb. 11: Das geplante Gauehrentor in der N-S-Achse. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe 7/NI Pflästerer 170-31

doch einige Projekte aus dem Generalbebauungsplan verwirklicht werden wie der Rheinpark Rappenwört, mit dem 1929 fertig gestellten Rheinstrandbad, oder der zwischen 1927 und 1930 gebaute Wald- (heute Adenauer-) Ring zusammen mit dem Sportpark Hardtwald. Schließlich gehört zu dieser, inzwischen auch »Schneider-Plan« genannten Planung, die neue Siedlung Dammerstock. Hier war Pflästerer mit der Vorbereitung der Ausschreibung für den Wettbewerb zuständig. Diesen gewann Walter Gropius, der auch mit der Koordinierung der anderen Architekten beim 1. Bauabschnitt betraut wurde. Da auch städtische Bedienstete an dem Wettbewerb teilnehmen durften, entschloss sich Pflästerer sogleich, dies zu tun, und er wurde mit einem ehrenvollen Ankauf belohnt. Bei diesem Wettbewerb wich man erstmals von der in der Innenstadt historisch gewachsenen Blockrandbebauung ab, ermöglichte eine der Sonne zugewendete Zeilenbauweise (Abb. 9)

und plante im Stil des »Neuen Bauens«. Obwohl den meisten Karlsruhern dies missfiel, diese Häuser ohne Dach, mit Fenstern wie hohlen Augen, so dass sie das gesamte Projekt »Jammerstock« nannten, blieb Pflästerer zunächst dabei und plante, wie gesagt, die Erweiterung seines Wohnhauses in diesem Stil! Immer wieder war es Schneider, der als Initiator neuer Projekte wirkte, aber auch Pflästerer den nötigen Freiraum beließ. All diese Aktivitäten und Projekte führten 1929 zur Gründung eines »Stadterweiterungsbüros« im Tiefbauamt. Mit der Leitung wurde Karl Peter Pflästerer betraut bei bald folgender Ernennung zum Stadtbaurat 1931.

#### 4.2 Im Dritten Reich

Hier wartete nun als nächste große Aufgabe die Neuordnung des Ettlinger-Tor-Platzes mit der Ettlinger Straße auf ihn, nachdem 1872 das historische Ettlinger Tor abgerissen



Abb. 12: Die geplante Gauhalle. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe 7/NI Pflästerer 170-32

und der Bahnhof von der Kriegsstraße 1913 nach Süden verlegt worden war. Erste, wenige Skizzen im Nachlass bezeugen den Beginn der Entwurfsarbeiten, die schon seinen Hang zum Großformatigen und Monumentalen zeigten. Aber schon bald mit Beginn der nationalsozialistischen Ära 1933 änderten sich Geist und Ziel der Stadtplanung, was mit dem immer stärkeren Werden der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) seit den 20er Jahren sichtbar wurde. Diese strebte aus Bayern heraus und teilte für ihre Parteiorganisation das Deutsche Reich nach dem Vorbild der Sportorganisation im 19. Jahrhundert in Gaue ein. Mit der Machtübernahme 1933 wurde dieses Gausystem auch auf die staatliche Struktur übertragen. Die Leitung der Gaue lag in den Händen der Gauleiter, für den Gau Baden mit der Hauptstadt Karlsruhe wurde der Organisator der Partei in Baden, Robert Wagner, bestimmt. Karl Peter Pflästerer wurde als Nicht-Partei-

mitglied und Mitglied der SPD durch ein linientreues Parteimitglied als Leiter des Stadterweiterungsbüros alsbald abgelöst, durfte aber, da man seinen Ideenreichtum und seine Entwurfsfähigkeiten schätzen gelernt hatte, weiter mitarbeiten. Um diese Aufgabe nicht auch zu verlieren, trat er auf Anraten von Oberbürgermeister Jäger am 1. Mai 1937 in die NSDAP ein. In dieser Zeit entstanden viele seiner akribisch gezeichneten und qualitätvollen Entwürfe zur Umgestaltung des Ettlinger-Tor-Platzes und der Ettlinger Straße nach Süden (Abb. 10). Um das Ziel der Umgestaltung der Gauhauptstadt konsequenter zu verfolgen, kam es 1939 zur Gründung der Abteilung »Städtebauliche Sonderaufgaben«, die dem neuen nationalsozialistischen Oberbürgermeister Dr. Oskar Hüssy direkt unterstellt war und mit deren Leitung Pflästerer, nun quasi als Wiedergutmachung, betraut wurde. Es ist wohl leicht verständlich, dass sowohl OB Jäger, wie ab 1938 sein Nachfolger



Abb. 13: Planung für den Knoten Durlacher Tor der Ost-West-Achse. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe 7/NI Pflästerer 72-186u

Dr. Oskar Hüssy, alles daran setzten, um die Weinbrennersche »via triumphalis« nun auch in eine Prachtchaussee mit Forum im Geiste des Dritten Reiches zu verwandeln mit Monumentalbauten wie Gauehrentor (Abb. 11), Gauhalle (Abb. 12), Parteigebäuden u. a. wie es Albert Speer in Berlin vorgezeichnet hatte. Diese Planungen wurden von der Stadt deshalb intensiviert, um ein Verlegen der Gauhauptstadt des um das Elsass vergrößerten Gaues Baden-Elsass nach Straßburg zu verhindern. In diesen Zwang war natürlich auch Karl Peter Pflästerer eingebunden, da er nun auch Mitglied der NSDAP war. Allerdings war es ein Zufall, dass diese Aufgabe auch mit seiner Veranlagung und seinem Naturell, dem Hang zum Großartigen, ja Gigantischen zusammenfand, wie es seine Schwiegertochter oben geschildert hat. Galt sein Hauptaugenmerk wie das der Stadt vornehmlich der Nord-Süd-Achse, so machte er sich auch Gedanken über die Ost-West-Achse der Langen Straße, heute Kaiserstraße, wie dem schwieri-

gen Abschluss dieser Achse, dem Ostknoten Durlacher Tor (Abb. 13).

#### 4.3 In der Nachkriegszeit

Aber die Erfolge der deutschen Truppen ließen nach, und die Fliegerangriffe der Alliierten nahmen zu und zerstörten die deutschen Städte nachhaltig, so dass ab 1944 ein Ende des Krieges absehbar wurde. Es war die Zeit, da dies auch Karl-Peter Pflästerer erkannte. und er war wohl einer der Wenigen, wenn nicht gar der Einzige, der sich Gedanken und Pläne machte über den Wiederaufbau der zerstörten Stadt. Die Kapitulation, den Einmarsch der Franzosen und seine Verhaftung durch sie überstand er glimpflich, musste sich aber bald, als die Amerikaner die Franzosen abgelöst hatten, dem Entnazifizierungsprozess unterwerfen und war infolge dessen ab März 1946 von Dienst suspendiert. Erst im April 1947 wurde das Verfahren abgeschlossen und Pflästerer als Mitläufer eingestuft

und zu einer Sühnezahlung von 700 RM verurteilt. Es dauerte dann noch vier Monate bis er vom dritten Nachkriegs-Oberbürgermeister Töpper wieder in den städtischen Dienst aufgenommen wurde. In der dienstlosen Zeit stellte er sich trotzdem uneigennützig in den Dienst der Stadt. Er beteiligte sich an Aufräumarbeiten und fertigte einen Plan der Zerstörungen der Stadt, hauptsächlich der Kaiserstraße, der nun, abweichend von seinem früheren Schwerpunkt der Nord-Süd-Achse, sein Hauptaugenmerk galt, wozu ihn immer wieder Stadtrat Günther Klotz ermunterte. der spätere Oberbürgermeister. Mehrere Entwürfe, Vorlagen für Wettbewerbe, die diskutiert, begutachtet und verworfen wurden, stammen aus seiner Feder, bis es ihm schließlich gelang, seine Planungsergebnisse in einer Ausstellung im Oktober 1947 im Kunstverein öffentlich zu machen, die die Grundlage für einen Wettbewerb bildete, an dem fast 100 Teilnehmer sich beteiligten, ohne dass ein befriedigendes Ergebnis herauskam. Aber auf dieser Grundlage erhielt das Stadtplanungsamt unter Federführung von Pflästerer den Auftrag, daraus eine Denkschrift zu verfassen, auf der Grundlage der historischen Struktur der Fächerstadt und Einbeziehung erhaltenswerter Gebäude, was dann auch 1948 gelang unter Beibehaltung der Fünfgeschossigkeit an der Kaiserstraße, wobei zur optischen Verbreiterung die oberen Geschosse um sechs Meter zurückgesetzt werden sollten unter Beibehaltung der Blockrandbebauung, so dass der Lieferverkehr von der Rückseite über die entstehenden Innenhöfe erfolgen konnte. Zum Schutz der flanierenden Menschen sollten über den Schaufenstern durchgehende Vordächer vorgesehen werden. Dieser Plan wurde schließlich im Oktober 1948 genehmigt und später ausgeführt, nachdem Pflästerer nach seiner Entnazifizierung im



Abb. 14: Stadtplanung Mühlburger Feld Foto: Stadtarchiv Karlsruhe F.8\_BA\_VV\_1643

August 1947 wieder eingestellt und am 1. Oktober 1949 als Leiter des Stadtplanungsamtes zum Baudirektor ernannt worden war.

Erster Bürgermeister Fridolin Heurich hielt Pflästerers Wirken für die Stadt für so bedeutsam, dass er ihn 1950 in einer öffentlichen Stadtratssitzung Lob und Anerkennung für seine Arbeit aussprach. Die Genehmigungsverfahren wurden bald danach abschlossen und ab 1951 konnte das Kaiserstraßenprojekt verwirklicht werden und im Anschluss auch die Umgestaltung des weiter westlich gelegenen Kaiserplatzes und Mühlburger Tores, dem wichtigen Verbindungsknoten zwischen der Kaiserstraße als Ladenstraße und der baumbestandenen Kaiserallee als Sammelstraße für die westlichen Stadtteile. Nach seinen Entwürfen wurde die heutige Insellösung des Kaiserplatzes mit dem Denkmal und den umfahrenden Straßenbahnlinien einschließlich der Platzwände wieder aufgebaut, so wie sie sich heute darstellt. Im gleichen Jahr wurde Pflästerer zum Beamten auf Lebenszeit ernannt. Das letzte Projekt, mit dem Pflästerer in Karlsruhe noch eine deutliche Spur hinterließ, galt dem westlichen Stadtteil Mühlburg. Hier gestaltete er die Rheinstraße und leitete die Bebauung des Mühlburger Feldes (Abb. 14) in die Wege. Es war der erste moderne Wohnstadtteil, der nach den Dammerstock-Erfahrungen in offener Zeilenbauweise errichtet wurde und auch die ersten Wohnhochhäuser erhielt und so der Wohnungsnot Einhalt gebot und den, während des Krieges in das Umland geflohenen und nun zurückkehrenden Menschen, moderne Wohnmöglichkeiten bot. In seiner Amtszeit begann schließlich noch die Sanierung der Südstadt mit der Planung eines Grünzuges durch sie. Im Jahr 1953 erreichte er das Pensionsalter und wurde im darauf folgenden Jahr, nachdem er noch die Amtsübergabe an seinen Nachfolger vorbereitet hatte, unter großer Würdigung seiner Verdienste in den Ruhestand versetzt. Aber auch nach seiner Pensionierung ließ ihn das städteplanerische Geschehen in Karlsruhe nicht los. Als Mitglied des Stadtplanungsbeirats beeinflusste er noch das Entstehen der Waldstadt und die Bebauung des Flugplatzes.

5. Fazit

Karl Peter Pflästerer war, nach Aussage seiner Schwiegertochter, ein Mann von aufragender Gestalt und Erscheinung, der jeden Raum beherrschte, in den er trat. Aufgrund seiner einfachen Herkunft, strebte er immer nach Höherem und erreichte, von Ehrgeiz beflügelt, höchste Ämter in der Bauverwaltung von Karlsruhe. So kam es seinem Naturell entgegen, für die wichtige Nord-Süd-Achse repräsentative Gebäude, um nicht zu sagen in gigantomanischer Form, zu entwerfen. Bestärkt wurde er nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, für diese repräsentative Bauten zu entwerfen. Da er sich aber bereits mit der Dammerstock-Siedlung dem »Neuen Bauen« verschrieben hatte, bekam er Schwierigkeiten im Amt, wurde zeitweise zurückgesetzt, und musste um Anerkennung und um Besoldungserhöhungen kämpfen, was ihm mit zäher Ausdauer auch gelang.

Unter den häufiger werdenden Luftangriffen leidend, wurde ihm das nahe Ende des Krieges immer bewusster, so dass er schon frühzeitig für den Wiederaufbau der Stadt plante. In der unmittelbaren Nachkriegszeit gelang es ihm dann unter zähem Ringen mit den Entscheidungsträgern einen Wiederaufbauplan für Karlsruhe, insbesondere der Ost-West-Achse, zu entwickeln, der schließlich bei den Entscheidungsträgern Zustimmung fand, so dass Karlsruhe, wie es sich heute darstellt, auf der Grundlage des historischen Stadtkerns seine Struktur und z. T. sein Gesicht erhalten konnte, was zweifellos wesentlich auf die Arbeit Karl Peter Pflästerers zurückgeht. Deshalb hatte die öffentliche Anerkennung 1950 durch den Ersten Bürgermeister Heurich seine Berechtigung und relativiert das Bild eines Nazi-Architekten doch erheblich. Insofern war Karl Peter Pflästerer trotz seiner Brüche in einer Umbruchzeit zur rechten Zeit an der richtigen Stelle beim Wiederaufbau und Ausbau dieser Fächerstadt Karlsruhe.

Literatur

- 1 Ringler, Harald: Der Stadtplaner Carl Peter Pflästerer. Über drei Jahrzehnte Karlsruher Stadtplanungsgeschichte. In: Blick in die Geschichte. Hrsg. v. Manfred Koch S. 37–40. Karlsruhe: Info Verlag, 2009, 331 S. (Karlsruher stadthistorische Beitrage 2003–2008, Bd. 4).
- 2 Dupont, Isabelle: Carl Peter Pflästerer und die Stadtplanung Karlsruhes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Stadtarchiv Karlsruhe und dem Stadtplanungsamt der Stadt Karlsruhe. – Karlsruhe: Info Verlag 2012, 112 S. zahlr. Ill. (Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd. 12).
- 3 Pflästerer, Artur: Die Geschichte der Weinheimer Bürgerfamilie Pflästerer. – Herausgegeben und

ergänzt von Philipp Pflästerer mit Zeichnungen von Karl Pflästerer. – Weinheim: Selbstverlag, 150 S. Zu beziehen über die Buchhandlung Keller in Weinheim.

Bräunche, Ernst Otto: Residenzstadt, Landeshauptstadt, Gauhauptstadt. Zwischen Demokratie und Diktatur 1914–1945. – In: Asche, Susanne u. a.: Karlsruhe – die Stadtgeschichte S. 357–502 (Lit. 8).

- 4 Lampugnani, Vittorio Magnano: Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts. – Stuttgart: Hatje Verlag 1980, 232 S.
- 5 Fischer, Adolf: Karlsruhe Der Neubau einer Barockstadt. Ein Beitrag zur Frage und Wandlung im Städtebau. München: Freitag Verlag 1947, 82 S., 26 Abb.
- 6 Herkert, Angelika: Der Nachlass Carl Peter Pflästerer. In: Stadtarchiv Karlsruhe. Gedächtnis einer Stadt. Karlsruhe: Info-Verlag 2010, 88 S.
- 7 Bräunche, Ernst Otto: Residenzstadt, Landeshauptstadt, Gauhauptstadt. Zwischen Demokratie und Diktatur 1914–1945. In Asche, Susanne u. a.: Karlsruhe die Stadtgeschichte, S. 357–502 (Lit. 8).
- 8 Asche, Susanne; Bräunche, Ernst-Otto; Koch, Manfred; Schmitt, Heinz; Wagner, Christina: Karlsruhe – die Stadtgeschichte. – Karlsruhe: Badenia Verlag 1998, 792 S.

in seinem neuen Haus in der Geigersbergstraße brachte dieser ihr die Technik des Zeichnens und Aquarellierens bei, so dass sie in jener Zeit dem Unterricht der Zeichen- und Malklasse der Professoren Hubbuch und Spuler an der Technischen Hochschule Karlsruhe folgen konnte, und so sagte sie »Wenn ich an ihn denke, so stellt sich mir das Bild eines begnadeten Künstlers und Technikers dar«.

Leider kann die Schwiegertochter Karl Peter Pflästerers diese Würdigung ihres Schwiegervaters nicht mehr wahrnehmen. Inge Pflästerer verstarb urplötzlich und unerwartet am 8. Mai 2013. Der Autor dankt ihr deshalb in besonderer Weise für die Einblicke in das Privatleben der Familie und für die Überlassung des Fotomaterials.

Der Autor widmet daher diesen Beitrag ganz besonders Inge Pflästerer.

#### Anmerkung:

\*»Die Erinnerung an meinen Schwiegervater vermittelt mir heute noch die Erscheinung eines Giganten.« Inge Pflästerer ist die Ehefrau des zweiten Sohnes von Karl Peter Pflästerer, Peter Pflästerer (1931–1972), der 1958 Inge Pflästerer geheiratet hat. Bei ihren samstäglichen Besuchen ihres Schwiegervaters



Anschrift des Autors: Dr.-Ing. Rolf Fuhlrott Berliner Str. 9a 76185 Karlsruhe fuhlrott@ubka.uni-karlsruhe.de

# Wie Natur und Kultur sich begegnen: Der Leimbach

Uwe Heidenreich, Dr. Sybille Heidenreich

Der Leimbach im Rhein-Neckar-Raum ist vor allem durch seine Bedeutung für den Schwetzinger Schlossgarten bekannt. Die Autoren zeigen weitere Aspekte: Der Leimbach steht in diesem Beitrag exemplarisch für die Verbindung von ökologischen, historischen und kulturellen Elementen.

Der frühe Bergbau in der Region, Beeinträchtigungen des Biotops durch menschliche Eingriffe sowie die Frage, was klassische und zeitgenössische Kunst uns hier zeigen können, sind die Stationen dieser Entdeckungsreise ins Vertraute.

#### 1 7ur Geschichte des Leimbachs

#### 1.1 Der Wasserlauf als Assoziationsraum

Der Mensch ist ein symbolbildendes Wesen. Und gerade das Wasser bietet eine Fülle von Anregungen: Wir denken an den Fluss der Zeit, wissen, dass wir nicht zweimal in denselben Fluss steigen können, fürchten, etwas könne »den Bach runter gehen«. Das klare oder das trübe Wasser vermitteln uns eine Stimmung, ebenso wie der munter murmelnde Bach oder das helle Geplätscher der Wellen.

Zugleich ist das Wasser, sind die Flüsse und Bäche schon seit Urzeiten mit der menschlichen Kultur und Zivilisation verbunden. Flüsse und Bäche wurden und werden gestaut, umgeleitet, zur Bewässerung genutzt, waren und sind Fischgründe, Trinkwasserlieferanten, Transportwege und (leider) auch Abwassertransporteure. Bäche und Flüsse bieten Lebensraum für Mensch und Tier, sie sind Erho-

lungsraum und weisen mit ihrem Umfeld aus Auen, Wiesen, Wald und Feldern eine besondere ästhetische Qualität auf.

So wie dem »Lauf des Wassers«¹ eine besondere spirituelle Kraft zugeschrieben wird, bezeichnet das »panta rhei«² eine Weltsicht, in der die Dinge sich fortwährend wandeln und im kontinuierlichen Werden und Vergehen das eigentlich belebende Prinzip der Natur zu sehen ist. Das Verschwimmen des Wasserlaufs mit dem Horizont in der Ferne bot der Landschaftsmalerei reizvolle Sujets und verlockte den romantischen Wanderer.

Und so sollen auch die folgenden Passagen mitnehmen auf eine Reise durch Natur und Kultur, lokal – geht es um den Leimbach – und global, wenn die große weite Welt oder die Ereignisse der Kulturgeschichte zur Sprache kommen.

Dabei steht der Leimbach exemplarisch für unseren Umgang mit der Natur und mit den Gefährdungen der Natur durch menschliche Eingriffe. Wir betreten damit auch ein Span-



Leimbach am Schwetzinger Schlossgarten, Aquädukt. Foto: U. Heidenreich

nungsfeld, in dem die Liebe zur Natur und andere Interessen der Menschen leicht in Widerspruch geraten können.

#### 1.2 Vom Kraichgau zum Oberrhein

Der Leimbach scheint ein auf lange Strecken unauffälliges, man möchte fast sagen durchschnittliches Gewässer zu sein, bevor er bei Schwetzingen zum quasi Hofwasserlieferanten des Schlossgartens wird. Auf den ersten Blick bietet er ein durchaus idyllisches Bild. Für das unbefangene Auge ziemlich natürlich wirkend, oft von Rasenböschungen oder üppig bewachsenen Uferrändern umgeben, fließt er recht ordentlich geradeaus. Und gerade diese Durchschnittlichkeit ist es, die ihn zum geeigneten Objekt unserer ökologischen Erkundungen macht, denn er zeigt vieles, das auch andere deutsche Gewässer aufweisen. So werden wir sehen, dass sich hinter der scheinbaren Idylle auch massive ökologische Störungen verbergen.

Entsprungen im Kraichgau bei Balzfeld, mündet der Leimbach mit einer Gesamtlänge von ca. 35 km und einem Einzugsgebiet von ca. 140 km² bei Brühl in den Oberrhein. Dabei tangiert er die Gemarkungen Dielheim und Wiesloch, wo er nach Norden abknickt und Walldorf, Nußloch, St. Ilgen und Sandhausen berührt. Dann macht er einen Schwenk nach Westen und durchfließt Oftersheim, Schwetzingen und Brühl, bevor er in den Rhein einmündet. Seine wichtigsten Zuflüsse sind der Gauangelbach und der Waldangelbach. Entlastungskanäle für den Leimbach sind der Landgraben, den man jetzt in ein Renaturierungsprojekt einzubinden bemüht ist, und der Hardtbach, der nördlich von Hockenheim-Talhaus in den Kraichbach mündet.<sup>3</sup>

Die erste bekannte Nennung als Leimbach stammt aus dem Jahr 1769, davor wurde er manchmal Angelbach oder, wegen der dort befindlichen Mühlen, auch Mühlbach genannt. Bei seiner ersten Nennung in der Schenkungsurkunde des Klosters Lorsch 767 heißt er noch »Swarzaha« (Schwarzach).4 Der heutige Name Leimbach steht für Lehm-Bach. Dies bezieht sich auf den Transport von Schwemmlöß, und zwar z. T. aus einem heute nicht mehr vorhandenen See, der sich von vorgeschichtlicher Zeit bis zum Mittelalter mit einer Fläche von ca. einem Quadratkilometer zwischen Wiesloch, Walldorf und Sandhausen erstreckte. Offenbar wurde dieser See mittels Eindämmung und Umleitung des Leimbachs trockengelegt - Hildebrand und Gross halten dies für »eine der größten Trockenlegungsaktionen des Mittelalters in Süddeutschland.«5

Der heutige Bachlauf ist oft begradigt, stark verbaut und umgeben von intensiv genutzten landwirtschaftlichen Flächen sowie zahlreichen Siedlungen. Allerdings birgt der Leimbach große Potenziale für den Biotopverbund einer Flußauenlandschaft, was Pläne zu seiner Renaturierung nach sich gezogen hat.<sup>6</sup> Sein Quellgebiet, der Kraichgau, zeichnet sich durch Ackerbau, Obst- und Weinbau aus, was





Ein Beispiel zur Begradigung des Leimbachs – 1917(links) und 2006 – bei Schwetzingen/Brühl, aus: Landschaft im Wandel Blatt 6617 Schwetzingen TK 25 1917 und TK 25 2006 massstabsunabhängig

©GeoBasis-DE/LVermGeoRP2012-01-10

jedoch eine starke Bodenerosion zur Folge hat, die in den Leimbach abfließt.

Im Landschaftsraum, den er durchfließt, dominieren Kiesabbau, intensive landwirtschaftliche und gartenbauliche Nutzungen (Kleingärten), Waldflächen sind fast völlig verschwunden (vor allem die Auewälder, die uns ebenfalls noch beschäftigen werden). Ein verbliebenes Grabennetz im Gebiet Bäumelsgewann in der St. Ilgener Niederung deutet noch auf eine ehemalige Wässerwiesennutzung durch das lößreiche Leimbachwasser hin.<sup>7</sup> Erwähnenswert ist, dass – neben Spargel – in der Gegend auch Tabak angebaut wird, so dass noch manche alte hölzerne Tabakscheune mit ihrer typischen dunklen, hohen Kastenform die Blicke auf sich zieht.

Aufgrund dichter Bebauung, hoher Bodenversiegelung und früherer Übernutzung des Grundwassers sind viele ehemalige Feuchtgebiete am Leimbach ausgetrocknet<sup>8</sup> – ein Schicksal, dass er mit vielen anderen deutschen Flussläufen teilt. In Schwetzingen verläuft der Leimbach zum Teil unter Betonplat-

ten und ist verdolt, also praktisch in Röhren unter die Erde verlegt.

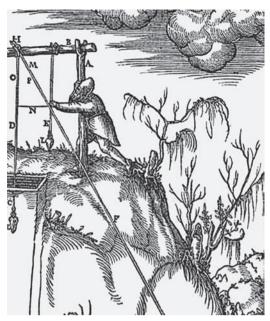
Aber es gibt auch Lichtblicke: Vom Westrand Brühls bis zum Rhein erstreckt sich das Naturschutzgebiet »Schwetzinger Wiesen – Riedwiesen«. Es handelt sich um ehemalige Wässerwiesen mit aufgelassenen Tongruben und ehemaligen Baggerseen. Hier gibt es sie, die Artenvielfalt: Libellen, zahlreiche Vogelarten, seltene Orchideen, Amphibien und geschützte Reptilien wie die Zauneidechse<sup>9</sup> finden ihren Lebensraum. Über die Tongruben und Seen bilden sich Schritt für Schritt wieder Elemente einer Auenlandschaft.<sup>10</sup>

Vielleicht zweimal trat der Leimbach in der Vergangenheit in das Licht geschichtlicher Bedeutung. Die eine Phase, die wir hier nur kurz streifen, ist eine Frühgeschichte der Industrialisierung: Es handelt sich um den Bergbau, der in der Gegend betrieben wurde. Seit mehr als 2000 Jahren bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts wurden im Raum Wiesloch Blei, Zink und Silber abgebaut.<sup>11</sup> Hier war es vor allem die Silbergewinnung, die die Was-

serkraft des Leimbachs zum Waschen der silberhaltigen Blei-Erze beanspruchte. Wir dürfen hier eine frühe Phase ganz beträchtlicher und gefährlicher Umweltverschmutzung vermuten. Dabei spielte nicht zuletzt bei der Verhüttung frei werdendes Arsen eine Rolle, dessen Gefährlichkeit schon um 1700 bekannt war. Sichtbar ist diese Gefährdung der Umwelt auch auf frühneuzeitlichen Darstellungen, die offenbar geschädigte Bäume zeigen (wenn die kargen Bäumchen nicht der künstlerischen Unfähigkeit des Holzschnitzers geschuldet sind).<sup>12</sup>

Insgesamt erreichte die Ausdehnung des gesamten Bergbaus in der Gegend eine Fläche von ca. 20 Ouadratkilometern, es lässt sich eine Gesamtfördermenge von 1,5 Mio. Tonnen Roherz erschließen. Die Anfänge des Bergbaus in diesem Gebiet vermutet man bereits in der Latènezeit, auch die Römer waren hier aktiv. Es folgten Perioden mittelalterlichen Bergbaus und Schwerpunkte im 17. und 18. sowie im 19. und 20. Jahrhundert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden etwa im Jahr 1948 mit etwa 300 Arbeitern noch ca. 20000 Tonnen Roherz gefördert. Erst ein Nachlassen der Erträge, ungünstige Förderbedingungen und ein Preissturz bei Blei und Zink führten schließlich 1954 zur endgültigen Einstellung des Abbaus.14 Zurück blieben weiträumige Schwermetallbelastungen im Boden, deren Schädigungspotenzial für den Menschen langfristig nicht auszuschließen ist, zumal die Schwermetalle sich in bestimmten Nutzpflanzen anreichern können.15

Eine zweite Phase historischer Bedeutung erfuhr der Leimbach bei Schwetzingen im 18. Jh., als Kurfürst Karl Theodor eine umfassende Regulierung umsetzte. Grund war der Umbau des Schwetzinger Schlosses mit der Anlage des Schlossgartens ab 1748. Der Leimbach sollte für die Bewässerung der Seen



Ausschnitt aus einem Holzschnitt in G. Agricolas De re Metallica aus dem Jahre 1556. Die von den Bäumen herabhängenden Zweige verweisen auf deren Schädigung.<sup>13</sup>

und Gewässer im Schlossgarten sorgen und die Mühlräder der Pumpen von zwei Wasserwerken antreiben. Wegen des geringen Gefälles wurde daher das Bachbett verlegt und die Bachsohle wurde künstlich angehoben, der Bachlauf durch seitliche Dämme eingegrenzt. Es handelt sich hier um eine der frühen Pionierleistungen der Wasserbauingenieurskunst, die erst eine Nutzung und Besiedlung der sumpfigen Auenlandschaft ermöglichte, wie das Regierungspräsidium Karlsruhe nicht ohne Stolz bemerkt.<sup>16</sup>

Wir dürfen den wissenschaftlich-technischen Optimismus der Aufklärungszeit und des positivistischen 19. Jahrhunderts, der sich in derartigen Technikprojekten ausdrückte, nicht unterschätzen. Aus dem Geist dieser Zeit der Natureroberungen speist sich auch noch die Rheinbegradigung durch Johann Gottfried Tulla (1817–1880) oder vergleich-

bare historische Großprojekte wie die Trockenlegung des Oderbruchs unter Friedrich dem Großen.<sup>17</sup> Im Vordergrund stand hier wie dort auch das Bestreben, der zerstörerischen Kräfte der Natur Herr zu werden und der als feindliches Gegenüber empfundenen Natur Raum für die Besiedlung durch Menschen, die dort eine Lebenschance finden konnten, abzuringen. Die Natur schien damals unendlich, unerschöpflich, aber auch bedrohlich. Wir sehen Natur heute anders, und die Frage, in welches Verhältnis der Mensch sich zu ihr setzt, ist noch lange nicht entschieden.

Denn mittlerweile hat sich die Kehrseite der technologischen Umgestaltungen gezeigt. Bei starkem Regen und hohem Wasserstand kommt es zu Dammbrüchen, der höhergelegte Bach kann nicht mehr so viel Wasser abführen, die Bodenversiegelung in der Umgebung lässt das Wasser nicht mehr ausreichend versickern.

Ein Hochwasserschutzkonzept<sup>18</sup> soll hier Abhilfe schaffen und dabei zum Teil auch naturnahe Bedingungen wiederherstellen. Die ehemals als wertloses Sumpfland abgetane Aue wird neuerdings in Ihrem Wert als ökologische Hochwasserschutzmaßnahme erkannt. Dabei ist eine Auenlandschaft ist nicht nur nützlich, sie ist auch schön.

2 Die ökologische und biologische Situation

#### 2.1 Typologie und Gewässergüte

Aufgrund seines Ursprungs im Kraichgau ist der Leimbach ein sogenannter Mittelgebirgsbach bzw. -fluss, für den als Gewässer 1. Ordnung das Land unterhaltspflichtig ist. In der Fließgewässertypologie der biozönotisch bedeutsamen Gewässertypen wird er Typ 6 (karbonatischer Mittelgebirgsbach, Oberlauf) und

9.1 (karbonatischer Mittelgebirgsfluss, ab dem Zufluss des Waldangelbachs) zugeordnet.19 Die Fließgewässertypologie hat die Funktion, den ökologischen Zustand eines Gewässers anhand eines Idealtypus zu bewerten. Der Leimbach gehört hier zu einer Gruppe, für die eine große Artenvielfalt eigentlich typisch ist, da der Kalk günstige Lebensbedingungen schafft. Dieser Bachtypus fließt normalerweise gewunden bis mäandrierend, überwiegend unverzweigt, die Gewässersohle wird von Schotter, Steinen, Kies oder Sand dominiert. Der Subtyp 9.1\_K, den der Leimbach repräsentiert, fließt träge und ist meist durch einen erhöhten Anteil von Tonmaterialien (Löß, Auenlehm) getrübt. Durch geringes Gefälle und geringe Fließgeschwindigkeit kommt es zu Ablagerungen von Schwebstoffen. Aufgrund der europäischen Wasserrahmenrichtlinie aus dem Jahr 2000 wurde eine 5-stufige Bewertungsskala der Gewässergüte entwickelt, auf der der Leimbach unterschiedliche gute bis mäßige, zur Mündung hin sich aber verschlechternde Werte aufweist. Bei Brühl wurden z. B. Überschreitungen einschlägiger Umweltqualitätsnormen für PSM (Pflanzenschutzmittel-Wirkstoffe) vorgefunden durch:

- 2004: Diuron
- 2006: ohne Überschreitung
- 2007: MCPA
- 2010: ohne Überschreitung
- 2011 wurde der Leimbach bei Wiesloch untersucht. Untersuchungsdaten liegen aber Stand 01/2012 noch nicht komplett vor.<sup>20</sup>

Der reale Bach weicht vom Idealtypus aufgrund menschlicher Eingriffe deutlich ab. Er ist an vielen Stallen begradigt, betoniert, überbaut. Der Bachboden ist stellenweise durch aus dem Kraichgau abgespülten Löß verklebt – ein Resultat der Bodenerosion, die ein Thema für sich ist –, so dass Kleinstlebewesen hier

kaum Schutz finden. In den dicht besiedelten Gebieten der Ebene bis zur Mündung führt der Leimbach fast kein Quellwasser aus einem Einzugsgebiet im Kraichgau mehr, sondern überwiegend gereinigte Abflüsse aus Kläranlagen, auch wenn sich die Situation in den letzten 15 Jahren verbessert hat. Hinzu kommt, dass die Schwebstoffe aus den Abwässern die Verklebung des Bachbettes verstärken. Diese sogenannte »Kolmatierung« des Hohlraumsystems im Gewässerboden ist heute ein großes Problem, das viele zunächst erfolgreiche ökologische Maßnahmen konterkariert.<sup>21</sup>

#### 2.2 Flora und Fauna mit Einwanderern

Das Spektrum der Pflanzen und Tiere ist schmaler, als bei einem »natürlichen« Bach möglich wäre. Unter den einheimischen Wasserpflanzen gibt es vor allem verschiedene Laichkrautarten, wie Kammlaichkraut und durchwachsenes Laichkraut, im Sommer finden wir den flutenden Hahnenfuß, häufig sind, je nach Verschmutzungsgrad, auch Algen sowie Bachrörichte. Die wichtigsten heimischen Fischarten, die als natürlicher Bestand im Leimbach zu erwarten sind: Rotauge, Döbel, Dreistachliger Stichling und Gründling. Hinzu kommen Aal, Bachforelle, Rotfeder, Flussbarsch, Nase, Schleie sowie der Karpfen.

Und auch der Leimbach zeigt das Vordringen von Pflanzen und Tieren aus anderen Lebensräumen, sog. Neophyten und Neozoen, das mittlerweile an vielen Stellen zu beobachten ist.

Vor allem im Hochsommer begegnet uns am Oberlauf ein prächtiges Bild: Eingebettet in dichte grüne Pflanzenteppiche mit fast tropisch anmutender Blütenpracht, von Libellen überschwirrt, mit sachte pendelnden Wasserpflanzen hier und da eine Wendung nehmend, bietet der Wasserlauf ein Bild freundlicher Anmut. Ein rosa und lila Blütenmeer mit weißen Tupfern all überall von exotischer Pracht lässt an ferne Länder denken. Und tatsächlich, es ist das indische Springkraut, das hier alles überwuchert hat.

Die Pflanze stammt aus dem Himalaya und wurde im 19. Jahrhundert als Zierpflanze nach England gebracht, von wo sie bald auch nach Deutschland gelangte. Ähnlich überwältigend verhalten sich u. a. Goldrute, Riesenbärenklau, Wasserpest und der japanische Knöterich. Da es diesen Pflanzen in der neuen Umgebung an Fressfeinden mangelt, können sie leicht die einheimische Pflanzenwelt - und damit einen Teil der Artenvielfalt - verdrängen. Eingewanderte oder ausgesetzte Tiere sind u.a. der kanadische Flusskrebs, Goldfisch, Sonnenbarsch (aus Nordamerika), Blaubandbärbling, die Dreikantmuschel aus dem Bereich des Schwarzen Meers. Und nicht zuletzt finden wir den Halsbandsittich (eine Papageienart aus Afrika und Asien) im Schwetzinger Schlossgarten und am Rhein. Die Vermutung liegt nahe, dass wir es vielfach auch bereits mit Folgen des Klimawandels zu tun haben.

Einige dieser neuen Arten sind mittlerweile so verbreitet, dass von Ausrottung keine Rede mehr sein kann. Daher hilft hier vielleicht die Faustformel als Leitlinie: Je eigenständiger ein Naturraum sich entwickeln kann – häufig heißt das schon, ohne Überdüngung – umso mehr einheimische Pflanzen und Tiere haben eine Chance, sich auszubreiten und aggressive Arten einzugrenzen.

# 2.3 Perspektiven: Renaturierung und Biotopverbund

Mit diesen Überlegungen verbindet sich die Frage: Wie sollte ein möglichst naturnaher Fluss oder Bach beschaffen sein? Die wichtigsten Voraussetzungen: Er sollte zunächst einmal sauberes Wasser führen und er sollte barrierefrei fließen. Eine Vielzahl von Fischen, Muscheln und Krebsen bevölkern unseren Bach, darunter Flusskrebs, Lachs, Aal und die heute fast verschwundene Flussperlmuschel. Ein lockeres, gut durchlässiges Kiesbett und breite Uferrandstreifen sorgen dafür, dass Austausch mit dem Grundwasser möglich ist, dass Hochwasser ausweichen kann und bei Trockenheit Kleinstlebewesen und Larven Schutz im Flussbett finden.

Aber damit nicht genug: Das schönste und »gemütvollste« Element unserer idealen Bachlandschaft ist sicherlich die Aue.

Eine Auenlandschaft entsteht quasi von allein durch den natürlichen Wechsel von Überflutung und Trockenheit. Entsprechend diesem Rhythmus und der natürlichen Änderung des Wasserlaufs weist sie unterschiedliche Zonen mit unterschiedlichen Pflanzen und Tieren auf. Die sogenannte Weichholzaue mit Silberweiden und Schwarzpappeln bildet sich in den häufiger durchfluteten Zonen, in größerer Entfernung zum Wasser entsteht die Hartholzaue mit Eichen, Ulmen und Weißdorn.

Flussauen können, gerade im Gebiet der Rheinebene, den üppigen, reichen und wilden Charakter von Urwäldern annehmen. Sie bieten einen ökologisch sinnvollen Hochwasserschutz, weisen eine einzigartige Artenvielfalt auf und ermöglichen den Menschen, wenn sie damit umzugehen wissen, ein eindrucksvolles Naturerlebnis. Auenwälder sind vielleicht, so meinen wir, in übertragenem Sinne die Regenwälder Europas und verdienen eine vergleichbare Beachtung.

So zielen denn auch viele Renaturierungsbemühungen, u. a. auch am Rhein, auf eine Wiederbelebung der Auenwälder in bestimmten Zonen ab.<sup>22</sup> Bereits 1999 hatte man im Leimbach am südlichen Ortsausgang Brühl eine Fischtreppe angelegt.<sup>23</sup> Auch für den Leimbach gibt es ein weiter gehendes Renaturierungsprojekt, das im Zuge von Hochwasserschutzmaßnahmen umgesetzt werden soll. Und nicht nur natürliche Überschwemmungsbereiche sollen so entstehen, sondern natürlich bewachsene Uferränder und so viel Aue wie möglich, um den Biotopverbund mit dem Rhein zu stärken. Denn der Leimbach hat das Potenzial, einen Biotopverbundkorridor im Gebiet St. Ilgener Niederung/Hardt/ Neckar-Rheinebene zu bilden.<sup>24</sup>

#### 2.3 Ökologiebewegung und Heimatschutz

Auch der Leimbach ist ganz offensichtlich beeinträchtigt durch den Störfaktor Mensch. Wir nehmen dies zum Anlass, einen Blick auf eine Debatte zu werfen, die sich in den letzten Jahren zuspitzt: Ist Natur vor allem Wildnis? Ist Wildnis echt nur ohne Menschen?

In der Geschichte der Ökologiebewegung gibt es durchaus die Tendenz, Natur in ihrer reinen Form zunächst einmal als Wildnis zu betrachten und von Menschen frei halten zu wollen.

Aber dieser Blick auf die Natur ist vielleicht nicht ganz frei von Romantik, denn haben wir nicht unseren Blick an den Landschaftsgemälden der Vergangenheit geschult? An einem Caspar David Friedrich etwa, dessen Kreuz im Gebirge die Wahrnehmung vieler Generationen beeinflussen konnte? Sicher ist der Wunsch, die Schönheit der Natur wie in einem Gemälde (oder einem Poster) festzuhalten, auch das Motiv vieler Landschaftsfotografen, die sich ja ebenfalls bemühen, ihre Bilder von störendem menschlichen Beiwerk freizuhalten, als da sind: Strommasten, Lei-

tungen, Windräder, Autobahnen oder Biogasanlagen... Nur wenigen Individualisten ist es gegeben, die ästhetischen Qualitäten eines Heizkraftwerks oder einer Umspannanlage zu würdigen.

Aber auch die ȟblichen Verdächtigen« in deutschen Landen – Bürokratie, Verwaltungseifer und buchstäbliche Regeltreue, spielen ihre Rollen mehr oder weniger zuverlässig polarisierend. So berichtet die FAZ – nicht ohne Polemik – über merkwürdige Ereignisse in Mecklenburg-Vorpommern, wo eine Bürgerinitiative gegen die Naturschutzbehörde kämpft, weil die ländliche Bevölkerung sich im Namen des Naturschutzes aus dem gewohnten Umgang mit ihrer Umgebung verdrängt fühlt. <sup>25</sup> Aber auch gegen so manchen Nationalpark erhebt sich frühzeitig Protest der Anwohner, und das nicht nur mit guten Gründen.

Dabei gibt es gerade in Deutschland eine Tradition, die einem ganzheitlichen ökologischen Umweltverständnis sehr nahe ist: die des Heimatschutzes nämlich, Joachim Radkau zeigt in seiner Geschichte der Ökologiebewegung, dass mit Ernst Rudorff (1840-1916, Gründung »Bund Heimatschutz« 1904, heute »Bund Heimat und Umwelt in Deutschland«) und Hugo Cowentz (1855-1922, 1906 erster Leiter der »Staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege«) geistige Gründerväter des Heimatschutzes zugleich auch Programmatiken des Naturschutzes entwickelten. Der Heimatkundeunterricht an den Schulen, die Erhaltung des traditionellen Dorfensembles oder die Erhaltung und Untersuchung des Dorfteiches als Lebensraum vieler Tier und Pflanzen - diese Anliegen, die Natur im Verbund mit einer Kulturlandschaft zu sehen, stehen einem umfassenden Ökologieverständnis schon ziemlich nahe. Radkau mahnt denn auch eine weitere Vertiefung der Forschung

über die Heimatkunde als »Propädeutik des Naturschutzes« an, die zu Unrecht in den Ruf einer NS-Belastung geraten sei. In diesen Kontext einer Frühgeschichte des Naturschutzes und der Ökologie stellt Radkau auch die im 19. Jahrhundert so zahlreich entstehenden natur- und lokalgeschichtlichen Vereine.<sup>26</sup>

Die Bestrebungen der Ökologie und des Heimatschutzes zielen darauf ab, das Denken über die Natur und den Umgang der Menschen mit der Natur zu wandeln. Denn von der Hand zu weisen ist das Gefährdungspotenzial der menschlichen Ein- und Übergriffe ja durchaus nicht.

Aber wir möchten uns der Frage, wie wir letztlich mit dem Thema Mensch und Natur umgehen können, noch von einer anderen, kreativen Seite her nähern. Wie es gehen kann: Das soll im folgenden Abschnitt ein Blick auf die Kunst in Vergangenheit und Gegenwart zeigen.

### 3 Ein Kulturspaziergang

# 3.1 Der Leimbach im Schwetzinger Schlossgarten

»Und in der Tat fand der neue Schwetzinger Schlosspark in der Welt an Ausdehnung, kunstvoller Anlage und Reichtum des Inhalts kaum seinesgleichen. (...)

Und auf diesem ungeheuren Gebiet fand sich kaum irgendwo ein Fleck auf Steinwurfsweite, den nicht große oder kleinere Wasserwerke, architektonische Kunstbauten nach klassischen oder orientalischen Mustern, mythologische, symbolische, allegorische Statuen aus Marmor, Sandstein und Bleiguß verzierten. Überall ragte und leuchtete es mit weißem Glanz dem Blick entgegen; überall traf dieser im dichtesten Gebüsch, im

einsamsten Winkel der weiten Irrgänge zwischen tiefem Laubwerk unerwartet plötzlich auf eine Seltsamkeit, eine lebenswahre Tiergestalt, eine anmutsvoll festgebannte Huldgottheit des Altertums. Hier schönsäulige Griechentempel des Apollo, des Merkur, der Pallas Athene, dort die Ruine eines römischen Wasserkastells mit den langen Halbbogen eines in Trümmer gefallenen Aquädukts; drüben aus dem Baumdickicht aufsteigend ein genaues Abbild der größten heiligen Moschee zu Mekka mit hohen Minarets. Hallen und Bogen, weiten, umschlossenen Wandelbahnen, Höfen und Priesterhäusern, einer in den Park eingebetteten morgenländischen Ortschaft gleich. Pan in Riesengröße, von mächtigen Felsen die Syrinx herabblasend, und Galathea mit blendend karrarischen Marmorgliedern dem Bade inmitten eines Weihers entsteigend. Sinnverwirrende Fülle und Wechsel!«

(...) »In den künstlich hergestellten und dafür aüßerst umfangreichen See, der gegen Norden den unteren Abschluß des Parkes bildete, mündete, ihn mit Wasserzufuhr versorgend, von Westen her der Angelbach (heute Leimbach, d. V.).«<sup>27</sup>

Der Schwetzinger Schlossgarten gehört zu den berühmtesten Beispielen eines Zusammenspiels von Kultur und Natur. Er demonstriert ebenso die Ansprüche einer Herrschaftsarchitektur, wie er Zeugnis gibt von den Idealen der Aufklärung. Mit seinem französischen und seinem englischen Gartenteil veranschaulicht er nicht nur zwei »Gartenphilosophien«, eingebettet in den umgebenden Wald zeigt er auch sein Wesen im Kontrast zur ungestalteten Natur.

Die opulente Beschreibung oben stammt aus einem lange vergessenen Roman von Wilhelm Jensen, »Am Ausgang des Reiches«. Diese schöne literarische Entdeckung entführt uns in die Zeit Carl Theodors und zeigt den Park mit seinen adeligen Nutzern von einer zauberhaften Seite, jedoch nicht ohne kritische Untertöne.

Auch unser Begleiter durch diesen Aufsatz, der Leimbach, wird hier genannt, noch unter seinem alten Namen »Angelbach«.

Die Beschreibung Wilhelm Jensens liefert uns Anhaltspunkt für eine Einstellung zur Natur, wie sie sich in diesem Garten ausdrückt, die wir zunächst einmal versuchsweise als »klassische« bezeichnen und eher der Vergangenheit zurechnen möchten.

Es ist die Vielzahl von wundersamen Erzeugnissen menschlichen Gestaltungswillens, die hier auffällt. Überall blitzt und blendet es von Gestalten und Bauwerken, die die Sinne verwirren. Für die Installationen des Menschen ist die Umgebung eher Material oder Hintergrund. Offenbar hat hier die Kunst die Natur so überformt, dass das zustande gekommene Gesamtkunstwerk kaum noch an Natur denken lässt. Und so schön der Garten uns auch erscheinen mag - genau das ist das Problem, mit dem wir heute kämpfen. Er ist zu schön, wenn man nicht mehr die Normen aufklärerischer Naturgestaltung anlegt, sondern eine neue Perspektive einnimmt. War im 18. Jahrhundert die Natur noch eine Größe, die durch menschliche Kulturleistung zu zähmen war, so sehen wir heute, dass ein Gleichgewicht abhanden gekommen ist. Man spricht von der Bedrohung der Natur, nicht mehr von der Bedrohung durch die Natur. Auch vermeintlich natürliche Katastrophen wie Hochwasser, Stürme, Brände werden zunehmend als Fernwirkungen menschlicher Eingriffe erkannt. Dies gilt in besonderem Maße für die Klimaerwärmung. Das Natürliche um uns ist ganz offensichtlich im Namen zunächst verständlicher Anliegen so stark überformt wor-



Steinpyramiden am Rhein, Nähe Leimbachmündung. Foto: Hanspeter Rausch 2011

den, dass heute zu fragen ist, was denn Natur eigentlich noch sein kann?

Vieles geschah in der Vergangenheit im Namen eines zunächst sinnvollen Sicherheitsbedürfnisses und im Wunsch, dem Rohen, Wilden Gestaltungsräume und Dauer abzuringen. Sicherheit und der Wunsch nach Überdauern des Zeitenwandels sind wichtige Impulsgeber der Kulturentwicklung. Die Beschäftigung mit der Natur aber verlangt auch die Auseinandersetzung mit Wandel und Vergänglichkeit.

#### 3.2 Land Art an der Leimbachmündung

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer Fahrradtour am Leimbach im Frühjahr 2011, veranstaltet von Nabu Wiesloch und Hockenheim, haben sich in einem freieren Umgang mit der Natur geübt.<sup>28</sup> Unter dem Stichwort »Land Art« haben sie gemeinsam ein vergängliches und fragiles Gebilde geschaffen, das auf den ersten Blick viel weniger spektakulär daherkommt als die steinernen Götter der Vergangenheit.

Ein ähnliches Bild bieten die Steinpyramiden an der Leimbachmündung. Unbekannte Künstler haben hier, ähnlich wie oft auch am



Land Art – geschaffen von den Teilnehmer/
-innen einer Fahrradtour vom Nabu am Leimbach,
2011. Foto: Simone Janas

Bodensee, mit vorhandenen Materialien gearbeitet. Steigt der Rhein etwas höher, sind die kleinen Werke schnell überflutet.

Der Begriff Land Art bezeichnet eine Kunstrichtung, die zunächst in den 60er Jahren in den USA entstanden war und in erster Linie kunstmarktferne Arbeiten mit der Landschaft umfasste. Mit der aufkommenden Ökologiebewegung gelangte jedoch zunehmend der Gedanke eines exemplarischen Umgangs mit dem Material und der »Natur« zur Geltung. Zwei Künstler seien hier stellvertretend für viele andere genannt: Richard Long (\* 1945 in Bristol, England) und Andy Goldsworthy (\* 1956 in Chesire, England).

Long wandert in vielen Teilen der Welt. Er überlässt die Werke, die er dabei aus den sich bietenden Materialien schafft, häufig nach der fotografischen Dokumentation wieder dem natürlichen Verfall. Bekannt wurden seine Steinkreise, von denen einer etwa im Museum Hamburger Bahnhof in Berlin zu sehen ist. Er arbeitet auch mit unbehandelten Materialien wie Lehm oder Treibholz, seine Werke sind streng komponiert und minimalistisch konzipiert.

Ästhetischer und daher dem Schönheitsempfinden vieler Menschen näher ist Andy Goldsworthy. Blütenblätter, Blütenstaub, Gräser, der Fluss des Wassers oder filigrane Eisfiguren kennzeichnen seine Werke. Seine Steinkegel sind Stück für Stück aus gefundenen Steinen der Umgebung gebaut. Auch bei ihm gehört die Zerstörung im Verlauf der Gezeiten, des Wetters oder der Jahreszeiten unbedingt dazu. Beiden Künstlern gemeinsam ist der behutsame Umgang mit der Natur, die kreative Gestaltung ohne deutliche Überformung, so dass die Eigenheit ihres Materials vollständig erhalten bleibt. Die Natur ist nicht bloßer Stoff, sondern respektierte Mitspielerin. Die Werke entstehen im Dialog und kommunizieren mit der Zeitlichkeit aller Erscheinungen.

Bescheidenheit gegenüber den Werken der Menschen und Respekt vor der Natur – mit dieser Grundhaltung wäre schon viel gewonnen für eine Zukunft im Zeichen einer neuen Gemeinschaft mit der Natur.

#### Anmerkungen

- 1 Buchtitel einer Einführung in den Taoismus von Alan Watts.
- 2 »Alles fließt«, Heraklit zugeschrieben.
- 3 Der Waldangelbach entspringt bei Sinsheim (Ortsteil Waldangelloch), der Gauangelbach in der Nähe von Gauangelloch (Rhein-Neckar-Kreis). Siehe auch http://de.wikipedia.org/wiki/Leimbach. Eine prägnante Beschreibung des Leimbachs mit historischen Quellen bei: Ludwig H. Hildebrand, Schwermetallbelastungen durch den historischen Bergbau im Raum Wiesloch, LFU Baden-Württemberg (Hrsg.), Karlsruhe 1997, S. 173 ff. Die Verfasser danken Ludwig H. Hildebrand für seine freundlichen Hinweise.
- 4 Vgl. Ebenda.
- 5 Ludwig H. Hildebrand, Uwe Gross, Eine Notbergung in der mittelalterlichen Wüstung Lochheim, Gemeinde Sandhausen, Rhein-Neckar-Kreis, in:

- Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung Folge 17, 2002, S. 41.
- 6 Landschaftsplan Nachbarschaftsverband Heidelberg-Mannheim, Mannheim 1999, S. 5-253.
- 7 Ebenda, S. 3-124
- 8 Ebenda, S. 6-403
- 9 www.lubw.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/51762/.
- 10 Weitere besuchenswerte Naturschutzgebiete am Leimbach sind beispielsweise »Sauwiesen-Fuchsloch« bei Dielheim und die »Nußlocher Wiesen«.
- 11 Vgl. Hildebrand, Schwermetallbelastungen, S. 173 ff
- 12 Ebenda, S. 41 f.
- 13 Abbildung aus: Heinz Wohlgemuth, Saurer Regen. Vom Zeugnis frühmontaner Umweltbelastung bis zu neuartigen Waldschäden, in: Umweltpanorama Heft 10, November 2005, abgerufen über www.ugii.net/umwelt/schriften/10-hw-saurerregen.html, 15.09.2011.
- 14 Hildebrand, Schwermetallbelastungen, S. 45 ff.
- 15 Siehe dazu Faltblatt der Gemeinde Wiesloch »Boden und Umwelt in Wiesloch«, 2003, mit Vorsichtsmaßnahmen: www.wiesloch.de/servlet/PB/ show/1069040/fb6\_bodenbroschuere.pdf.
- 16 Hochwasserschutzkonzeption des Regierungspräsidiums Karlsruhe, http://www.rp.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/menu/1191997/index.html.
- 17 Vgl. dazu David Blackbourn, Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft, München 2007.
- 18 Informationen unter: www.rp-stuttgart.de/serv-let/PB/menu/1158789/index.htm.
- 19 Pottgiesser, T., M. Sommerhäuser (2008): Beschreibung und Bewertung der deutschen Fließgewässertypen. Steckbriefe und Anhang. Download über www.fliessgewässerbewertung.de.
- 20 Auskunft der LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg, Mail vom 11.01.2012, die Verfasser danken Renate Semmler-Elpers. Siehe auch: LUBW/Markus Lehmann, Überwachungsergebnisse prioritäre Stoffe und spezifische Schadstoffe (Pflanzenschutzmittel), Karlsruhe 2007, S. 6.
- 21 Vgl. Sven Berkhoff & Hans Jürgen Hahn, Die Kolmation der Fließgewässer ein K.O.-Kriterium für den guten ökologischen Zustand, abzurufen unter: www.bund.net/index.php?id=6194; ALAND Arbeitsgemeinschaft Landschaftsökologie, Gewässerentwicklungsplan Leimbach, Karlsruhe 1997.
- 22 Vgl. dazu Jochen Rahe, Martin Stieghorst, Urs Weber, Handbuch Rhein, Wissenschaftli-

che Buchgesellschaft Darmstadt 2011, S. 29 ff.; BUND-Vision für Flusslandschaften in Deutschland. Eine Studie zur Lage und zu den Perspektiven der Flüsse und Ströme in Deutschland. 2011

- 23 www.bruehl-baden.de.
- 24 Landschaftsplan Nachbarschaftsverband Heidelberg-Mannheim, Mannheim 1999, S. 5-258.
- 25 Jan Grossarth, Naturschutz: Für Menschen verboten, in: FAZ vom 02.09.2011.
- 26 Joachim Radkau, Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte, München 2011, S. 74.
- 27 Wilhelm Jensen, Am Ausgang des Reiches, 3. Auflage Leipzig o. J., S. 69 ff.
- 28 Die Kunstaktion wurde geleitet von Ann Zirker von der WBW Fortbildungsgesellschaft für Gewässerentwicklung. Siehe dazu http://wbw-fortbildung.net/wbw/wir.

Zur Leimbachtour u. a. www.nabu-wiesloch.de/ Berichte/2010/leimbach3\_201007.pdf.



Anschrift der Autors: Dr. Sybille und Uwe Heidenreich Tiefer Weg 2 68766 Hockenheim



Faller/Mittmann/Zumbrink
Freiburger Münster
Die Münsterbauhütte
Von den Anfängen bis zur Gegenwart
Klappenbroschur, 112 S., 17 x 24 cm,
€ 15,90
ISBN 978-3-7930-5083-4



Stephanie Zumbrink
Freiburger Münster —
Gewölbeschlusssteine
Vielfalt — Pracht — Funktion
Schriftenreihe Münsterbauverein Band 3
102 S., zahlr. Farbabb., Klappenbroschur,
17 x 24 cm
€ 15,90
ISBN 978-3-7930-5095-7



rombach verlag

Unterwerkstraße 5 | 79115 Freiburg i.Br.
Telefon 0761/4500-2135 | Telefax 0761/4500-2125
info@buchverlag.rombach.de
www.rombach-verlag.de

327

# War die Württembergische Bauordnung von 1568 ursächlich für den Gutacher Haustyp?

Bilddokumente und der Originalwortlaut der Verordnung geben Aufschluss

Heinz Nienhaus

In relativ vielen Publikationen wird beschrieben, dass der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp durch die Württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 entstanden sei. Leider wird in keiner dieser Veröffentlichungen aber auf den genauen Wortlaut dieser Verordnung eingegangen, was bei vielen Lesern eine Verunsicherung auslöst.

In dem vorliegenden Beitrag werden der Grundriss und die konstruktiven Einzelheiten dieses Haustyps vorgestellt. Mit Hilfe des Originalwortlauts der Bauordnung und einigen mehr als 100 Jahre alten Fotografien und Bauzeichnungen wird nachgewiesen, dass es den Gutacher oder Gutachtäler Haustyp auch schon vor Inkrafttreten der Bauordnung im Jahre 1568 gab, d. h., die angeführte Bauordnung war nicht ursächlich für diesen Haustyp.

Dass es das typische Schwarzwaldhaus nicht gibt, sondern sich unter den mächtigen Dächern der historischen Schwarzwälder Bauernhäuser recht unterschiedliche Konstruktionen, Gestaltungselemente und Raumaufteilungen verbergen, ist hinreichend bekannt und in der Fachliteratur nachzulesen. Hermann Schilli beispielsweise beschreibt sieben Schwarzwälder Haustypen, während Franz Meckes noch feiner nach neun Typen differenziert. Beide Hausforscher ordnen den jeweiligen Haustypen relativ fest umrissene geografische Verbreitungsgebiete zu.

Einem Haustyp, der in Gutach/Schwarzwaldbahn, aber auch relativ weit östlich davon zu finden ist bzw. zu finden war, bezeichnet Schilli als Gutacher Haus.<sup>2</sup> Meckes hingegen gab diesem Typ – geographisch weniger einengend und deshalb der Realität schon ein wenig näherkommend – den Namen Gutachtäler Haus.3 In jüngster Zeit wird zunehmend über die Sinnhaftigkeit dieser Typenbezeichnung im Zusammenhang mit dem Verbreitungsgebiet diskutiert, da es Gutacher bzw. Gutachtäler Häuser zwar auch in Gutach, aber mehrheitlich wohl außerhalb der Gemarkung Gutachs bzw. des Gutachtals gibt bzw. gab. Wer würde schon in dem von Gutach bzw. dem Gutachtal relativ weit entfernten Königsfeld ein Gutacher oder Gutachtäler Haus vermuten? Aber genau hier stehen beispielsweise auch heute noch einige historische Häuser dieses Typs. Bis 1886 stand in Königsfeld der 1653 erbaute Hörnlishof - ein typisches Gutacher oder Gutachtäler Haus (Abb. 1) – übrigens der »Gründerhof« bzw. die Keimzelle des heutigen Kurortes.4

Im Folgenden soll aber weniger auf die Typologie der historischen Schwarzwald-

328 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013



Abb. 1: Der 1653 erbaute und 1886 abgebrochene Hörnlishof um 1880 – ein zweigeschossiges Gutacher oder Gutachtäler Haus. Dieses Bauernhaus wurde im Jahre 1804 zum Gründungshof bzw. zur Keimzelle des Kurortes Königsfeld.

häuser und deren Verbreitungsgebiete eingegangen werden, sondern primär versucht werden zu klären, ob – wie oftmals beschrieben – die Württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 (Abb. 2) ursächlich für den Bau des Gutachtäler Haustyps war.<sup>5</sup> Da es hinsichtlich der prinzipiellen Gebäudekonzeption der historischen Häuser, die von Schilli mit Gutacher und von Meckes mit Gutachtäler Häuser bezeichnet werden, keine wesentlichen Unterschiede gibt, wird im Folgenden – außer in Zitaten – der Einheitlichkeit wegen ausschließlich die Bezeichnung Gutachtäler Haus verwendet.

## Charakteristische Merkmale und räumliche Gliederung des Gutachtäler Haustyps

Das primäre Charakteristikum des Gutachtäler Haustyps ist der dreiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der Rauchküche zwischen der »vorderen« großen und der »hinteren« kleinen Stube oder s'Stüble – oftmals vom Altbauernpaar als Leibgeding genutzt.<sup>6</sup> Die Lage der Rauchküche – womit alle Bauernhäuser im Schwarzwald bis weit ins 19., gelegentlich auch 20. Jahrhundert ausgestattet waren – ist oder war bei vielen Gutachtäler Häusern an der hellen Fachwerkwand in der



Abb. 2: Titelseite der »Newe Bawordnung des Fürstenthumbs Wurtemberg« aus dem Jahr 1567; sie trat am 1. Mai 1568 in Kraft.

Giebelseite (z. B. Abbildungen 1 und 3) zu erkennen. Inzwischen ist dieses markante, sehr ins Auge fallende Merkmal aber nur noch an sehr wenigen dieser Häuser zu sehen, da die Außenwände vieler alter Häuser zwischenzeitlich verbrettert, verschindelt oder anderweitig völlig erneuert wurden.

Die Küche der Gutachtäler Häuser war seit jeher der einzige Raum mit Feuerstellen. Ursprünglich kochte man auf offenem Feuer und auch das Feuerloch für den Kachelofen in der Wohnstube – gelegentlich auch fürs Stüble – befand sich in der Küche. Der Rauch vom Küchenherd wurde zunächst durch einen zur Stube angrenzenden Wandteil geführt, bevor

er unterhalb des halbtonnenförmigen Rauchund Funkenfangs (Gwölm), der oberhalb der Küche in der zweiten Geschossebene angeordnet war, wieder zur Küche hin austrat. Hierdurch leistete die Abwärme des Küchenherdes einen Beitrag zur Erwärmung der Wohnstube, die primär durch den Kachelofen erwärmt wurde und oftmals auch heute noch wird. Auf der Stubenseite ist der von der Abwärme des Küchenofens durchzogene, meist bankförmig gestaltete Wandteil mit Ofenkacheln verkleidet; er wird, von »Kunstwand« abgeleitet, »Kunst« genannt. Auch der Rauch des Kachelofens in der Stube trat aus einem Wandloch unterhalb des Rauchfangs in der Küche aus. Im Rauchfang kühlte der Rauch von Küchenherd und Stubenofen ab, räucherte und konservierte die dort, oftmals aber auch neben oder oberhalb des Gwölms zum Räuchern aufgehängten Speckseiten und Würste, quoll unter dem Rauchfang hervor und zog überwiegend durch Schlitze oder Öffnungen im oberen Bereich der Küchenaußenwand ins Freie. Der restliche Rauch zog hinauf zum Dachboden, konservierte das Holzwerk, trocknete das hier lagernde Getreide, mischte sich mit der feuchtwarmen Luft des Stalls, die ebenfalls hinaufstieg, und entwich über die Dachhaut aus Stroh, gelegentlich auch aus Holzschindeln. Hierdurch wurde die insbesondere für Holzhäuser so schädliche Kondenswasserbildung ausgeschlossen.

In vielen alten Schwarzwaldhäusern, in denen es heute keine Rauchküchen mehr gibt, steigt die warme, mit Wasserdampf gesättigte Stallluft nach wie vor ins Dachgeschoss, kühlt zwangsläufig hier ab, wobei Kondenswasser austritt und erhebliche Schäden am hölzernen Dachstuhl verursacht. Abhilfe bieten getrennte Be- und Entlüftungen von Stall, Dachraum und Wohnung. Zusätzlich sollten wärmedämmende und dampfbremsende Bau-

330 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013



Abb. 3: Ein zweigeschossiges Gutachtäler Haus: Der 1682 erbaute und am 1. Mai 1965 abgebrannte Altenvogtshof in Lauterbach-Sulzbach um 1910. Die Fachwerkaußenwand der Rauchküche reicht wie beim 1653 erbauten Hörnlishof (Abb. 1) über zwei Geschossebenen.

stoffe an den Begrenzungsflächen der unterschiedlich klimatisierten Bereiche eingesetzt werden.

Bei den zweigeschossigen Häusern des Gutachtäler Typs befinden sich über der großen Stube die Schlafkammer des Bauernpaares und über dem Stüble – soweit kein separates Leibgedinghaus zum Hof gehört – die Schlafkammer der Altbauern. Beide Kammern waren ursprünglich oftmals über je einen sogenannten Stegenkasten (eine schmale mit Brettern verkleidete Treppe) direkt von den Stuben aus zu erreichen. Über den meist vorhandenen Balkonen (Veranden, Trippeln) vor den Schlafkammern erhebt sich bei den meisten Gutachtäler Häusern ein mächtiger, weit vorspringender Walm.

Der großen und kleinen Stube und der mittig angeordneten Küche folgt zur Bergseite

des Hauses hin der so genannte Hausgang (Ern), der von der einen zur anderen Traufseite quer durchs ganze Gebäude führt. Dieser Gang erschließt den Wohnteil des Hauses, dessen Hauptzugang sich an der Traufseite neben der großen Stube befindet. Der so genannte hintere Ausgang am Ende des Ganges führte ursprünglich oftmals zum Abort und zu dem aus verständlichen Gründen vom Haus ein wenig abgerückten Schweinestall. An der den Stuben und der Küche gegenüberliegenden Seite des Ganges gibt es gelegentlich noch Kammern für Kinder, Mägde und Knechte und auch die ehemalige »Störkammer« (z. B. für Schneider, Schuster und andere Handwerker, die für einige Zeit am Hof tätig waren) ist hier zu finden. Über diesen Kammern, d. h. in der zweiten Hausebene, sind gelegentlich weitere Kammern angeordnet, die über eine Treppe im Hausgang zu erreichen sind. Letzteres gilt inzwischen auch für die Schlafkammern der Bauersleute; die ursprünglichen Stegenkästen haben längst ausgedient.

Der ebenerdige Stall hinter dem Wohnteil kann direkt vom Hausgang aus betreten werden. Das Vieh steht hier in Reihen quer zum First, wobei der First in gleicher Richtung wie die Falllinie des in aller Regel leicht geneigten Hanges verläuft. Keller (Kerr) findet man bei dem Gutachtäler Haustyp je nach Baugelände entweder unter dem Wohnteil und/oder hinter dem Stall bei der üblichen Hocheinfahrt, die meist auf ein in der hinteren Hausmitte angeordnetes Tennentor führt. Gelegentlich ist dieses Tor, das den mächtigen Dachraum des Bauernhauses erschließt, auch ein wenig außerhalb der Hausmitte angeordnet.<sup>7</sup>

Unmittelbar hinter dem Tennentor beginnt die mit beladenen Pferdefuhrwerken befahrbare Tenne (s'Denn), in der man früher die Korngarben drosch. Das Stroh wird über dem Wohnteil auf der Bühne gelagert, das Heu rechts und links neben der Tenne auf der Heulege, von der es durch das Heuabwurfloch direkt in den Futtergang des Stalls geworfen wird.

Das gesamte Haus ist in Ständer-Bohlenbauweise, die Dachkonstruktion als so genannter »liegender Stuhl« abgezimmert. Das heißt, bei dem Gutachtäler Haustyp kam die bei den Höhen- oder Heidenhäusern<sup>8</sup> übliche, ältere Firstständerbauweise so gut wie nicht zur Anwendung, was eine freiere Raumaufteilung ermöglichte.

Bezüglich des Ursprungs der hellen Fachwerkaußenwand der Küche in der Mitte der Giebelseite des Gutachtäler Haustyps wie auch zu der Gesamtkonzeption und Raumaufteilung dieses Haustyps werden seit rund 50 Jahren selbst von namhaften Hausforschern, Architekten und Historikern unterschiedliche, zum Teil auch gegensätzliche Meinungen, Auffassungen oder Standpunkte vertreten und immer wieder publiziert. So beispielsweise ist in mehreren Fachveröffentlichungen nachzulesen, dass die Bau- und Raumgestaltung des Gutachtäler Haustyps durch die Württembergische Bauordnung aus dem Jahr 1568 ausgelöst worden sei.<sup>9</sup>

Diese von Schilli in seinem 1953 erstmals erschienenen Standardwerk veröffentlichte Interpretation der Württembergischen Bauordnung von 1568 erscheint spätestens ab 1989 in einem völlig anderen Licht. Genau in diesem Jahr veröffentlichte Prof. Dr.-Ing. Ulrich Schnitzer einen Forschungsbericht zu den historischen Schwarzwaldhäusern mit einem sehr informativen Beitrag des Hauptkonservators Franz Meckes »Die Schwarzwaldhäuser - Geschichte, Bestand, Veränderungen«.10 Nach Meckes wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen, unter anderem zur Entstehungsgeschichte des Gutachtäler Haustyps, ist der von Schilli und später weiteren Autoren veröffentlichte Sachverhalt im Zusammenhang mit dem Gutachtäler Haustyp und der Württembergische Bauordnung von 1568 nicht mehr haltbar. Auf diese Diskrepanz wird im Folgenden noch ausführlich eingegangen.

### Irrtümliche Datierung führte zu der Bezeichnung »Gutacher Haus«

In seinem 1953 erstmals erschienenen Standardwerk schreibt Schilli: »Im Gutachtal, in seinen Seitentälern und östlich der Gutach, umschlossen etwa von den Linien Hornberg – Triberg – St. Georgen – Königsfeld – Schramberg – Hausach steht eine Hausform, die schon immer Forschern, Malern und Photographen

332 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013



Abb. 4: Ein zweigeschossiges Gutachtäler Haus: Der 1612 erbaute Vogtsbauernhof in Gutach/Schwarzwaldbahn um 1910. Er wurde 1964 zur Keimzelle des Schwarzwälder Freilichtmuseums, das seinen Namen trägt. Die Außenwand der Rauchküche, in der Mitte der Giebelseite, oberhalb des Fensters besteht aus Holzbohlen – nicht aus Fachwerk.

durch ihre malerische Erscheinung und Stattlichkeit aufgefallen ist. [...] Im Schrifttum, in Bildbänden und auf Postkarten finden wir diese Hausart als »Das Schwarzwald-Haus« bezeichnet. Da es so die Gutacher Häuser waren, welche die Schwarzwälder Bauart weithin bekannt machten und weil in Gutach der älteste sicher datierte Bau dieser Form steht, sei sie Gutacher Haus geheißen«.<sup>11</sup>

Nach Schillis Recherchen wurde der Vogtsbauernhof in Gutach/Schwarzwaldbahn (Abb. 4) im Jahre 1570 erbaut.<sup>12</sup> Mit diesem Haus glaubte Schilli, den seinerzeit *Ȋlteste(n) sicher datierte(n) Bau dieser Form«* gefunden zu haben. Zweifelsfrei ist dieses altehrwürdige Bauernhaus, das im Jahre 1964 zur Urzelle des Schwarzwälder Freilichtmuseums wurde und diesem seinen Namen gab, ein sehr gutes Beispiel für den zweigeschossi-

gen Gutacher Haustyp. Allerdings führten in den 1990er-Jahren durchgeführte dendrochronologische Untersuchungen am Vogtsbauernhof zum Baujahr 1612<sup>13</sup> - nicht 1570, wie Schilli schrieb. Das heißt, der Gutacher Vogtsbauernhof ist und war auch schon seinerzeit nicht »der älteste sicher datierte Bau dieser Form«. Auch heute noch gibt es einige im Ursprung ältere Häuser des Gutachtäler Typs, so beispielsweise den Oberbauernhof in Gutach, der um 1590 errichtet wurde<sup>14</sup> oder den Hasenbauernhof in Lauterbach aus dem Jahre 1592<sup>15</sup>, den 1595 erbauten Neubauernhof in St. Georgen-Langenschiltach<sup>16</sup> und erst recht den schon 1565 erbauten Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach<sup>17</sup>. Auf Letzteren - inzwischen vollständig erneuert und in Teilbereichen umgebaut - wird im Folgenden noch detailliert eingegangen.



Abb. 5: Der um 1590 erbaute eingeschossige Oberbauernhof in Gutach/Schwarzwaldbahn um 1900.

Die Rauchküche (Abb. 5a) – etwa in der Mitte der Frontseite dieses Gutachtäler Hauses – wurde offensichtlich bis zur Trippelflucht (äußerer Gang vor dem Dachraum) vergrößert, d. h., das in der Abbildung zu sehende Fachwerk ist nicht ursprünglich.

Schilli (1953) und später relativ viele weitere Autoren<sup>18</sup> bringen insbesondere den Wohnungsgrundriss und die helle Fachwerkaußenwand der Küche in der Giebelseite des Gutachtäler Haustyps in einen direkten ursächlichen Zusammenhang mit der Württembergischen Bauordnung von 1568. Wörtlich schreibt Schilli: »Die wirtschaftlichen Gegebenheiten im Gutachtal gleichen denen im Bereich der Kinzig und bedingen auch hier die Hofanlage, von deren Bauten nur das Hauptgebäude eine andere Durchbildung erfahren hat. Dabei ergab sich das anziehende Äußere dieses Hauses aus den baupolizeilichen Bestimmungen des ehemaligen Fürstentums Württemberg. Das Gutacher Haus könnte daher ebenso gut Württembergisches Schwarzwaldhaus genannt werden. [...] Abweichend von dieser Form (des Kinzigtäler

Haustyps, der Verf.) ist der Wohnraum aufgeteilt. Das Gutacher Haus ist dreiraumbreit mit der Küche in der Mitte der Schauseite. [...] Seit 1568 mußten alle Wände, die einer Feuerstelle zugekehrt sind, aus Riegelmauerwerk aufgeführt werden. Das konnte am zweckmäßigsten geschehen, wenn die Küche, die alle Feuerstellen enthält, zwischen die Stuben, deren Öfen von der Küche aus beheizt werden, gelegt wurde. Der hierdurch hervorgerufene starke Gegensatz der weißen Fachwerkwand in der Mitte des Hauses zu dem sie umgebenden braunen Holzwerk verleiht dieser Form ein besonders malerisches Aussehen«.19 Im Jahre 1976 präzisiert Schilli seine Vermutung mit der eindeutigen Formulierung: »Die Herzöge dieses Gebietes (des württembergischen Gebiets, der Verf.) schufen mit ihren Bauordnungen ab 1568 einen neuen Haustyp, das

334 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013

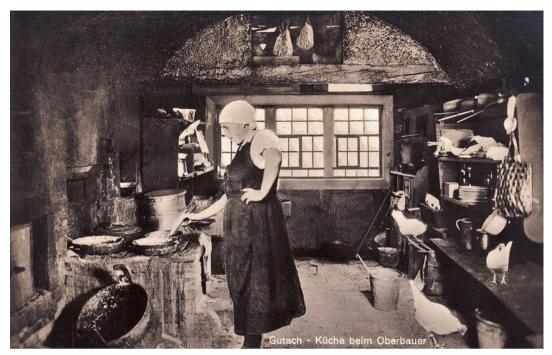


Abb. 5a: Rauchküche des Oberbauernhofs (Abb. 5) um 1930. Hinter der Öffnung des Rauchfangs (Gwölms) sind die dort zum Räuchern aufgehängten Fleischvorräte zu erkennen.

Gutacher Haus. Nach einer dieser Verordnungen mußte aus Gründen der Feuersicherheit die Küche in die Mitte des Wohnteils gelegt und ihre Wände mit Mauer- oder Fachwerk ausgeriegelt werden. Dabei entstand ein dreiraumbreiter Wohnteil mit einer vorderen und einer hinteren Stube und der Küche dazwischen«.<sup>20</sup>

Die von Schilli beschriebene »weiße Fachwerkwand in der Mitte des Hauses« ist auch heute noch an einigen Gutachtäler Häusern gut zu erkennen, so beispielsweise am Reichensteinerhof aus dem 17. Jahrhundert in Hornberg-Reichenbach, ebenso am 1743 erbauten Jungbauernhof in Königsfeld-Buchenberg. Auch der 1653 erbaute und 1886 abgebrochene Hörnlishof (Abb. 1), wie der 1682 erbaute und 1956 abgebrannte Vogtsbau-

ernhof in Lauterbach (Abb. 3) wiesen diese Besonderheit des Gutachtäler Haustyps auf. Allerdings stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage: War es tatsächlich die Bauordnung von 1568, die diese Fachwerkwand für alle Württemberger Bauernhäuser verlangte und letztendlich auch erstmalig zu dem dreiraumbreiten Wohnungsgrundriss mit der zwischen Stube und Stüble angeordneten Küche führte?

Nach Fotografien aus der Zeit um 1900 weist der gut 20 Jahre nach Erlass der Bauordnung von 1568 um 1590 erbaute eingeschossige Oberbauernhof in Gutach (Abb. 5) genau dieses Riegelmauerwerk in der Frontseite des Hauses auf. Betrachtet man das Bild allerdings etwas intensiver, fällt auf, dass an diesem Haus die in der Giebelmitte angeord-



Abb. 6: Der wahrscheinlich um 1880 erbaute Vorderschlauchbauernhof in Gutach/Schwarzwaldbahn um 1910. Das Foto belegt, dass es die in Schillis Standardwerk (1953) zeichnerisch dargestellte Fachwerkwand in der Giebelseite dieses Hauses nicht gab. Mit der Fachwerkwand (vgl. Abbildungen 1, 3 und 5) wollte Schilli offenbar andeuten, dass sich hinter ihr die Rauchküche befindet. Tatsächlich aber ist die Küche dieses Hauses gegenüber dem Hauseingang an der rechten Traufseite angeordnet.

nete Küche (Abb. 5a) offensichtlich nachträglich bis zur Trippelflucht (äußerer Gang) im Dachraum erweitert wurde; anders lässt sich der für den Gutachtäler Haustyp unübliche Küchenvorsprung in der Giebelseite jedenfalls kaum erklären. Da der Oberbauernhof schon seit langem und auch heute noch als Doppelhaus genutzt wird und deshalb längs geteilt wurde, ist die nachträgliche Baumaßnahme durchaus erklärlich. Insofern kann dieses malerische Schwarzwaldhaus sicher nicht als Beleg dafür gelten, dass die Fachwerkaußenwand der Küche bei dem Gutachtäler Haustyp durch die Bauordnung von 1568 ausgelöst wurde.

Schilli allerdings war wohl absolut davon überzeugt, dass nach Erlass der Bauordnung von 1568 sämtliche Gutachtäler Bauernhäu-

ser mit einer Fachwerkwand in der Giebelseite ausgestattet wurden und diese hellfarbige Wand die Außenwand der Rauchküche war. Wohl auch deshalb zeigt das von Schilli um 1950 vorgezeichnete und von »Jul. Heffner in Wirkung gesetzte« Bild des vermutlich erst um 1880 erbauten Vorderschlauchbauernhofs in Gutach diese Fachwerkwand in der Giebelseite des Hauses<sup>21</sup>. Mehrere Fotografien aus der Zeit um 1900/1920 (z. B. Abb. 6) und auch der heutige Zustand des Hauses belegen jedoch, dass es diese Fachwerkwand niemals gab. Im übrigen konnte sich der Verfasser dieses Beitrags vor Ort davon überzeugen, dass die Küche dieses noch relativ jungen Schwarzwaldhauses an der rechten Traufseite in direkter Verlängerung des Hausflures ihren Platz hat.

336 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013



Abb. 7: Giebelansicht des um 1680 erbauten und 1914 abgebrannten Hinterschlauchbauernhofs in Gutach/Schwarzwaldbahn um 1900 – ein zweigeschossiges Gutachtäler Haus (siehe auch Abb. 7a). Die Außenwand der Rauchküche, etwa in der Mitte der Frontseite, besteht offensichtlich aus Holzbohlen. Oberhalb der Küche am vorgelagerten äußeren Küchenzugang ist das Rauchgatter zu erkennen, durch das der wesentliche Teil des Rauchs vom Küchenherd und Kachelofen der Stube, der von der Küche beheizt wurde, ins Freie abzog. Der restliche Rauch gelangte über den Dachraum ins Freie.

### Wie lautet der Verordnungstext der Bauordnung und welche Interpretation lässt er zu?

Bevor auf weitere Gutachtäler Häuser näher eingegangen wird, erscheint es sinnvoll, den thematisch relevanten Wortlaut der »New Bawordnung des Fürstentumbs Wurtemberg« aus dem Jahre 1567 (Bild 1), die am 1. März 1568 in Kraft trat, zu zitieren:

»Von Maurwerck in die Rigel.

Und dieweil auch dem gemeinen Nutz an viel Orten, da Brünsten entstanden, die zäunten Wänd in Gebäuen zu hohem Schaden und Gefahr kommen, und noch fürthin zu befahren ist, so sollen fürohin in neuen Gebäuen,

besonder in Städten, auch jedes Fleckens Gelegenheit, und so viel deß Armen Vermöglichkeit nach, erheblich, all außwendige Stöck, und Gibel=Wänd, so gegen dem Feuer und andern Gebäuen standen, gemeiner Gefahr zu Fürstand, in die Rigel gemauret werden. Bey Straff eines kleinen Frevels in Armen Kasten, und der Stadt Rügung zwey Pfund Heller. Und nichts desto weniger, wo hierüber gestückte Wänd gemacht, hinweg gethan werden.

Wo auch noch alte solche Wänd, allein gestückt und gezäunt, gegen einer Feuerstatt gelegen wären, so sollen die nach jeder Stadt, oder Fleckens Gelegenheit, und eines Vermögen, und erheischender, augenscheinlicher Nothdurfft, mit Erkantnuß und Bescheid der



Abb. 7a: Die Ansichtskarte aus der Zeit um 1910 zeigt u. a. das tiefreichende, mächtige Strohdach des ehemaligen Hinterschlauchbauernhofs (Abb. 7).

verordneten Bau= und Fewer=beschauer, außgeschlagen, und wider in die Rigel gemauret werden.

Es ist auch hierinn gemeinnutzlich zu bedencken, wa die innwendige Wänd und Gemach, in di Rigel gemaurt seien, wann daselbst in einem Gemach ein fewr entstünde, das durch sollich gute Rigelwänd, dannocht desto baß dem fewr mit rettung vorgestanden mag werden. So soll auch deßwegen von Vnsern Amptleütten, Burgermeister, Gericht, und verordneten, dahin gedacht, und bescheid gegeben, das der gelegenheit, vermögen unnd notturfft nach, souil erheblich, solliche notwendige Wänd und Gemach, beuorab in den newen Gebewen, auch in die Rigel gemaurt werden.«<sup>22</sup>

Dieser Anforderungstext lässt zwar einen weiten Ermessensspielraum zu, dennoch ist ihm unmissverständlich zu entnehmen, dass alle Wände eines Raumes, die einer Feuerstelle zugekehrt sind - d.h. auch die Außenwände - in Riegelmauerwerk ausgeführt werden müssen. Aber auch schon damals galt offenbar die Devise: »Keine Regel ohne Ausnahme«. Wie sonst ließen sich beispielsweise die Formulierungen »so viel des Armen Vermöglichkeit nach« oder »so gegen dem Feuer und andern Gebäuen standen« erklären? Die Schwarzwälder Bauernhäuser in und im weiten Umkreis von Gutach standen in aller Regel außerhalb geschlossener Ortschaften in relativ weiten Abständen voneinander, in sogenannten Streu- oder Einzelhofsiedlungen. Sie standen also nicht »gegen andern Gebäuen« und stellten deshalb kaum eine Feuergefährdung für Nachbarhäuser dar.

Ganz sicher aber schrieb diese Bauordnung nicht zwingend vor, »die Küche und die darüber liegende Kammer mit dem Rauchfang aus

338 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013

Gründen der Feuersicherheit in die Mitte des Hauses zu verlegen« – so wie es Schilli oftmals schrieb.<sup>23</sup> Diese Formulierung resultiert offenbar aus einer sehr individuellen Interpretation des Anforderungstextes der Bauordnung. Objektiv betrachtet kann aus der Bauordnung nicht zwangsläufig abgeleitet werden, dass sie den für den Gutachtäler Haustyp charakteristischen dreiraumbreiten Wohnungsgrundriss mit der mittig zwischen den Stuben angeordneten Küche auslöste.

Anders verhält es sich mit der hellen Fachwerkaußenwand der Küche, die die Bauordnung offenbar forderte, allerdings nicht grundsätzlich. Es waren Ausnahmen gestattet, z. B. wenn die Gebäude in angemessenem Abstand voneinander standen - wobei das Maß für den Abstand nicht definiert ist. Das heißt, auch diesbezüglich ist die Sachlage nicht eindeutig. Aber selbst wenn das Riegelmauerwerk auch für die Außenwände der Küchen aller Württemberger Bauernhäuser nach der Bauordnung des Fürstentums Württemberg von 1568 ausnahmslos gefordert worden wäre, wurde bei nicht gerade wenigen Häusern offenbar gegen diese Forderung verstoßen. Das belegen u. a. der um 1680 erbaute und 1914 abgebrannte Hinterschlauchbauernhof in Gutach (Abbildungen 7 und 7a) und auch der höchstwahrscheinlich vor 1722 erbaute Bürlebauernhof in Gutach-Sulzbach (Abb. 8)24. Beiden Häusern des Gutachtäler Typs gemeinsam ist die etwa mittig in der Giebelseite angeordnete Küche. Wie die Bilder belegen, gibt es hier aber keinerlei Riegelmauerwerk. Abgesehen von den Kellerwänden oder Sockelmauern sind alle Außenwände in Ständer-Bohlenbauweise errichtet - auch die Außenwände der Küchen. In der Bohlenkonstruktion der Küchenaußenwände sind jeweils eine Tür und darüber in der zweiten Geschossebene die Rauchgatter zu erkennen. Hierdurch gelangte



Abb. 8: Offensichtlich ähnlich dem Hinterschlauchbauernhof (Abbildungen 7 und 7a) bestand auch beim höchstwahrscheinlich vor 1722 erbauten Bürlebauernhof in Gutach/Schwarzwaldbahn die Außenwand der Rauchküche ausschließlich aus Holzbohlen – d. h., auch an diesem Gutachtäler Haus gab es keine Fachwerkwand, Foto um 1910. Oberhalb der Küchenaußentür – auf dem Podest mit Milchhäusle – sind die Aussparungen in der hölzernen Außenwand zu erkennen, durch die der Rauch ins Freie abzog.

ein wesentlicher Teil des Rauchs der Schwarzoder Rauchküche ins Freie. Beim Bürlebauernhof ist auf dem Podest vor der Küche noch
das Milchhäusle zu sehen, das ursprünglich
über eine Deichelleitung ständig mit frischem
Quellwasser versorgt wurde. Diese »Schwarzwälder Kühlschränke« sind auch heute noch
an relativ vielen älteren Schwarzwaldhäusern
zu finden.

Übrigens reicht das Mauerwerk der Küchenaußenwand auch am Vogtsbauernhof (Abb. 4) gerade mal bis zur Oberkante des Fensters; darüber und auch in der gesamten zweiten Geschossebene ist die Bohlenwand zu erkennen. Die sinngemäß gleiche Konstruktion der Küchenaußenwand ist auch vom 1654 erbauten Hubhof in Schramberg-Tennenbronn bekannt.<sup>25</sup> In allen vier zuvor angeführten historischen Bauernhäusern wurde die Forderung nach Riegelmauerwerk auch für die »Gibel=Wänd« die »gegen dem Feuer standen« nicht realisiert. Das lässt zumindest vermuten, dass bei vereinzelt in der Landschaft errichteten Bauernhäusern (Streusiedlung), die nicht »gegen andern Gebäuen« standen, die Bohlenkonstruktion mit den Rauchabzugsöffnungen (Rauchgatter) die ursprüngliche Lösung für Küchenaußenwände war. Die Bilder jedenfalls lassen darauf schließen. Franz Meckes äußert sich hierzu ganz eindeutig: »Eine Besonderheit, die bei den zweigeschossigen Gutachtäler Häusern auffällt, ist die im Bereich der Küche zwischen den Stuben gelegene hell verputzte Fachwerkwand an der Giebelseite, die sich stark von der übrigen dunklen Ständer-Bohlenkonstruktion abhebt. Diese Wandscheibe ist jedoch nicht ursprünglich und darf erst recht nicht auf die Bauordnung von 1568 zurückgeführt werden. Zahlreiche Beispiele, insbesondere der Schlauchbauernhof, der Bürlebauernhof und der Vogtsbauernhof in Gutach, belegen, dass die Bohlenkonstruktion mit dem Rauchgatter im Obergeschoss die ursprüngliche ist. Erst spätere feuerpolizeiliche Auflagen haben auch hier das reine Holzhaus an seiner Schauseite empfindlich verändert.«26 Leider gibt aber auch Meckes keinen exakten Hinweis darauf wer, wann und mit welcher feuerpolizeilichen Auflage »das reine Holzhaus an seiner Schauseite empfindlich verändert(e)«.

Offenbar sah die ländliche Bevölkerung in den offenen Feuerstellen der Küche kein besonders hohes oder gar unverantwortbares Brandrisiko. In diesem Zusammenhang interessant sind die Ausführungen des Karlsruher Architekten Prof. B. Kossmann (1894): »Ein anderer Nachteil soll darin bestehen. dass die >Freizügigkeit« des Rauches Feuergefahr in sich berge. Beispielsweise bemerkt Schupp (1870), die Bauart der Schwarzwaldhäuser sei höchst gefährlich. Es ist dieses jedoch thatsächlich betreff Entzündung im Innern der Häuser nicht der Fall, da die Funken durch ein Gewölbe über dem Herd (Abb. 5a) am weiteren Aufsteigen gehindert werden. Wir haben uns wiederholt im Schwarzwalde erkundigt, ob Fälle vorkamen, dass Häuser durch Funken von Herdfeuerung aus angezündet worden seien, und erhielten stets dieselbe Antwort auch von den bekannten sältesten Leuten«, dass ein solcher Fall nicht vorgekommen sei. Im Gegentheil - wird versichert - erhärte der Rauch das Gebälk vollständig; durch schwaches Feuer ist dasselbe unvertilgbar.«27 Bei dieser Gefahreneinschätzung ist nicht auszuschließen, dass man die Forderungen der Württembergischen Bauordnung - wenn sie denn auch für vereinzelt angeordnete Bauernhäuser galt - nicht so recht ernst nahm und auf das Riegelmauerwerk in der Küchenaußenwand verzichtete.

Alle diese Mutmaßungen hinsichtlich der hellen Fachwerkwand inmitten der Giebelseite der Gutachtäler Häuser sind aber eben nur spekulativ; sie führen nicht zu einem wissenschaftlich vertretbaren Ergebnis. Die vorausgegangenen Ausführungen lassen die Komplexität des Sachverhalts erkennen. Nach wie vor ist die Frage, ob die Fachwerkaußenwand der Küche durch die Württembergische Bauordnung von 1568 ausgelöst wurde, nicht eindeutig und zufriedenstellend geklärt. Viel-

340 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013



Abb. 9: Der 1565 erbaute Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach auf einer Ansichtskarte aus der Zeit um 1910 (siehe auch Abbildungen 9a und 9b).

leicht können hier nur dendrochronologische Untersuchungen an eben dieser Fachwerkwand von historischen Gutachtäler Häusern aus dem 16. oder beginnenden 17. Jahrhundert eine verlässliche Antwort geben.

Ein völlig anderes Bild ergibt sich hinsichtlich der Entstehungsgeschichte des Gutachtäler Haustyps, insbesondere der Grundrissgestaltung, wenn man sich mit der baulichen Konzeption des im Jahre 1565 erbauten Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach befasst.

## Gutachtäler Haustyp älter als Bauordnung von 1568

Wie zuvor schon kurz beschrieben, glaubte Schilli (1953), der Gutacher Vogtsbauernhof (Abb. 4) sei 1570 erbaut und damit der seinerzeit Ȋlteste sicher datierte Bau dieser Form« (des Gutacher Haustyps, der Verf.); tatsächlich aber führten dendrochronologische Untersuchungen zum Baujahr 1612. Aber selbst wenn der Vogtsbauernhof bereits im Jahre 1570 erbaut worden wäre, würde er vom Alter des erst vor wenigen Jahren umgebauten und modernisierten Altenvogtshofs in Wolfach-Kirnbach (Abb. 9) noch um einige Jahre übertroffen. Dieses eingeschossige Haus, das alle charakteristischen Merkmale des Gutachtäler Haustyps aufwies, wurde nämlich schon im Jahre 1565 erbaut, was u. a. die im Bug über dem rechten Eckständer der Stube des Altenvogtshofs eingeschnittene Jahreszahl belegt.<sup>28</sup>

Wohl wegen des hohen Alters und der charakteristischen Baukonzeption wurde der Altenvogtshof um die vorletzte Jahrhundertwende vom Badischen Architekten- und Ingenieurverein unter Leitung von Prof. B. Kossmann in seinem ursprünglichen Zustand

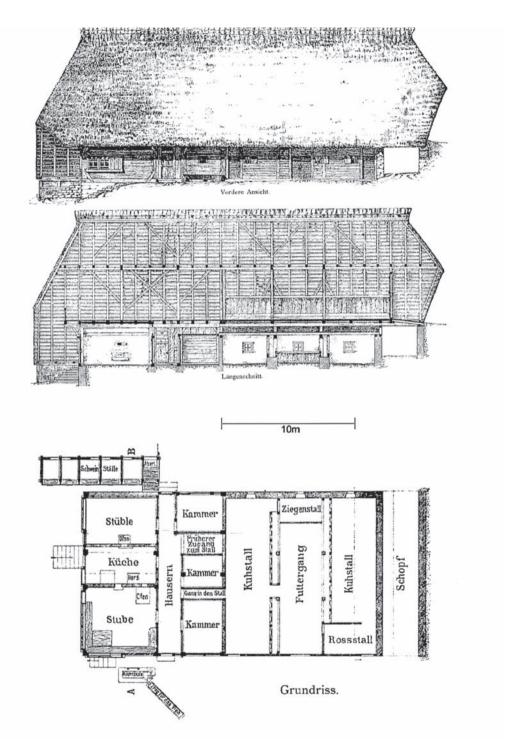


Abb. 9a: Ansicht der Traufseite mit dem Wohnungszugang, Längsschnitt und Grundriss des 1565 erbauten Altenvogtshofs in Wolfach-Kirnbach (siehe auch Abbildungen 9 und 9b) nach einer um 1900 durchgeführten Bestandsaufnahme durch den Badischen Architektenund Ingenieurverein unter Leitung von Prof. B. Kossmann.

342 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013

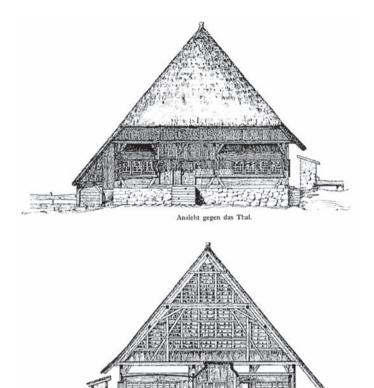


Abb. 9b: Giebelansicht und Schnitt A-B des Altenvogtshofs in Wolfach-Kirnbach (Abbildungen 9 und 9a).

dokumentiert.<sup>29</sup> Da die Zeichnungen der seinerzeitigen Bauaufnahme des Hofgebäudes hinsichtlich der Gebäudekonstruktion und Raumaufteilung für sich sprechen (Abbildungen 9 und 9a), sei hierzu nur kurz ergänzt, dass der leicht gewölbte Rauchfang (Abb. 9b, Schnitt A–B) nicht nur die Höhe der Küche, sondern auch die Stockhöhe des eingeschossigen Eindachhauses bestimmte. Der Rauch vom Herd und Kachelofen musste bei dem kaminlosen Haus wie bei den historischen Kinzigtäler Häusern über die so genannte Rauchbühne (später auch als Nussbühne oder Dörre

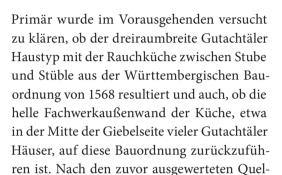
benutzt) ins Freie entweichen.<sup>30</sup> Aus diesem Grunde verzichtete man oberhalb der Stube und des Leibgedingstübles auf die jeweils letzte waagerechte Bohle in der Außenwand (Abb. 9b). Durch die Rauchbühne bedingt sind die Decken in der Stube und dem Leibgedingstüble bzw. der Kammer niedriger als im Hausgang.

Wie die Zeichnungen (Abbildungen 9a und 9b) belegen, war der 1565 erbaute und erst vor wenigen Jahren umfassend modernisierte Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach gemäß der Typenbezeichnung von Schilli oder Schnitzer eindeutig ein Gutacher bzw. Gutachtäler Haus. Und da dieses Haus bereits drei Jahre vor Inkrafttreten der »New Bawordnung des Fürstentumbs Wurtemberg« am 1. März 1568 errichtet war, kann dieser Haustyp nicht durch diese Bauordnung ausgelöst oder geschaffen worden sein. In diesem Sinne beurteilt auch Franz Meckes den

Sachverhalt; er äußerte sich (1989) wie folgt: »Dieses Gebäude (der Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach, der Verf.) ist das älteste noch erhaltene Gutachtäler Haus, es wurde bereits drei Jahre vor Erlassen der württembergischen Landesbauordnung erstellt. Damit erweist sich die Vermutung (Schilli 1953), dass der Herzog von Württemberg mit der Landesbauordnung von 1568 im Schwarzwald einen neuen Haustyp geschaffen habe, als unzutreffend.«<sup>31</sup> In Anbetracht dieser Sachlage ist nicht nachzuvollziehen, warum sich einige auch namhafte Autoren noch in jüngster Zeit

die schillische Vermutung zu Eigen machten und sie in ihren Publikationen als feststehende Realität übernahmen, ohne hierfür konkrete Fakten oder Quellen zu benennen.<sup>32</sup>

## Zusammenfassendes Ergebnis des Klärungsversuchs



len und Fakten stellt sich der Sachverhalt wie

folgt dar:

Der Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach (Abbildungen 9, 9a und 9b) ist eindeutig ein Gutacher oder Gutachtäler Haus gemäß den typologischen Darstellungen von Schilli bzw. Schnitzer. Da dieses Haus im Jahre 1565, also drei Jahre vor Erlass der Württembergischen Bauordnung von 1568, errichtet wurde, kann dieser Haustyp nicht in einem ursächlichen Zusammenhang mit dieser Bauordnung gebracht werden. Das heißt, die von Schilli schon 1953 und danach von weiteren Autoren publizierte Vermutung, der Gutachtäler Haustyp sei durch die Württembergische Bauordnung von 1568 ausgelöst worden, entspricht nicht der geschichtlichen Wirklichkeit.

Ob die helle Fachwerkaußenwand der Küche in vielen Gutachtäler Häusern (Abbildungen 1 und 3) auf die zuvor angeführte Bauordnung zurückzuführen ist, konnte auch mit Hilfe des Originalwortlauts der Bauordnung, der Zeichnungen und Fotos aus der Zeit um 1900 nicht eindeutig und zufriedenstellend

geklärt werden. Viele Fakten sprechen gegen die ursprünglich von Schilli und später weiteren Autoren vertretene Auffassung, so beispielsweise auch die Abbildungen 4, 6, 7, 8 und 9-9b. Selbst Schilli kommt zu der überraschenden Feststellung: »Im ganzen Gebiet ist sporadisch durch die oben angezogenen baupolizeilichen Bestimmungen (die Württembergische Bauordnung von 1568, der Verf.) auch zum Fachwerk gegriffen worden, obgleich die Landschaften mit Einzelhofsiedlungen von diesen Gesetzen nicht betroffen sein sollten.«33 Da es sich bei den Gutachtäler Häusern in aller Regel um Einzelhöfe (Streusiedlungen) handelt, wären sie nach dieser Formulierung aus Schillis Feder von der Forderung nach Riegelfachwerk in der Württembergischen Bauordnung nicht betroffen. Der zweite Teil dieser schillischen Formulierung steht eindeutig im Widerspruch zu seinen vorher zitierten Aussagen.

Abschließend sei angemerkt, dass so gut wie alle bis heute in Gutach erhaltenen historischen Bauernhäuser keine Gutacher oder Gutachtäler Häuser gemäß den Darstellungen von Schilli oder Schnitzer sind – was insbesondere bei der von Schilli gewählten Typenbezeichnung »Gutacher Haus« verständlicherweise oft angenommen wird. Mehrheitlich wurden diese ab dem beginnenden 18. Jahrhundert erbauten Häuser hinsichtlich ihrer Konstruktion und Raumaufteilung so gut wie immer mehr oder weniger von den Haustypen der benachbarten Hauslandschaften beeinflusst.<sup>34</sup>

Sicher ist es nicht völlig unproblematisch, die historischen Häuser, die von über Land ziehenden Zimmerleuten mit einem ständig wachsenden Erfahrungsschatz errichtet wurden, in einen sehr engen typologischen und geografisch relativ fest umrissenen Rahmen zu pressen und sie dann nach einer Gemeinde

344 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013

oder einem Tal am äußersten Rand ihres Verbreitungsgebietes zu benennen. Neben den ursprünglichen Grundtypen entstanden im Verlauf der Zeit immer wieder – je nach Erfahrungsschatz und handwerklichem Können der Zimmerleute, den Vorstellungen und Wünschen des Bauern, den regionalen klimatischen Verhältnissen und der daraus resultierenden wirtschaftlichen Nutzung des jeweiligen Bauernhauses, und nicht zuletzt auch je nach Lage des Baugeländes – in Teilbereichen voneinander abweichende Bauformen. Wie schon kurz angemerkt, wurden die ab dem beginnenden 18. Jahrhundert auf Gutacher Gemarkung erbauten Bauernhäuser bezüglich ihrer Konstruktion und Raumaufteilung so gut wie immer mehr oder weniger von den Haustypen benachbarter Hauslandschaften beeinflusst. In jüngster Zeit wird hinsichtlich der Typologie der historischen Schwarzwaldhäuser und insbesondere deren Verbreitungsgebiete von namhaften Hausforschern die Frage diskutiert, ob der bisherige Kenntnisstand noch den neuesten Erkenntnissen der Forschung gerecht wird.35 Aber dies ist ein anderes, sehr umfassendes Thema, das hier nicht behandelt werden soll.

#### Literatur (chronologisch):

Eisenlohr, Friedrich: Holzbauten des Schwarzwaldes, Carlsruhe 1853.

Kossmann, Bernhard: in: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten, Hrsg.: Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Dresden 1906, S. 397–449.

Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwaldhaus, Freiburg 1915.

Gruber, Otto: Das Haus des Schwarzwaldes, in: Der Schwarzwald: allerhand von Land und Leuten, Hrsg. von Gerold Schmückle, Sonderheft der Monatsschrift »Oberdeutschland«, Stuttgart 1922, S. 43–52. Wesentliche Passagen und auch die Zeichnungen zu den Haustypen aus dem zuvor aufgeführten Beitrag von Gruber werden wiedergegeben in dem von Wilhelm Fladt verfassten einführenden Text zum Werk von Hans Retzlaff: Volkskunde im Schwarzwald, Berlin Leipzig 1935, S. 4–11.

Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964,1977 und 1982).

Ders.: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1978.

Assion, Peter / Brednich, Rolf W.: Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten – Dörfliche Kultur vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 96–142.

Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen [Forschungsarbeit am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der Universität Karlsruhe, Lehr- und Forschungsgebiet Planen und Bauen im Ländlichen Raum, Prof. Dr.-Ing. Ulrich Schnitzer], Arbeitsheft 2 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1989; Darin: Meckes, Franz: Die Schwarzwaldhäuser – Geschichte, Bestand, Veränderungen, S. 14–42.

Kauß, Dieter: Schwarzwälder Kulturgeschichte – Zur Geschichte der Bauernhöfe im Schwarzwälder Freilichtmuseum, Gutach, Offenburg 2002.

Nienhaus, Heinz: Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau (86) 2006, S. 399–432.

Ders.: Noch prägen traditionelle Schwarzwaldhäuser das Landschaftsbild, in: Badische Heimat, Dezember 4/2009, S. 630–647.

#### Anmerkungen:

- Siehe die unter »Literatur« aufgeführten Publikationen.
- 2 Schilli, 1953, S. 198-205.
- 3 Meckes, in: Schnitzer 1989 S. 14-42.
- 4 Königsfeld und seine Geschichte, Hrsg.: Brüdergemeine Königsfeld, 2. Aufl. 1962, S. 6 ff.
- 5 In den nachfolgend aufgeführten Publikationen ist sinngemäß nachzulesen, dass die Württembergische Bauordnung von 1568 den Gutachtäler Haustyp verursacht hat. Diesen Sachverhalt publizierte H. Schilli in seinem 1953 erstmals erschienenen Standardwerk »Das Schwarzwaldhaus«, S. 200 und auch in seinen weiteren zahlreichen Veröffentlichungen, soweit sie das Gutachtäler Haus betreffen. Eine ausführliche Bibliographie Schillis veröffentlichte Kauß, Dieter: Zum Leben

- und Werk von Hermann Schilli (1896-1981), in: Die Ortenau (66) 1986, S. 127-141. Weitere Autoren schlossen sich dieser Auffassung von Schilli an, so beispielsweise: Haas, Berthold: Das Bauernhaus im Schwarzwald-Baar-Kreis, in: Der Schwarzwald-Baar-Kreis, Stuttgart und Aalen 1977, S. 187. Ders.: Das Schwarzwaldhaus im Quellbereich der Brigach, in: Brigach - Hofchronik und Ortsgeschichte, Hrsg.: Stadt St. Georgen 1993, S. 268. Assion, 1984, S. 112-114. Kauß, 2002, S. 12. Ders.: Zur Geschichte des Vogtsbauernhofs in Gutach, in: Die Ortenau (66) 1986, S. 142. Ders.: Vogtsbauernhof - Führer durch das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach, Heidelberg-Dielheim 1993, S. 34. Ders.: »Vogtsbauernhof« – das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach, in: Gutach / Heimat der Bollenhut-Tracht, Brauchtum und bäuerliche Lebenswelt, Künstlerkolonie, Hrsg.: Gemeinde Gutach 1999, S. 176. Oeschger, Bernhard / Wenger, Edmund: Schwarzwaldleben anno dazumal, Stuttgart 1989,
- 6 Vgl. Schilli 1953, S. 198-204 und Meckes in: Schnitzer 1989, S. 31 und Abb. 18-20. Ein konstruktiv anderer, aber ebenfalls dreiraumbreiter Haustyp mit mittig an der Stirnseite angeordneter Küche ist aus dem Dreisamtal östlich von Freiburg bekannt. Über diesen Haustyp berichtet W. A. Tschira sehr ausführlich am Beispiel des im Jahre 1610 erbauten Pfändlerhofs in Zarten. Vgl. Tschira, Wilhelm Arnold: Der Pfändlerhof zu Zarten, in: Mein Heimatland (19) 1932, S. 131–138. Schilli bezeichnet diesen Haustyp als Zartener Haus, Meckes hingegen als Dreisamtäler Haus. Letzterer weist darauf hin, dass die Küchen dieser Häuser schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts von der Stirnseite auf die rückwärtige Traufseite verlegt wurden. Vgl. Meckes, in: Schnitzer 1989, S. 24.
- 7 Derartige Hocheinfahrten und Tennen außerhalb der Hausmitte an Gutachtäler Häusern gibt es beispielsweise beim Vogtsbauernhof in Gutach (Museum) und beim Reichensteinerhof in Hornberg-Reichenbach.
- 8 Zu den Schwarzwälder Haustypen vgl. Schilli 1953, S. 13 ff und Schnitzer 1989, S. 16 ff.
- 9 Vgl. die in Anm. 5 aufgeführten Publikationen.
- 10 Meckes, in: Schnitzer 1989, S. 29–33; vgl. die Ausführungen von Meckes mit denen in den unter Anm. 5 aufgeführten Publikationen.
- 11 Schilli 1953, S. 190.
- 12 Ebd., S. 201.

- 13 Lohrum, Burghard: Wann wurde der Vogtsbauernhof erbaut? in: Die Ortenau (74) 1994, S. 138– 142.
- 14 Nach Barth, Ansgar: Das Amt Hornberg in württembergischer Zeit, in: Die Ortenau (74) 1994, 351, wurde der Oberbauernhof um 1580 und nach Schnitzer 1989, S. 30, Abb. 48, im Jahre 1590 errichtet.
- 15 Meckes, in: Schnitzer 1989, S. 31-32, Abb. 51.
- 16 Schilli 1953, S. 201.
- 17 Kossmann 1906, S. 416 und Meckes in: Schnitzer 1989, S. 32 und Abb. 50.
- 18 Vgl. Anm. 5.
- 19 Schilli 1953, S. 200.
- 20 Schilli, Hermann: Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums »Vogtsbauernhof« in Gutach (Schwarzwald), in: Badische Heimat (56. Jg.) Heft 2 1976, S. 268. Ders.: Heimische Hausformen, in: Der Kreis Wolfach, Aalen/Württemberg 1966, S. 76.
- 21 Schilli 1953, S. 198, Figur 54. Bis 1875 war der 1914 abgebrannte (Hinter) Schlauchbauernhof (Abb. 7) ungeteilt. In einem Vertrag vom 31.7.1877 einigten sich Christian Wälde und Johannes Wälde, das bisher »in Gemeinschaft besessene Hofgut, Schlauchhof genannt, für ewige Zeiten abzuteilen. Die Mahlmühle soll gemeinsam genutzt werden.« Aus diesem Vertrag resultiert der Bau des Vorderschlauchbauernhofs (Abb. 6), dessen Baujahr z. Z. nicht exakt benannt werden kann.
- 22 Zitiert nach Reyscher, A. L. (Hrsg.): Vollständig, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, erster Teil, Tübingen 1841, S. 355 und zweiter Teil, Tübingen 1842, S. 178 und 179.
- 23 Beispielhaft seien hier nur einige Beiträge angeführt: Schilli, Hermann: Die Hausformen der Ortenau, in: Die Ortenau (40) 1960, S. 131. Ders.: Zur Geschichte ... (Anm. 20), S. 268. Ders.: Heimische Hausformen (Anm. 20), S. 76.
- 24 Zum Baujahr des Bürlebauernhofs gibt der Gutacher Heimatforscher Ansgar Barth folgenden Hinweis: »Nach dem Feuerversicherungsbuch von 1841 wurde das Haus um 1770 erbaut. Über das Hofgebäude wird ausgeführt: »Wohnhaus zweistöckig von Holzwänden mit Sockelmauer Dach Stroh und Ziegelstreifen«. Im Steuerbuch von 1722 heißt es: »Ein zweistocket neu erbaut Haus (eine große Stube, 1 Nebenstüble, 5 Kammern) samt einer besonderen Hausmahlmühlin«. Offen bleibt, ob das Haus zwischen 1722

346 Heinz Nienhaus Badische Heimat 2/2013

und (um) 1770 abgebrannt ist oder ob die Einschätzung im Feuerversicherungsbuch ungenau ist.« Um das exakte Baujahr zu bestimmen, sind weitere Nachforschungen erforderlich. Nach der erhaltenen alten Bausubstanz zu urteilen, ist die Bauzeit vor 1722 allerdings sehr wahrscheinlich.

- 25 Vgl. Schilli 1953, Abb. 103. Auch in Schillings sehr präzisen Zeichnungen sowohl vom Bürlebauernhof als auch vom »unteren Schlauchbauernhof« (Hinterschlauchbauernhof) sind die Rauchgatter und z. T. weitere Rauchabzugslöcher oberhalb des Gatters in der Holzkonstruktion der Küchenaußenwände gut zu erkennen. Vgl. Schilling 1915, S. 113, Abb. 113 und S. 135 Abb. 136.
- 26 Meckes, in: Schnitzer 1989, S. 33.
- 27 Kossmann, Bernhard: Die Bauernhäuser im badischen Schwarzwald, in: Zeitschrift für Bauwesen (44) 1894, S. 169.
- 28 Bei der zwischenzeitlich durchgeführten umfassenden Renovierung und Modernisierung des Altenvogtshofs wurde der ursprüngliche Bug mit der Jahreszahl 1565 durch einen neuen ersetzt, dem wiederum die Jahreszahl 1565 eingeschnitten wurde. Den ursprünglichen mit der Jahreszahl 1565 gekennzeichneten Bug hält der Zimmermann, der die Modernisierungsarbeiten ausführte, in Verwahrung.
- 29 Kossmann 1906, S. 416 und S. 428/429. Bei dem hier angegebenen Baujahr 1561 handelt es sich offenbar um einen Schreibfehler; richtig ist 1565, wie sich der Verfasser dieses Beitrags vor Ort überzeugen konnte.
- 30 Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau (83) 2003, S. 145, Bild 1 und S. 148.
- 31 Meckes, in: Schnitzer 1989, S. 32.
- 32 Vgl. die Ausführungen in den in Anm. 5 aufgeführten Publikationen.
- 33 Schilli 1953, S. 203.
- 34 Nienhaus 2006, S. 418-428.

35 Siehe hierzu die von Stefan King verfasste kommentierende Zusammenfassung der auf dem Arbeitskreis für Bauforschung (AHF Regionalgruppe Baden-Württemberg) am 16. April 2010 im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach veranstaltetem Kolloquium zur Hauslandschaft des Schwarzwaldes gehaltenen Vorträge. Im Zusammenhang mit der Typologie der Schwarzwaldhäuser und deren Verbreitungsgebiete ist der Beitrag von Burghard Lohrum von besonderem Interesse.

Mein Dank gilt allen Hofbesitzern, die mir bereitwillig alle Türen in ihren historischen Häusern öffneten und ausführlich alle Fragen beantworteten, ebenso Herrn Schulamtsdirektor a. D. Ansgar Barth, Gutach/Schwarzwaldbahn, der mich bei der Altersbestimmung der historischen Gutacher Bauernhäuser sehr unterstützte.

Bildnachweis: 1 und 3–9: Archiv H. Nienhaus; 2: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Signatur: MC HBFa. 1394; 9a und b: aus Kossmann, Bernhard: Baden, in: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten, Dresden 1906.



Anschrift des Autors: Heinz Nienhaus Ledderkesweg 4 46242 Bottrop h.u.nienhaus@gelsennet.de

## Die Affäre von Zabern 1913 aus badischer Sicht

Klaus P. Oesterle

In der kleinen Stadt Zabern, französisch Saverne, im Elsaß mit ihren rund 9000 Einwohnern lagen vor dem ersten Weltkrieg zwei Bataillone des Infanterieregiments Nr. 99 der reichsdeutsch-preußischen Armee. Zahlreiche Zaberner Einwohner lebten von dem hier stationierten Militär; dementsprechend deutschfreundlich war auch die öffentliche Meinung am Ort. Zabern war der einzige Wahlkreis des Reichslandes Elsaß-Lothringen, von dem ein Vertreter einer reichsdeutschen Partei in den Berliner Reichstag entsandt wurde. Im übrigen wählte das Volk in den ehemals französischen Gebieten, die vom neu gegründeten Deutschen Kaiserreich 1871 annektiert wurden, durchweg eigene Parteien, die der Unzufriedenheit mit der staatsrechtlichen Situation des Landes Ausdruck gaben. Wirtschaftlich ging es der Region nicht schlecht, sie nahm an der Konjunktur der »Gründerzeit« teil. Viele Bauten aus der damaligen Zeit zeigen das heute noch, besonders in Straßburg.

Ausgerechnet in Zabern kam es im Oktober 1913 zu einem heftigen Konflikt zwischen der bewaffneten Macht und der örtlichen Zivilbevölkerung, der hohe Wellen schlug, weit über das Elsaß hinaus. Dieses kleinstädtische »Zaberner Ereignis« erwies sich dann später im Rückblick als Vorzeichen für die im Jahr darauf hereinbrechende Katastrophe des ersten Weltkriegs. Es zeigte den verhängnisvollen Vorrang des Militärs vor den zivilen Staatbürgern in der Verfassungswirklichkeit

des wilhelminischen Reiches. Schließlich war es dann 1914 die Eigengesetzlichkeit der militärischen Planungen auf der höchsten Ebene aller Länder, die zur raschen Kettenreaktion von Kriegserklärungen entscheidend beigetragen hat.

Aus badischer Sicht sind die Vorgänge in Zabern und im Elsaß nicht nur wegen der räumlichen Nähe beim Blick über den Oberrhein von besonderem Interesse, sondern auch deshalb, weil markante Figuren aus Baden dabei besondere Rollen gespielt haben. Dabei handelt es sich zunächst um den Kommandierenden General in Straßburg Berthold von Deimling und um den Reichstagsabgeordneten Konstantin Fehrenbach aus Freiburg von der Zentrumspartei, den späteren Reichskanzler. Dazu kommt noch eine markante Stellungnahme des seinerzeit hochberühmten badischen Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob, dem die beiden anderen Herren persönlich bekannt waren.

Deimling war 1853 in Karlsruhe geboren als ältester Sohn eines Militärrichters (Garnisonsauditor); die Familie wohnte in der Amalienstraße 27 unmittelbar bei der Infanteriekaserne. Der Vater kam als Jurist alsbald ins Kinzigtal und dann als Kreisgerichtsrat nach Freiburg, wo der Sohn als Klassenkamerad von Konstantin Fehrenbach das Gymnasium besuchte. Die beiden waren die leistungsstärksten Schüler ihrer Klasse. Der junge Deimling wurde von der Schulbank weg Berufssoldat, stieg auf bis in den Generalstab, tat

348 Klaus P. Oesterle Badische Heimat 2/2013

sich im Krieg gegen die Hereros in Südwestafrika hervor und wurde 1905 vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben.

Am 28. Oktober 1913 hielt der Leutnant Günter Freiherr von Forstner eine Instruktionsstunde für Rekruten seines Bataillons in Zabern. Forstner war zwanzig Jahre jung, also nach damaligem Recht noch nicht volljährig. Er wurde ein Jahr später am Anfang des Krieges tödlich verwundet. Forstner forderte seine Untergebenen in Zabern dazu auf, von der Waffe Gebrauch zu machen, wenn sie beim Ausgang in der Stadt in Streit mit Zivilisten gerieten. »Wenn ihr dabei einen solchen Wackes über den Haufen stecht, schadet das auch nichts«, soll er gesagt haben und setzte für ein solches Vorgehen noch eine Prämie von zehn Goldmark aus, die dann der Unteroffizier Höflich um weitere drei Mark erhöhte. Der Ausdruck »Wackes«, wohl von lateinisch »vagus«, bezeichnete einen Landstreicher, Strolch, Schlingel. Die Vokabel war im alemannischen Sprachraum, aber auch in Lothringen und der Pfalz verbreitet. Ihr Gebrauch galt seinerzeit im Unterschied zu heute allgemein als Beleidigung und war den Soldaten in Zabern durch Regimentsbefehl »strengstens« verboten. Forstner soll Rekruten dazu gezwungen haben, sich dienstlich mit den Worten zu melden: »Ich bin ein Wackes«.

Von betroffenen Soldaten wurde die lokale Presse über die Vorgänge in der Kaserne informiert. Berichte darüber erschienen zunächst im »Zaberner Anzeiger« und im »Elsässer«, der der Zentrumspartei nahe stand. Die Zentrumspartei war es ja auch, deren Reichstagsfraktion Abgeordnete aus dem Elsaß regelmäßig als Hospitanten aufnahm. Über den Vorfall wurde alsbald auch in größeren Zeitungen berichtet, zumal in Straßburg. Es erhob sich die Forderung, Forstner und Höflich an einen anderen Dienstort zu versetzen, aber das

wurde von der Militärführung abgelehnt, obwohl der Konflikt dadurch ganz leicht hätte abgetan und vergessen werden können als die lokale Posse, die er ursprünglich war.

Das Militär fürchtete sich davor, Schwäche zu zeigen, und verpasste dabei die Gelegenheit, durch Schaffung von Ordnung im eigenen Hause Stärke zu beweisen. Die neuen Forschungsergebnisse von Kirsten Zirkel zum Thema haben gezeigt, dass für das Verhalten der Offiziere vor Ort der Kommandierende General in Straßburg Berthold von Deimling die Hauptverantwortung trug. Er betonte stets den Vorrang des Militärs gegenüber dem zivilen kaiserlichen Statthalter Grafen von Wedel und fand dafür volle Rückendeckung bei Kaiser Wilhelm II.

In der Hauptstadt Straßburg pflegte General Deimling seine Truppen mit häufigen Parademärschen lautstark auftreten zu lassen, möglichst auf zentralen Plätzen mitten in der Geschäftszeit. Durch die aufdringliche Präsenz des Militärs sah sich Elsaß-Lothringen noch Jahrzehnte nach dem 70er Krieg als besetzte fremde Provinz behandelt und nicht als gleichberechtigter Teil des deutschen Reiches. Alle anderen Gebietsteile des Reiches waren entweder selbständige Gliedstaaten oder Provinzen des Königreichs Preußen. Allein das »Reichsland« Elsaß-Lothringen war unmittelbar dem Kaiser als Träger der Staatgewalt unterstellt. Ein Landtag wurde erstmals 1911 gebildet und dann 1919 durch den französischen Zentralstaat beseitigt.

In Zabern 1913 war der forsche Leutnant Forstner aufgrund der lokalen Presseberichte der Kritik und dem Spott der Zivilbevölkerung ausgesetzt. Er ließ sich deshalb beim Ausgang im Städtchen jeweils von einer bewaffneten Streife begleiten. Am 15. November 1913 meldete der »Elsässer«, dass Forstner sich in vulgär herabsetzender Weise über die französische Flagge geäußert hatte. Trotz der Empörung darüber in zivilen Kreisen und auch in Frankreich wurde der junge Offizier nicht an einen anderen Ort versetzt; von einem sechstägigen Stubenarrest, den er absitzen musste, erfuhr die Öffentlichkeit nichts. Nur keine Fehler nach außen zugeben und keine Schwäche zeigen! Das Bild des deutschen Offiziers vertrug keinen Kratzer. Dagegen wurden die elsässischen und lothringischen Rekruten aus der Garnison Zabern wegversetzt. Wenig später verlegte man sogar das ganze Regiment in eine andere Gegend, um der Bevölkerung Einnahmen zu entziehen und sie dadurch einzuschüchtern

Die drei jungen Soldaten, welche die lokale Zeitung über den Kasernenskandal informiert hatten, wurden verhaftet. Im Gebäude des »Zaberner Anzeigers« wurde eine militärische Haussuchung durchgeführt. Diese Maßnahmen stellten einen illegalen Eingriff des Militärs in die zivile Verwaltung dar, was dem Kommandierenden General aus unserem schönen Baden, wie sein eigener dienstlicher Bericht zeigte, voll bewusst war.

Der Regimentskommandeur Oberst Reuter forderte, angewiesen von seinem Vorgesetzten Deimling, die Verhängung des Belagerungszustandes in Zabern, um die Verspottung von Offizieren zu verhindern. Das lehnte der zivile Kreisdirektor Mahl unter Berufung auf die Reichsverfassung ab. Dennoch ließ der Oberst am 28. November 1913 drei Züge mit scharfer Munition unter Trommelwirbel ausrücken und rund dreißig Personen auf der Hauptstraße willkürlich verhaften, darunter sogar einen Richter des Landgerichts. Einen körperbehinderten Schustergesellen, der sich der Festnahme widersetzte, schlug der Leutnant von Forstner mit dem flachen Säbel. Die verhafteten Bürger wurden über Nacht im Keller der Kaserne eingesperrt und am anderen Morgen dem Amtsrichter vorgeführt, der ihre Entlassung anordnete.

Zufällig war am Abend des 28.11. der für Zabern zuständige Kreisdirektor Mahl mit dem Unterstaatssekretär Mandel und dem General Deimling in Straßburg zum Abendessen verabredet. Mandel wurde ans Telefon gerufen und von den Vorgängen in Zabern unterrichtet. Er bat Deimling, sich mit seinem Untergebenen Oberst Reuter in Verbindung zu setzen und die Freilassung der verhafteten Zaberner Einwohner zu befehlen. Deimling weigerte sich, obwohl er genau wusste, dass das Verhalten des Militärs in Zabern gesetzwidrig war. Aber der Respekt vor der Rechtsstaatlichkeit spielte bei ihm keine Rolle, wenn es um den Vorrang des Militärs vor den zivilen staatlichen Instanzen ging. In seiner Haltung sah er sich unterstützt von einem Teil der Presse und Öffentlichkeit und vor allem von Kaiser Wilhelm selbst.

Der Kronprinz Wilhelm, als Kommandeur eines Husarenregiments in Ostpreußen stationiert, unterstützte das rechtswidrige Vorgehen der Militärs im Elsaß auf seine Art durch Telegramme an Deimling und Reuter, in denen es hieß »Bravo!« und »Immer feste druff.« Er äußerte sich über die »Unverschämtheit des Zaberner Plebs« und forderte, ein Exempel zu statuieren, »um den Herren Eingeborenen die Lust an derartigen Vorfällen zu versalzen«. Diese Formulierungen wurden bekannt und heizten die Stimmung an. In Zabern und Straßburg wurden Postbeamte strafversetzt, denen man eine Indiskretion zutraute.

Wilhelm II. ging das Verhalten des Sohnes dann doch zu weit; er beorderte den Prinzen zurück nach Berlin, um ihn besser unter Kontrolle zu haben. Der Kronprinz hat sich in seinen »Erinnerungen« darüber bitter beklagt, seine Telegramme aber bestätigt. Nur der

350 Klaus P. Oesterle Badische Heimat 2/2013

Wortlaut sei anders gewesen: Er habe »dem Oberst von Reuter als Kamerad dem Kameraden telegraphiert, er möge ja nur scharf durchgreifen, da das Ansehen der Armee auf dem Spiele stehe«.

Der Kaiser weilte in jenen Tagen zur Jagd beim Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen. Am 30.11.1913 bat der Statthalter und Chef der Zivilverwaltung von Elsaß-Lothringen Karl Graf von Wedel um eine Audienz, um die Vorgänge in seinem Zuständigkeitsbereich zu erörtern. Wilhelm lehnte das ab mit dem Hinweis, er wolle sich zuerst vom Militärkommando berichten lassen; der Statthalter könne sich ja schriftlich äußern. Der deutsche Kaiser war tief durchdrungen von der absolutistischen Idee seiner militärischen Kommandogewalt, die über der zivilen Reichsverfassung stand.

Noch im April 1914 erließ Wilhelm II. ohne Beteiligung der Regierung oder gar des Reichstags einen Armeebefehl über den »Waffengebrauch des Militärs und seine Mitwirkung zur Unterdrückung innerer Unruhen«. Zwar wollte man damit ein rein willkürliches Vorgehen des Militärs wie in Zabern verhindern. Ein solcher Erlass ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Instanzen war jedoch keineswegs im Sinne der geltenden Reichsverfassung. Er beruhte auf der Vorstellung von einer eigenständigen militärischen Kommandogewalt des preußischen Königs, wie sie schon im Verfassungskonflikt von 1862 von der Krone vertreten wurde.

Im Streit mit dem Parlament um den Militäretat stand damals bekanntlich der König unmittelbar vor der Abdankung. Er wurde davon abgehalten durch den Kriegsminister Roon, der ihm Bismarck als neuen Kanzler empfahl. Dieser erklärte sich bereit, ohne vom Landtag bewilligtes Budget zu regieren und stellte die Theorie von einer »Lücke« in der Verfas-

sung auf. In seiner Rede vor der Budgetkommission war auch die bekannte Formulierung enthalten: »Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen.« Auf der einen Seite des Konflikts stand die ererbte Legitimität des Fürsten und militärischen Anführers auf der anderen Seite die Souveränität des Volkes und seiner gewählten Vertretung.

Am 4. Dezember 1913 kam es zu einer Debatte im Reichstag über den Fall Zabern. Kanzler von Bethmann-Hollweg erwies sich darin als extrem abhängig vom Kaiser, dem er ja seine Ernennung zu verdanken hatte und der ihn entlassen konnte. Der Kanzler machte sich die falsche Version des Generals von Deimling zu eigen, wonach die zivilen Sicherheitsorgane im Elsaß versagt hätten und das Eingreifen des Militärs dadurch notwendig geworden sei.

Für die Fraktion des Zentrums trat der Abgeordnete Konstantin Fehrenbach an das Rednerpult. Unter dem Eindruck der Ausführungen des Kanzlers verzichtete er auf sein Manuskript, das im Nachlass erhalten ist, und griff die Regierung in freier Rede scharf an. Er betonte, dass auch das Militär dem Recht und dem Gesetz untergeordnet sein müsse, andernfalls drohe Deutschland der Untergang. Dieser Auftritt machte den badischen Abgeordneten schlagartig bekannt; er war dann später in den Anfängen der Weimarer Republik kurze Zeit deutscher Reichskanzler (25.6.1920 bis 4.5.1921).

Die Debatte am 4. Dezember 1913 endete mit einem Missbilligungsvotum des Reichstags gegen den Reichskanzler, das erste seiner Art im Kaiserreich, aber folgenlos, weil der Kanzler nur vom Vertrauen des Kaisers abhing.

Fehrenbach musste bei seiner Rede einen besonderen Spagat vollführen, weil er mit dem General Deimling persönlich eng befreundet war, was viele Leute wussten. Beide waren, wie oben erwähnt, in Freiburg gemeinsam zur Schule gegangen. Fehrenbach ließ den alten Klassenkameraden nicht im Stich und betonte dessen hohe Intelligenz, seine bürgerfreundliche Gesinnung und Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgang. Der General ging denn auch völlig unbeschädigt aus der ganzen Affäre hervor. Von der nationalistischen Presse wurde er gelobt. Dagegen identifizierte der Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts Rudolf von Valentini General Deimling früh als den Drahtzieher der Zaberner Affäre.

Denselben Eindruck muss der alte Heinrich Hansjakob (1837–1916) gehabt haben. Er sandte Fehrenbach nach dessen Reichstagsrede eine Postkarte mit dem Bild seines neu erbauten Alterssitzes »Freihof« in Haslach, den er am 22.10.1913 bezogen hatte.

Hansjakob, der Fehrenbach und Deimling wohl aus Freiburg kannte, schrieb an den Reichstagsabgeordneten:

»So hab ich mir Freund Konstantin den Großen und das Zentrum längst gewünscht. Sie haben durch Ihre Rede den Vogel abgeschossen. Lassen Sie ihn nimmer fliegen und sich nicht von Ihrem Freund Deimling einfangen. Sta verbo! Dann werden Sie ein echter Volksmann werden und bleiben. Senden Sie mir Ihre Rede nach dem Stenogramm. Mit bestem Gruß Hansjakob«

Der Pfarrer und Schriftsteller hatte 1849 als zwölfjähriger Junge im Kinzigtal die Niederschlagung der badischen Revolution durch preußische Truppen erlebt. Er trug zeit seines Lebens den Heckerhut und blieb nach eigener Aussage ein »Freiheitsmann mit Leib und Seele«.

Am 5. Dezember 1913 berief der Kaiser unter dem Eindruck des öffentlichen Echos der Zabern-Affäre doch noch eine Konferenz

nach Donaueschingen ein. Dabei war natürlich aus Straßburg wieder Deimling zugegen. Aus Berlin war der Reichskanzler angereist, und jetzt durfte endlich auch der Statthalter von Wedel seine Sicht der Dinge persönlich darlegen. Bei dem Treffen, das nur eine Dreiviertelstunde dauerte, schrie Wedel Deimling und den Kaiser so laut an, dass man es draußen im Schlosspark hören konnte. Aber er wurde vom Kanzler, der eigentlich angereist war, um die zivile Seite zu vertreten, im Stich gelassen. Herr von Wedel nahm bald darauf seinen Abschied. Sein Nachfolger Graf Roedern hatte sich danach ebenfalls über das aggressive Verhalten des Militärs unter General von Deimling gegenüber der Zivilbevölkerung zu beklagen.

Der Fall Zabern ist bezeichnend für den Widerstreit zwischen Monarchie und Volkssouveränität innerhalb des Gefüges der Reichsverfassung. Zwar war für kaiserlichen Regierungsakte prinzipiell die Gegenzeichnung durch einen Minister vorgesehen, der seinerseits auch dem Reichstag verantwortlich war. Praktisch blieben aber Hoheitsakte der monarchischen Kommandogewalt von der ministeriellen Gegenzeichnung freigestellt. Der Kaiser verfügte im militärischen Bereich mit dem Militärkabinett und dem Marinekabinett über eine separate Verwaltung. Das Militär, aus dessen Sieg über Frankreich das Reich 1871 hervorgegangen war, bildete nicht nur einen Staat im Staate wie die Reichswehr in der Weimarer Republik, sondern verstand sich als die wichtigste staatstragende Institution überhaupt. Dagegen waren Kanzler und Reichstag machtlos.

Vor der Aufgabe, hier innenpolitisch einen Ausgleich herbeizuführen, hat Wilhelm II. versagt, obwohl nach der Konstruktion der Reichsverfassung gerade dies seine Aufgabe gewesen wäre. Auch während des Krieges

352 Klaus P. Oesterle Badische Heimat 2/2013

1914/18 hat er es nachher nicht geschafft, eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen der politischen und militärischen Führung des Reiches herzustellen. Im Rahmen der militärischen Kommandogewalt selbst zeigte er sich zudem abhängig von der Obersten Heeresleitung, die sich dann am Ende ihrer Verantwortung für die Niederlage entzogen hat.

General von Deimling erwies sich im 1. Weltkrieg mehr denn je als furchtbarer Militär. Er warf seine Truppen bedenkenlos in die Materialschlachten in Belgien und Frankreich, handelte mehrfach voreilig und eigenmächtig in dem Bestreben, als großer Sieger zu glänzen. Dies wurde selbst der obersten Heeresleitung unter Falkenhayn, dem Initiator des Unternehmens »Blutpumpe« bei Verdun, allmählich zu viel. Ende 1916 wurde Deimling von seinem Frontkommando abgelöst.

Nach dem militärischen Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1918 machte der ehemalige Oberbefehlshaber im »Reichsland« und Hauptverantwortliche der Zaberner Affäre eine unerwartete Wandlung durch. Als Pensionär in Baden-Baden wohnend, wurde er ein führender Vorkämpfer der Friedensbewegung. Als Redner füllte er viele Säle in ganz Deutschland. Er gehört zu den Gründern des »Reichsbanners Schwarz – Rot – Gold«. Den Nationalsozialisten hat er sich bis zu seinem Tod mit neunzig Jahren konsequent verweigert. Aber seine verhängnisvolle und schädliche Rolle im Elsaß 1913 hat er nie zugegeben.

Kronprinz Wilhelm Erinnerungen.

Herausgeber Karl Rosner, J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin 1922.

Wehler, Hans Ulrich Der Fall Zabern. Rückblick auf eine Verfassungskrise.

des wilhelminischen Kaiserreiches. In: Die Welt als Geschichte, XXIII. Jahrgang 1963, Heft 1, S. 27–46. Hildenbrand, Manfred Heinrich Hansjakob, Rebell im Priesterrock.

2. Auflage, Haslach 2001.

Zirkel, Kirsten Vom Militaristen zum Pazifisten. General Berthold.

von Deimling – eine politische Biographie. Essen 2008.

Exner, Peter Die Reichskanzler der Weimarer Republik. Zwölf Lebensläufe. Karlsruhe 2012.

Adreßbuch von Karlsruhe 1853, digital bei der Badischen Landesbibliothek.

Meyers Konversationslexikon Band 6, 5. Auflage Leipzig und Wien 1894, S. 707 bis 719: Artikel »Elsaß-Lothringen«.

Wikipedia.



Anschrift des Autors: Dr. Klaus P. Oesterle Paul-Klee-Straße 4 76227 Karlsruhe

## »Feinler, der unstete Landsmann« Leben und Leiden eines badischen Priesters in Amerika

Johannes Werner

And I smiled to think God's greatness flowed around our incompleteness, – Round our restlessness, His rest.

Elizabeth Barrett Browning

Als Conrad Gröber, der später als Erzbischof von Freiburg weithin bekannt wurde, noch ein unbekannter Alumnus am »Collegium Germanicum et Hungaricum«¹ in Rom war, hielt er in seinem Tagebuch seine Erlebnisse, aber auch seine immer wieder aufsteigenden Erinnerungen fest. Und manchmal geschah es, dass sich die einen mit den anderen verknüpften, etwa dann, wenn alte Bekannte, an die er kaum noch dachte, unvermutet vor seiner Tür standen.

Unerwarteter Besuch! Franz Feinler stellt sich mir in seiner neuen Tracht als Alumnus der Propaganda<sup>2</sup> in Begleitung zweier leibhaftiger Indianer vor, für deren Volk ich von früher Jugend her, dank der Reutlinger fesselnden kleinen Hefte<sup>3</sup>, eine starke Schwäche habe. Ein unruhiger Kopf, der blauäugige, bleiche Franz von Gissigheim im badischen Frankenland.4 Schon vor Beendigung seiner Gymnasialjahre trat er bei den Pallottinern in Masio ein, um Missionär bei irgend einem primitiven oder neuzeitlichen Heidenvolk zu werden.5 Es gefiel ihm dort aber nicht. So kehrte er in seine fränkische Heimat zurück und machte in Tauberbischofsheim sein Abitur.6 Im theologischen Konvikt in Freiburg stand er um einen Jahreskurs hinter mir. Wir kannten uns trotzdem recht gut. Von seinen römischen Plänen hatte ich aber keine Ahnung. So wenig als er wohl von den meinen. Wie es der Zufall so

will: Wir trafen uns in Genua, als wir bei sinkender Nacht dem Mailänder Zug entstiegen. Ein »Oho!«, »Woher kommst denn Du?« beiderseits und eine Auskunft, die sich fast wörtlich deckte. Wir verlebten dann zusammen mit Thiem<sup>7</sup> im billigen Juchhe des »Hotels Smith« einen gemütlichen, weinseligen Abend, um uns erst kurz vor Mitternacht zu trennen, weil er auf schnellstem Weg nach Rom gelangen wollte. Nun bereitet er sich in der Propaganda zum Weltpriester für eine nordamerikanische Diözese vor, sofern nicht eine neue Launenwoge seinen Plänen eine andere Richtung gibt. Ich schätze Feinler als glänzendes Talent, als einen Mathematiker von Gottes Gnaden. Auch philologisch ist er hochbegabt und darum sehr beglückt, in der Propaganda unvergleichliche Gelegenheit zu besitzen, die orientalischen Sprachen zu erlernen. Er schwärmt für den längst verstorbenen Kardinal Mezzofanti, der öfters

354 Johannes Werner Badische Heimat 2/2013

in die Propaganda gekommen sei, um mit jedem ihrer Alumnen in seiner Heimatsprache wie ein Landsmann zu reden. Soviel ist mir gewiss: Franz wird mit seinem eigenen Kopf seinen eigenen Weg durchs Leben gehen, wobei ihm sein geistiger Überfluss und seine Plötzlichkeit im Entschluss zum Verhängnis werden können. Vorerst gefällt ihm das Völkergemisch der Propaganda gut. Er rühmt den heroischen Idealismus seiner zahlreichen rotgegürteten Mitbrüder, die die Liebe Christi zu den wilden Heidenvölkern führt oder unter ihnen Apostel für ihre Landsleute und Stammesgenossen auserwählt.

Danach hat Gröber, wie es scheint, von dem, der ihn so unvermutet besuchte, nichts mehr gehört. Einem amerikanischen Priester, dessen Zeit im Germanicum abgelaufen war und der nun wieder nachhause fuhr, gab er einen Gruß an meinen Landsmann und Freund Franz Feinler mit, wenn er je einmal die Gelegenheit hätte, ihn zu treffen. Aber Amerika ist ein Erdteil, vielfach größer als unser altes, buntscheckiges und verschrumpftes Europa. Dann notierte Gröber nur noch: Feinler, der unstete Landsmann, schwimmt auf dem Meer. 11

Im Jahre 1943, und damit unter ganz anderen Umständen, holte der nunmehrige Erzbischof von Freiburg sein altes Tagebuch wieder hervor. Was er ihm entnahm, wurde nach seinem Diktat auf Wachsmatrizen geschrieben, von ihnen in wenigen Exemplaren abgezogen und einem kleinen Kreis von Freunden zugänglich gemacht. Eine bisher ungenannte und unbekannte Dame, die das Werk in die Hände bekam, stellte im November 1944 auf fünf Seiten eine lange Reihe von Anmerkungen und Fragen zusammen, von denen eine der ersten lautete: Was ist aus Franz Feinler, der nach USA wollte, geworden?<sup>12</sup> Ja, was?

Franz Feinler wurde, nach vier Jahren am Kollegium »de Propaganda Fide«, am 12. Juni 1897 in der Basilika S. Giovanni in Laterano zum Priester geweiht, und zwar für die Diözese Sioux Falls in South Dakota.13 Dort traf er auch am 14. September desselben Jahres ein und trat als Sekretär in den Dienst des dortigen Bischofs, den er aber schon im nächsten Jahr verließ. Dann versuchte er sich als Pfarrer in verschiedenen Gemeinden, aber auch hier hielt er es nicht lange aus. Immerhin bescheinigte man ihm in einer von ihnen, dass er höchst erfolgreich gearbeitet habe. Er ist ein Mann von hoher Intellektualität, ein kraftvoller und überzeugender Redner, seiner edlen Berufung fest und ernst ergeben, und hat sich die Zuneigung derer erworben, unter denen er sich um die Errichtung des Königreichs Christi auf Erden bemüht.14

Im Jahre 1908, als Feinler gerade seine nächste Pfarrei (bereits die sechste, in kaum zehn Jahren) angetreten hatte, bewarb er sich

#### CAPT. FEINLER ON TRIAL.

Chaplain, Sent Home by Pershing, Faces Court-Martial at Honolulu.

HONOLULU, T. H., March 12.—Trial by court martial of Captain Franz Feinler, Chaplain U. S. A., on charges of pro-German utterances was in progress today at Fort Shafter, where Captain Feinler has been stationed since he returned from France at the direction of General Pershing.

Evidence against Captain Feinler, who was arrested a week ago and has since been held incommunicado, was said to have been largely obtained through the use of a phonographic device. Aside from this evidence, it was said, military witnesses would testify concerning lectures delivered by Captain Feinler alleged to have been tinged with pro-German sentiment.

The New York Times

Published: March 13, 1918

um eine Stelle als »Army Chaplain«, die er erhielt.15 Als solcher wurde er 1909 in Vancouver, 1912 in Manila stationiert und kümmerte er sich um das seelische und körperliche Wohl seiner Soldaten. Im Jahre 1914 wurde er an die Amerikanische Botschaft in Tokio abgeordnet, wo er als Übersetzer arbeitete und zugleich ein Lehrbuch des Japanischen verfasste. (Er selber hatte erst 1911 begonnen, die Sprache zu lernen.) Diese Tätigkeit musste er 1917 beenden, weil die USA dem Deutschen Reich. das sich mit Japan verbündet hatte, den Krieg erklärten.

Feinler wurde erst nach New York, dann nach Frankreich versetzt, dann aber überraschend rasch zurückgerufen und nach Honolulu beordert; und dort fiel er in die Grube. die man für ihn gegraben hatte, und zwar nur. weil er ein gebürtiger Deutscher war. »Army Chaplain Suspected as Pro-German; Transferred from France to Duty in Hawaii« hieß, am 5. März 1918, die Schlagzeile auf der Titelseite der »New York Times«.

Seit dem Eintritt der USA in den Krieg blies den Deutschen und Deutschstämmigen der Wind ins Gesicht. Man glaubte, dass

## Army Chaplain Suspected as Pro-German: Transferred from France to Duty in Hawaii

Special to .The New York Times.

Feinler, a Chaplain in the regular army, with the rank of Captain, attached to the 13th Infantry, has been brought back from France by the military authorities and transferred to Fort Shafter, in the Hawaiian Islands, on account of his suspected pro-German views. It is understood that he was ordered to return by General Pershing at the same time that Captain David A. Henkes of the 16th Infantry, who wanted to resign from the army rather than fight German soldiers, was sent back to the United States by General Pershing.

Captain Henkes was tried recently at Governors Island and sentenced to dismissal from the army and twenty-five years' imprisonment at Fort Leavenworth, Kan. Chaplain Feinler was not the United States entered the war last placed on trial, it was learned tonight, year he was at Tokio, his address being because his suspected pro-German ten- in care of the American Military Atdencies were of a considerably milder tache there.

WASHINGTON, March 4 .- Franz J, form than those of Captain Henkes. It was asserted in the best-informed quarters this evening that there was nothing upon which there could be based an order for the trial of Chaplain Feinler. The military authorities took the ground that it was wise, out of abundant caution, to transfer him from France to Honolulu, in justice both to the Government and to himself.

> Chaplain Feinler was born in Germany March 28, 1871. He was appointed a Chaplain in the army from South Dakota on Feb. 16, 1909, and accepted the appointment on Feb. 25 following. He was assigned to the 1st Infantry the next month, serving with it until Dec. 27, 1912, when he was transferred to the 13th Infantry. On Dec. 29, 1914, he was placed on the unassigned list and was sent to Japan on detached duty. Until

#### The New Hork Times

Published: March 5, 1918 Copyright @ The New York Times

356 Johannes Werner Badische Heimat 2/2013

sie ihrem Gastland schaden wollten, traute ihnen jede Art von Spionage und Sabotage zu, und man diskriminierte und terrorisierte sie, wo immer es möglich war.16 Feinler wurde, als man ihn zurückrief, mit den aberwitzigsten Anschuldigungen konfrontiert; um sie untermauern, schickte man ihm Spitzel ins Haus, die ihn aufs Glatteis führen sollten. Die Anklage warf ihm schließlich nur noch einige Äußerungen vor, die zwar nicht einmal von ihm selber stammten. aber angeblich von seiner Illoyalität zeugten und zur Illoyalität bei denen führten, die sie hörten. (So gab er die von den Deutschen in Belgien begangenen Grausamkeiten zu, gab freilich zugleich zu bedenken, dass andere Armeen sich auch nicht anders verhielten.) Am 10. Mai 1918 wurde Feinler von einem Kriegsgericht zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.17

Offenbar sah man, als der Krieg zu Ende war, bald ein, dass man weit übers Ziel hinausgeschossen war. Im Herbst 1919 wurde Feinlers Strafe auf vier Jahre reduziert; im Februar 1920 wurde er auf Ehrenwort entlassen, im Mai 1921 vom Präsidenten begnadigt. Ein Politiker, der sich für ihn eingesetzt hatte, nannte ihn einen Mann mit herausragenden intellektuellen Fähigkeiten und einem tadellosen Charakter, dem man ein schreiendes Unrecht zugefügt habe. 19

Feinler war nicht zufrieden. Unablässig kämpfte er nun um seine volle Rehabilitation, die man ihm aber ebenso unablässig verweigerte. Auch als Priester gelang es ihm nicht mehr, Fuß zu fassen, obwohl er es in mehreren Diözesen, Pfarreien, Hospitälern und Heimen versuchte. (Zwischenzeitlich, von Oktober 1930 bis Oktober 1932, war er beurlaubt, um an der Katholischen Universität von Peking zu lehren; hatte er nun auch noch Chinesisch gelernt?)

Welche Fehler Father Franz I. Feinler als Mensch und als Priester auch gehabt haben mag: es ist offensichtlich, dass er das Opfer einer schrecklichen Ungerechtigkeit war. Sein Fall ist auch bezeichnend für die allgemeine Not der Deutschamerikaner während des Ersten Weltkriegs. Sowenig wie Feinlers neunjähriger ehrenhafter Militärdienst ihn vor erfundenen Beweisen und falschen Beschuldigungen retten konnte, sowenig schützte die überwältigende Lovalität der Deutschamerikaner während des Krieges sie vor den Verdächtigungen der Regierung und der Feindseligkeit ihrer Mitbürger. Father Feinlers Fall, insbesondere seine erfolglose Bemühung um Rehabilitation, ist auch ein Beispiel für die Erfahrungen, die die deutschen Katholiken während des Krieges in der Kirche von Amerika machten. Ungeachtet ihrer ungeheuren Beiträge zum Aufbau der Kirche in den Vereinigten Staaten fühlten viele deutsche Katholiken, als sie wegen ihrer Abstammung angegriffen wurden, dass sie von der Kirchenleitung verlassen wurden, der es wichtiger war, ihren Patriotismus zu demonstrieren als ihren katholischen Glauben zu leben.<sup>20</sup>

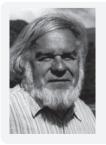
In jenen Nachkriegsjahren stellte Feinler auch seine - neben der linguistischen - andere Begabung unter Beweis: seine mathematische.<sup>21</sup> Auf der 32. Jahresversammlung (1925/26) der Amerikanischen Mathematischen Gesellschaft, der er angehörte, sprach er sowohl über »Recurrence formulas for the Bernoulli numbers derived from zero differences« als auch über »Zero differences and oscillating prime numbers«. Das erste Referat bezog sich auf ein früheres »On the Bernoulli numbers«, das er 1923 bei einer Versammlung der Sektion von San Francisco gehalten und anschließend in einer Fachzeitschrift veröffentlicht hatte. Überdies erschien unter seinem Namen 1925 ein schmales Buch über »A New Method for Calculating the Bernoulli

Numbers«. Feinler starb am 10. Juli 1941, und zwar in Portland, wo er an einer Konferenz teilgenommen hatte. In der dortigen Kathedrale fanden auch, immerhin unter der Leitung des Erzbischofs, die Trauerfeierlichkeiten statt. Gröber hat Feinler, den er doch kaum kannte, sehr gut und genau gezeichnet; hat seine linguistische und mathematische Begabung, aber auch seine Unstetigkeit erkannt, an der er letzten Endes scheiterte.<sup>22</sup>

#### Anmerkungen:

- 1 Ignatius von Loyola stiftete dieses Kolleg 1552 für Alumnen aus den damaligen Reichsländern.
- 2 Das »Collegio Urbano de Propaganda Fide« (d. h. zur Verbreitung des Glaubens) wurde 1627 gegründet.
- 3 In Reutlingen erschienen im Verlag von Enßlin und Laiblin von 1885 an die sogenannten »Neuen Volksbücher«; die Abenteuer, die sie zum besten gaben, spielten großenteils unter den Indianern Nordamerikas.
- 4 Am 28. März 1871 wurde er in Gissigheim, das heute zu Königheim gehört, geboren. Die Eltern waren Franz Carl Feinler und Maria Magdalena geb. Schmitt.
- 5 In Masio (Region Piemont) unterhielten die Pallottiner von 1878 bis 1915 ein Studienhaus, in dem vor allem deutsche Kandidaten für den Einsatz in Lateinamerika vorbereitet wurden.
- 6 Großh. Gymnasium Tauberbischofsheim, Jahresbericht für das Schuljahr 1892/93. Tauberbischofsheim 1893, S. 4 (Reifeprüfung 15./16. Juli 1892).
- 7 Joh. Bapt. Thiem aus Bamberg begleitete Gröber auf seiner Reise von Konstanz bis nach Rom und trat zusammen mit ihm ins Germanicum ein.
- 8 Giuseppe Mezzofanti (1774–1849) soll nach glaubhaften Berichten 57 Sprachen verstanden und 38 – oder doch wenigstens 30 – gesprochen haben.
- 9 Zit. n.: Conrad Gröber, Römisches Tagebuch. Hrsg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/ Wien 2012, S. 46 f.
- 10 Ebd. S. 288.
- 11 Ebd. S. 336. (Allerdings eilte Gröber, als er diesen Satz schrieb, der Wirklichkeit um ein Jahr voraus.)

- 12 Erzbischöfliches Archiv Freiburg. Wie sich anderweitig erschließen ließ, handelte es sich bei der Schreiberin um Elisabeth Herder-Dorneich (frdl. Mitteilung von Dr. Friedel Doért, 03.01.2013).
- 13 Diese und die folgenden Angaben, sofern nicht anders angegeben, nach: Rory T. Conley, Priest, Chaplain, Soldier ... Spy? Father Franz J. Feinler and the Experience of German American Catholics during World War I. In: Joseph C. Linck, C.O. / Raymond J. Kupke (Hrsg.), Building the Church in America. Studies in Honor of Monsignor Robert F. Trisco on the Occasion of His Seventieth Birthday. Washington, D.C. 1999, S. 140–160.
- 14 Doane Robinson, The History of South Dakota. Bd. 2. O. O. 1905, S. 1681 (Übers. v. Verf.).
- 15 Inzwischen hatte er seine Eltern und seinen Bruder nachkommen lassen.
- 16 Vgl. Conley, a. a. O. S. 145–151 (mit vielen Beispielen und Belegen); dazu auch Wolfgang Helbich / Walter D. Kamphoefner / Ulrike Sommer (Hrsg.), Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt. 1830–1930. München 1988, S. 28–31.
- 17 Vgl. New York Times, 15. April 1918.
- 18 Vgl. New York Times, 29. Juni 1921.
- 19 Zit. n. Conley, a. a. O. S. 155 (Übers. v. Verf.).
- 20 Ebd. S. 160 (Übers. v. Verf.).
- 21 In der sonst so detaillierten Darstellung von Conley (a. a. O.) findet sich hierzu freilich nur der Hinweis, dass Feinler 1925/26 am St. John's College in Washington, einer katholischen Militärakademie, Mathematik dozierte.
- 22 Einen ähnlichen Scharfblick bewies Gröber im Fall von Carl Sonnenschein (a. a. O. S. 334) es sei denn, dass er, als er sein »Römisches Tagebuch« überarbeitete, etwas einfließen ließ, was er, als er es schrieb, noch gar nicht wissen konnte.



Anschrift des Autors: Dr. Johannes Werner Steinstraße 21 76477 Elchesheim-Illingen

358 Johannes Werner Badische Heimat 2/2013

## Das Haus, das Ruhe ist

René Bossert

Der Schwarzwald und seine Bauernhöfe sind für den Maler Albi Maier Heimat und Gegenstand seiner künstlerischen Arbeit gleichermaßen. Sie drücken für ihn das aus, worum es ihm vor allem anderen geht: Ruhe.

In Urlaub fährt Albi Maier fast nie. Er kann einfach nicht weg aus dem Schwarzwald. »Es ist diese wahnsinnige Verbundenheit zum Schwarzwald«, sagt er und fügt hinzu: »Was soll ich in der Provence, da sehe ich nichts.«

1952 ist er in Lenzkirch geboren; heute lebt und arbeitet er in Neustadt. Ein Jahr lang hat er einmal nicht im Schwarzwald gewohnt, sondern in Lahr. »Damals bin ich praktisch jedes Wochenende wieder hoch gefahren.«

Eine Malerlehre und eine Lehre als Schauwerbegestalter hat er absolviert, danach zwölf Jahre in diesem Beruf gearbeitet – Messegestaltung, Bühnengestaltung, Schaufenstergestaltung. Seit 1984 ist er freischaffender Maler.

Der Weg in die Selbständigkeit hinein führte über die Uhrenschilder. Die hatte er lange Jahre als Hobby bemalt, dann aber auch gemerkt, dass damit Geld zu verdienen war. Sammler und Besitzer der alten Schwarzwalduhren waren glücklich, dass es einen wie ihn gab. Nur wenige können das heutzutage noch. Schnell war eine große Nachfrage da. Auch heute noch bemalt er Uhrenschilder, aber andere Themen sind daneben in seine Arbeit hineingewachsen.

Anfang der 90er Jahre gab es für ihn ein Schlüsselerlebnis. »Es war eine alte Schwarz-Weiß-Fotografie mit mehreren Schwarzwaldhöfen darauf, ich glaube es war in Bernau aufgenommen«, erinnert er sich zurück. »Das



Albi Maier lebt und arbeitet in Neustadt im Schwarzwald

Bild strahlte für mich eine Ruhe und Erdverbundenheit aus, so eine Geborgenheit auch.« Für ihn war klar: Das ist die Richtung, in die ich malen möchte.

Er begann, zuerst drinnen. Man sucht automatisch weiter und geht raus, Fotografieren, Skizzen machen. Es war nicht die Landschaft, es waren die Bauernhöfe. »Die Schwarzwald-

Badische Heimat 2/2013 Das Haus, das Ruhe ist 359



Auf nur 5 x 5 cm großen Eichenholzstücken hat Albi Maier eine ganze Reihe von Schwarzwaldhöfen gemalt

höfe symbolisieren ja irrsinnig viel dessen, was mir wichtig ist: Das riesige Dach steht für den Schutz und die Verbundenheit zur Landschaft. Dafür auch, dass die Leute ihren ganz festen Sitz haben«, erklärt Maier. Diese Höfe haben die Bedürftigkeit der Menschen nach außen getragen: die enormen Dächer für die nötigen großen Vorräte, die kleinen Fenster den Schutz vor dem Wetter.

In den Anfängen waren das brave Schwarzwaldbilder, recht naturalistisch. Vielfach war noch ein Fenster dabei, oder ein Gartenzaun. Die bekannten Schwarzwaldmaler wie Hauptmann oder Dischler hat er auch immer einmal wieder kopiert.

»Aber die Bilder waren natürlich nicht auf der Höhe unserer Zeit, die Kunstgeschichte schreitet ja weiter«, beschreibt Maier seinen Weg weiter. »Wenn ich heute male, kann ich das, was in den vergangenen 50 Jahren in der Malerei passiert ist, ja nicht übergehen.« Seine Arbeiten werden reduzierter, die Höfe fast zur Skulptur, herausgelöst aus der Landschaft.



Schottenbeck und Schottenhof, Bitumen-Übermalung, 2004/2006, Öl auf Kartonage auf Holz, 35 x 50 cm

360 René Bossert Badische Heimat 2/2013



Schwarzwald, 2008, Öl auf Leinwand, 40 x 40 cm

Schließlich kommen ab etwa 2004 Übermalungen von Bildteilen hinzu, meist mit Bitumen ausgeführt. Auch einige ganz abstrakte Bilder sind dabei.

Sein Weg geht aber nicht von der Gegenständlichkeit hin zur Abstraktion. Die verschiedenen Stränge seiner Arbeit laufen auch heute noch parallel weiter. 2005 startet er mit den kombinierten Bildern: Eine Hälfte gegenständlich – der Schwarzwaldhof – die andere

Hälfte eine einfarbige Fläche, oft in einem Gelbton. Entweder übereinander stehend oder nebeneinander stehend. Diese geteilten Bilder sind ihm auch heutzutage in seiner Arbeit ganz wichtig. Was er damit ausdrücken will, erklärt er so: Der Hof stehe für die Ruhe, das werde noch verstärkt durch den zweiten Teil, die reine Farbfläche. Das ist, was er ausdrücken will: Vertrauen und vor allem Ruhe. »Dies birgt die Landschaft des Schwarzwaldes in sich.«

Badische Heimat 2/2013 Das Haus, das Ruhe ist 361



Sägehof Hinterzarten, zweiteilig, 2010, Öl auf Leinwand, 50 x 140 cm

Diese Ruhe zu finden, hat unsere Gesellschaft nötig, meint Maier. »Wenn Leute ein Bild von mir kaufen, haben sie oft unbewusst einen Zugang dazu gefunden über das Gefühl von Ruhe und Geborgenheit, das sie suchen«, so ist seine Vermutung.

Seit einigen Jahren hat Maier einen Raum auf einem Turm auf dem Feldberg gemietet. Früher hat der Südwestfunk den Turm auf dem höchsten Berg des Schwarzwalds benutzt, dann stand er leer. Maier macht dort oben Farbstudien, Skizzen und Wetterstudien. »Faszinierend, was da oben passiert«, schwärmt er. Wie sich das Wetter teilt. Die Bilder entstehen danach in seinem Atelier, das sich in seinem Wohnhaus in Neustadt befindet. Im Turm, hinter der Glasscheibe, be-

obachtet er das Geschehen. Natur ist für ihn nur in Maßen draußen erträglich: »Auf dem Feldberg geht oft so ein wahnsinniger Wind, dass ich draußen gar nicht aufnahmefähig wäre.«

Seine Ruhesymbole, die Höfe, verändern sich heutzutage. Er nimmt es bekümmert wahr. »Natürlich kann ich den Hof als Maler so malen, wie ich ihn haben will, kann beispielsweise eine Dachform verändern.« Aber manche bauliche Veränderungen tun ihm weh, obwohl er weiß, das die Veränderungen von der Produktion her vielleicht nötig seien. »Wenn Produktionshallen zwischen die Höfe hineingestellt werden, verändert sich das Bild der Landschaft massiv.« Da tue er sich dann auch schwer damit, sich die Höfe vorzustel-

362 René Bossert Badische Heimat 2/2013

len, wie sie ohne dieses wie eine Industriehalle aussehende Gebäude aussehen würden.

Maier malt häufig auf Holz, genauer gesagt Sperrholz oder Schichtholzplatten. Miniatur-Bilder von Schwarzwaldhöfen im Format 5 mal 5 Zentimeter auf massiven Eichenholz-Stücken sind ein weiteres Steckenpferd von ihm. Manchmal kommt Karton zum Einsatz. Leinwand benützt er auch, aber weniger gern.

Er arbeitet schnell, sein Farbauftrag ist kräftig. Warme Farben in vielfältig nuancierten Mischungen dominieren. Er fängt ein Bild nie geplant an, sagt er. Letztlich arbeite er eigentlich gar nicht so viel anders wie sein Vater, ein Holzfäller. Oft legt er die Bilder beim Malen auf den Boden. »Manchmal schreie ich auch die Bilder an, wenn sie nicht so werden, wie ich will«, sagt er beiläufig. Vielfach übermalt er die Bilder. Das kann bald geschehen, oder erst nach einer geraumen Zeit.

Gerne mag er den Winter, auch wegen der Schattenwürfe. Der Schnee trägt zur Reduktion bei. »Wenn der Hof einen Schatten wirft, gibt ihm das diese Erdverbundenheit«, findet Maier. Menschen sind nie auf seinen Bildern. »Aber man weiß, dass welche in den Höfen wohnen«, sagt er dazu. Als Landschaftsmaler mag er nicht bezeichnet werden, mit dem Begriff Heimatmaler kann er dagegen leben. Schließlich ist da diese wahnsinnige Verbundenheit.



Anschrift des Autors: René Bossert Badische Bauern Zeitung Friedrichstraße 43 79098 Freiburg



Metzger, Wolfram und Meier-Faust, Susanne: Albi Maier – Malerei und Identität. Modo-Verlag, Freiburg. ISBN: 978-3-86833-042-7, gebunden, 80 S.,  $30,5 \times 23,0 \text{ cm}, 24,80 \in$ .

Badische Heimat 2/2013 Das Haus, das Ruhe ist 363







#### Karlsruhe

#### 13. Januar 1813 Gründung der »Vereinigten Handelsstube« in Karlsruhe.

Zunächst ein »geselliger Zirkel«

Ein Zirkular vom 13. Januar 1813:

»Um eine theils den vielfältigen Wünschen mehrerer hießiger Kaufleute zu entsprechen und anderntheils, um den Gliedern der Handlung (d. h. des Handlungsstandes) Gelegenheit zu verschaffen, sich, was in den gegenwärtigen Zeiten so nöthig ist, öfters zu sehen und ungestört über kaufmännische Gegenstände besprechen zu können, haben sich mehrere derselben entschlossen, für gemeinschaftliche Rechnung ein Zimmer zu miethen, um daselbst nach Belieben alle Abend oder wie es ihre Geschäfte erlauben, zusammen zu kommen«.

Das Zimmer, von dem im Zirkular gesprochen wurde, befand sich beim Restaurateur Schneider im »Weinbrennerschen« Eckhaus am Marktplatz (heute Modehaus Schöpf). Von den 17 der 37 Geschäftsleuten, die das Zirkular unterschrieben, gehörten »besonders angesehene Mitglieder des Karlsruher Wirtschaftslebens, die sich hier zusammenfanden, und damit zugleich ein Kernbestand der sich neu entwickelnden Stadtelitel« (v. Hippel). Dazu gehörte in erster Linie Wilhelm Christian Griesbach (1772–1838) von 1812 bis 1816 Oberbürgermeister, »ein Pionier der Industrialisierung im Karlsruher Raum«. Dann Salomon Haber (1764–1841) der »badische Rothschild«, 1811 zum Hofbankier ernannt. 1820 nannte sich der Verein Handelskammer. Aus diesen Anfän-

gen entwickelte sich die Industrie- und Handelskammer Karlsruhe, die in diesem Jahre ihr 200. Jubiläum feiert.

Vorbilder der Handelskammern sind in Frankreich zu suchen. 1664 gründet Jean Baptiste Colbert mit dem Handelsrat ein zentrales Sachverständigengremium. 1803/04 wurden in 31 Städten Frankreichs Handelskammern gegründet.

Das »Gesetz die Handelskammern betreffend« vom 11. Dezember 1878 folgt im »Verbund von eigenständiger Interessenwahrnehmung« und »behördlicher Beratungs- und Hilfsfunktion« dem Preußischen Gesetz von 1870. Damit wurde »die besondere Form der deutschen Handelskammern endgültig geschaffen«. Im badischen Gesetz von 1878 heißt es unter § 1: »Die Handelskammern haben die Aufgabe, die Gesamtinteressen des Handels und der Industrie ihres Bezirks wahrzunehmen« und unter § 15: »Insbesondere die Behörden in der Förderung des Handels und der Industrie durch tatsächliche Mitteilungen und Erstattung von Gutachten zu unterstützen sowie alljährlich über die Lage und den Gang des Handels und der Industrie ihres Bezirks während des vorhergegangenen Jahres an das Handelministerium Bericht zu erstatten«.

Weitere Daten in der Entwicklung der Industrieund Handelskammern: Am 20. Februar 1920 zog die Handelskammer in das Palais des Prinzen Max von Baden (heute Stadtmuseum im PrinzMaxPalais in Karlsruhe). Am 1. Juli 1933 wurde mit dem Gesetz über die Änderung des Handelskammergesetzes eine zentrale »Badische Industrie- und Handelskammer«



geschaffen. Am 10. November 1955 wird das neue Kammergebäude am Friedrichsplatz übergeben und schließlich wird am 22. Oktober 1999 als Ergänzung des Kammergebäudes der Erweiterungsbau in der Erbprinzenstraße eingeweiht.

Quellen:

Wolfgang von Hippel / Frank Engehausen: 2013 – 200 Jahre Industrie- und Handelskammer Karlsruhe. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2013

Industrie- und Handelskammern sind Selbsterwaltungsorganisationen in Form einer Körperschaft des öffentliche Rechts mit Pflichtmitgliedschaft aller im Kammerbezirk tätigen Gewerbetreibenden.

Zu den Aufgaben der IHK gehören die Wahrnehmung der Gesamtinteressen der Gewerbetreibenden ihres Bezirkes, die Förderung der gewerblichen Wirtschaft und Beratung der Behörden durch Vorschläge, Gutachten und Berichte sowie die Mitwirkung an der Berufsausbildung und der Ausstellung von Ursprungszeugnissen (Brockhaus).

Vorrangige Themen im Zeitalter der Globalisierung sind für die Industrie- und Handelskammer Karlsruhe Bildung, Fachkräftesicherung, Innovation und Energie. Aus den 37 Gründervätern sind inzwischen über 65 000 Mitglieder geworden. »Unabhängig von Größe, Umsatz und Ertrag hat jedes Mitglied dieselben Rechte und dieselben Möglichkeiten, sich in diese Gemeinschaft einzubringen.« (IHK 1/2013)



Bildleiste:

Wilhelm Christian Griesbach / Salomon Haber

Heinrich Hauß







### Heidelberg / Kurpfalz

450 Jahre Heidelberger Katechismus:

Am 19. Januar 1563 unterschrieb Friedrich III. (1515–1576) das Vorwort zum Katechismus

Der Heidelberger Katechismus »zählt zu den am meisten verbreiteten Bücher seiner Zeit neben der ›Nachfolge Christi‹ von Thomas von Kempen und der Bibel« (A. Lang). Er ist »die reifste Frucht evangelischer Unterweisung und die einzige Lehrschrift deutscher Herkunft, die – in mehr als 40 Sprachen übersetzt – weltweite Anerkennung gefunden hat«. (H. Scheible)

Kurfürst Friedrich III. hatte sich seit dem Abendmahlsstreit 1559/60 zu einer Theologie reformierter Prägung hingewendet (A. Kohnle). 1560 beauftragte er Zacharias Ursinus (1534–1583) und Kaspar Olevianus (1536–1587), einen verbindlichen Katechismus im reformatorischen Sinn zu erarbeiten. Der aus Zürich nach Heidelberg berufene Ursinus war wohl der Hauptverfasser des Katechismus, Mitverfasser war der Hofprediger Olevianus.

In der Vorrede zum Katechismus, einem »summarischen Unterrichtsbuch«, schrieb Kurfürst Friedrich III.:

»Damit fürbass nicht allen die Jugend in Kirchen und Schulen in solcher christlichen Lehre, gottseligem Unterweisen und dazu einhellig angehalten, sondern auch die Prediger und Schulmeister selbst eine gewisse und beständige Form und Maß haben mögen, wie sie sich in der Unterweisung der Jugend verhalten sollen und

nicht nach ihrem eigenen Gefallen tägliche Änderungen vornehmen oder widerwärtige Lehren einführen«.

Nach der ersten Frage »Was ist dein einziger Trost im Leben und Sterben?« folgt mit Frage zwei die Antwort, »Wie viel Stücke nötig sind zu wissen, dass du in diesem Trost selig leben und sterben mögest«:

»Drei Stücke: erstlich wie groß meine Sünden und





# Catechismus.

frag.

20 26 ift beineiniger troft in lebens und in sterben:

#### Mintwort.

Daß ich mit Leib und Seel / beybe a Rom. 14. in leben ond in fterben a /nicht mein b/ b 1.Cor.6. fonder meines getrewen Seilands Jefu c 1. Cor. 30 Chrifti eigen bin c/ber mit feinem thewad 1. Pet. 10 ren Blutd für alle meine funden voltom et. loh.le lich bezalete/vn mich auf allem gwalt o. 2. bes Tenfels erlofet batf rond alfo Beroa fi. 10h. 2. retg /baf obne ben willen meines Das g Ioh. 60 ters im himmel, tein baar von meinem h Matt. 100 haupt tan fallenhija auch mir alles zu Luc, 21. meiner feligteit dienen muff i. Darumb i Rom. 8. er mich auch burch feinen beilige Geift's 2. Cor. 1. bes ewigen lebens versicherts / vnd jm Ephel. 10 forthin zu leben von bergen willig vid Rom. g. Bereit macht, ! IRom. S.

derich possot tes Genaden Dfalmarafe Bev Abein Des beiligen Romis Schen Reichs Erntruchses ond Churfurst / Bergog in Bay ern/zc.EntBieten allen vfi jeben unsern Superintendente/Dfar berin/Diedigern/Kirchen ond Schuldienern Unfere Churfdr stenthumbs der Pfalggrafes Schafft Bey 23bein onfer genad ond gruf Dnd fågen euch bie mit zu wissen/ Mach bem wir pns auf erins nerung Göttliche Worts auch natürlicher pflicht vii verwand

Elend seien. Zum andern, wie ich von allen meinen Sünden und Elend erlöset werde, Und zum dritten, wie ich Gott für solche Erlösung soll dankbar sein.«

Danach werden in drei Abschnitten die Themen des christlichen Glaubens und Lebens entfaltet;

Der erste Teil (Fragen 3–11) handelt »Von des Menschen Elend«, der zweite Teil »Von des Menschen Erlösung« (Frage 12–85) und der letzte Teil »Von der Dankbarkeit« (Fragen 86–129).

Nach der pfälzischen Kirchenordnung sollte der Katechismus in den Gottesdiensten an den Sonnund Feiertagen vorgelesen werden. »Entsprechend der Zahl der Sonntage in einem Jahr war er dafür in 52 Abschnitte untergliedert. So kam der ganze Text im Laufe eines Jahres vor und diente der elementaren Glaubensunterweisung. Für die Pfarrer war er die Norm für ihre Predigt und Lehre. Und in den Familien diente er als Lehr- und Erbauungsbuch« Freudenberg / Siller). Der Katechismus vertritt die reformierte Lehre in gemäßigter Form. Es fehlt das calvinistische Dogma von der doppelten Prädestination, zu Heil und zu Verdammnis.

In der Dordrechter Synode (13.1.1618–9.5.1619) wurde der Heidelberger Katechismus als Bekenntnisschrift angenommen. Durch den Katechismus erhielt die reformierte Kirche ein einheitliches Bekenntnis.

Literatur:

Matthias Freudenberg / Aleida Siller (Hg.): Was ist dein einiger Trost? Der Heidelberger Katechismus in der Urfassung, Neukirchen-Vluyn 2012

Uwe Hauser: Ganz bei Trost. Eine Besichtigung des Heidelberger Katechismus, Stuttgart 2011

Sonderaustellung »Macht des Glaubens«. Jubiläumsausstellung 450 Jahre Heidelberger Katechismus, Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg 12. Mai – 15. September 2013

Bildleiste: Kurfürst Friedrich III. / Zacharius Ursinus

Heinrich Hauß





#### Karlsruhe

Heinrich Hübsch – Der große badische Baumeister der Romantik 9. Februar 1795 – 3. April 1863

Die TechnologieRegion Karlsruhe veranstaltet vom 3. April bis zum 15. September 2013 eine Vortragsreihe anlässlich des 150. Todestages von Heinrich Hübsch, der »entlang des Oberrheins und darüber hinaus



stilbildend gewirkt hat« (J. Offele). U. M. Schumann hat in der Einleitung zum Programm die Architektur von Heinrich Hübsch so charakterisiert: »Mit ihrer Eleganz, ihren fortschrittlichen Konstruktionen und ihren auffälligen Farben und Materialien erweisen sie sich als Meisterwerke der Romantik«. »Die Architektur sollte farbig, luftig, sinnlich und ehrlicher werden«¹. Hübsch war drei Jahrzehnte in Karlruhe tätig und hatte dort fast alle öffentlichen Gebäude im Zeitraum von 1829 bis 1857 ausgeführt.

Der Architekt Heinrich Hübsch war unmittelbarer Nachfolger seines Lehrers Friedrich Weinbrenners (1766–1826) und übernahm 1827 als Mitglied der »Bau-Commißion« dessen Amt. Im Frühjahr 1815 trat Hübsch als Schüler Weinbrenners für zwei Jahre in dessen Atelier ein. 1831 wurde Hübsch zum Oberbaurat und 1842 zum Baudirektor als oberster badischer Baubeamter befördert. Hübsch verbrachte eine zweijährige Lehre an der Bauschule Weinbrenners. Wichtig für die Ausbildung seiner Anschauungen wurden seine Italienreisen (1817–1820, 1823–24) und seine Beziehung zu den Nazarenern um Johann Friedrich Overbeck (1789–1869). Ihre Kunstauffassung hatte großen Einfluss auf sein späteres Werk (H. Schmitt).

Hübschs grundlegende Überlegung ist: »Die Architektur allein ist noch nicht mündig geworden, sie fährt fort, den antiken Styl nachzuahmen. Und ob man gleich so ziemlich allgemein die Unzulänglichkeit desselben für die heutigen Bedürfnisse einsieht, so beharren dennoch die Architekten beinahe allgemein darauf« (§ 1). Ein neuer Stil kann nur aus den »natürlichen Bildungsmomenten« hervorgehen, aus »unserem gewöhnlichen Baumaterial, der techno-



statischen Erfahrung«, aus der »Art des von Beschützung, welche die Gebäude in unserem Clima für sich selbst der Dauerhaftigkeit wegen ansprechen« und schließlich »aus der allgemeinen Eigenschaft unserer Bedürfnisse, die in dem Clima, vielleicht auch zum Teil in der Cultur begründet sind« (§ 6).

Hübsch hielt die Architektur des Neo-Klassizismus für völlig ungeeignet für die Erfordernisse zeitgenössischen Bauens. Der Funktion eines Gebäudes und nicht dem Entwurf oder Stil sollte die hauptsächliche Überlegung gelten. Er war überzeugt, dass jeder Stil der Architektur in besonderen Bedingungen der historischen Umstände verwurzelt war und dass eine bloße Nachahmung früherer Formen unmöglich war. Material, Klima, Konstruktion, Dauerhaftigkeit und die Kosten waren für Hübsch ausschlaggebend (C. Bölling). Außer der Forderung, dass Material und Konstruktion der Architektur transparent sein müssen, hat er das Element der Farbe eingeführt. Unverputzte Flächen sollten die Naturfarbe des Steins zum Ausdruck bringen. Die malerische Wirkung der Flächen wird bereichert durch den Wechsel vielfarbiger Steine. Hübsch war der erste, der den Rundbogenstil als für die Architektur verbindlich einführte<sup>2</sup>. Zwei Jahre nach Weinbrenners Tod und ein Jahr seit er in großherzoglich badischen Diensten stand, verfasste er 1828 die Schrift »In welchen Style sollen wir bauen?« Mit dieser Schrift hat Hübsch »sich auch selbst Klarheit über das Wesen einer zukünftigen und vor allen Dingen seiner eigenen Architektur verschafft<sup>3</sup>. In dieser Schrift legt er auch seine Theorie über den Rundbogenstil dar. Der Rundbogenstil ist am besten veranschaulicht in der Trinkhalle von Baden-Baden« (1837-40). »Von Karlsruhe aus verbreitete sich der Rundbogenstil schnell in ganz Deutschland« (C. Bölling).

Die Finanzkanzlei (heute Regierungspräsidium) wurde in der Zeit zwischen 1829–1833 von Hübsch gebaut. »Es ist heute ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung. Hier setzte Hübsch seine neuen ästhetischen und architekturtheoretischen Ideen in die Tat um und schuf ein Gebäude, das den Beginn des ›Goldenen Zeitalters‹ in Karlsruhe und der badischen Monarchie des 19. Jahrhunderts verkörperte«<sup>4</sup>. »Hübschs Architektursprache war durch ein neuartiges Streben nach ästhetischer Gesamtwirkung bestimmt: Dekorative Details sollten nicht hervorstehen, sondern der konstruktiven und bauli-

chen Eigenart dienen. So entwickelte der Architekt seinen >Rundbogenstil<, der sich an der romanischen Architektur des frühen Christentums und des Mittelalters orientierte«5. Hübsch gestaltete »zum ersten Male in Karlsruhe überhaupt die Außenflächen aus unverputzten Ziegelwerk«6. Mit der Finanzkanzlei schafft Hübsch »den ersten neuzeitlichen, aus einem vorgegeben Raumprogramm entwickelten und einheitlich geplanten Verwaltungsbau in Süddeutschland«7. Zwischen 1837 und 1846 baut Hübsch das »Neue Akademiegebäude«, das seit der Fertigstellung im Mai 1846 »Kunsthalle« genannt wird. Das Hauptgebäude gehört zu den »frühesten deutschen Museumsbauten«. Die Kunsthalle gilt als »Schlüsselwerk der frühen Jahre« des Architekten (U. Hassler). »Die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe mit dem Hauptgebäude und der benachbarten Orangerie ist in vielfacher Hinsicht ein Architekturdenkmal, ein einmaliges Ensemble in der deutschen Museumslandschaft«8. Die Orangerie und die Bauten um den Botanischen Garten (1853-57) gehören zu den »wichtigsten späten Bauten Heinrich Hübschs« (U. Hassler).

Das Männerzuchthaus in Bruchsal, »dem Unfang nach die größte Bauaufgabe, vor die sich Hübsch je gestellt sah« (H. Schmitt), baute er als Zellengefängnis nach dem Beispiel des fünfstrahligen Gefängnisses im englischen Pentonville, das Hübsch 1846 im Bau besichtigt hatte. »Mit der Schaffung des Männerzuchthauses in Bruchsal wird Baden neben Preußen eines der frühen Länder dieser Zeit bei der Entwicklung und Humanisierung des Strafvollzuges und Strafvollzugsbaus«.9 Das Bruchsaler Zuchthaus ist das »früheste Deutschlands, ja sogar Kontinentaleuropas « (P. Freßle). Das Zuchthaus wird im Jahre 1848 eröffnet.

Nachdem das Weinbrennersche Hoftheater in Karlsruhe am 28. Februar 1847 abgebrannt war, erhielt Hübsch im Mai 1847 durch den Großherzog den Auftrag, einen neuen Theaterbau zu planen. Hier konnte Hübsch »in direkte Konkurrenz zu seinem





Lehrer treten«<sup>10</sup>. »Das neue Hoftheater lag räumlich zwischen den Bauten der Kunsthalle und des Botanischen Gartens und erhält eine wichtige Stellung innerhalb dieses von Hübsch ganz neu gestalteten städtebaulichen Ensembles«<sup>11</sup>.

Mit den Bauten des Botanischen Gartens wollte Hübsch der ganzen Anlage »eine gewisse größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Form« geben unter »Berücksichtigung des malerischen Effekts« anstelle von »starrer Symmetrie und geometrischen Strenge«.

»Für die vornehmste Aufgabe des Architekten hält Hübsch aufgrund seiner christlich-katholischen Lebensauffassung den Kirchbau. Mehr als dreißig nach seinen Entwürfen errichtete Kirchenbauten beider Konfessionen geben Zeugnis hiervon«. Am 17. Mai 1853 wurde das neue Hoftheater eröffnet. Nach dem Brand im September 1944 wurde die Ruine 1965 wegen des Neubaus des Bundesverfassungsgerichts abgerissen.

Hübsch, der 1850 zum Katholizismus konvertiert war, hielt den Kirchebau für eine der vornehmsten Aufgaben für einen Architekten. Er baute etwa 30 Kirchen für beide Konfessionen in ganz Baden. 1854 restaurierte er den Speyerer Dom und baute die neue Westfassade.

#### Anmerkungen

- 1 Ulrich M. Schumann, Gedanken zur Architektur von Heinrich Hübsch zum 150. Todestag.
- 2 Michael J. Lewis, Dictionary of Art, vol. 27.
- 3 Wulf Schirmer, Einige Bemerkungen zu Heinrich Hübsch und zu dieser Schrift in: Heinrich Hübsch, In welchen Style sollen wir bauen? Reprint 1984, S. I.
- 4 Clemens Kieser, In diesem Style wollen wir bauen! Geschichte und Bedeutung der Karlsruhe Finanzkanzlei. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2/2012, S. 118.
- 5 A. a. O., S. 118.
- 6 A. a. O., S. 117.
- 7 Gernot Vilmar, Die ehemalige Finanzkanzlei. In: BH 1/2002, S. 58.
- 8 Claudia Voigt, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, 2005, S. 9.
- 9 Gernot Vilmar, Die Erbauung des M\u00e4nnerzuchthauses in Bruchsal durch Heinrich H\u00fcbsch. BH 3/2002.

- 10 Hanno Brockhoff, Profanbauten in Karlsruhe in: Katalog.
- 11 A. a. O. S. 47.

Literatur:

- Heinrich Hübsch 1795–1863. Der große badische Baumeister der Romantik. Ausstellung der Stadtarchivs Karlsruhe und des Instituts für Baugeschichte an der Uni Karlsruhe 17.12.1983–15.3.1984.
- Ulrich Maximilian Schumann: Heinrich Hübsch. Ein Wegweiser zu seinen Bauten in der TechnologieRegion Karlsruhe, 2013.
- Heinz Schmitt: Heinrich Hübsch (1795–1863) zum 200. Geburtstag des großen Architekten. In: Blick in die Geschichte 1983–1998, S. 160–165.
- Clemens Kieser: In diesem Style wollen wir bauen! Geschichte und Bedeutung der Karlsruher Finanzkanzlei. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2/2012, S. 115–118.
- Gernot Vilmar: Die ehemalige Großherzogliche Finanzkanzlei in Karlsruhe und sein Erbauer Heinrich Hübsch. In: BH 1 / 2002, S. 45–61.
- Gernot Vilmar: Die Erbauung des Zuchthauses in Bruchsal durch Heinrich Hübsch. In: BH 3 / 2002, S. 507–526.

Kirsten Voigt: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. Darin: Baugeschichte und Dekoration, 2005. S. 9–25.

Heinrich Hauß

Heinrich Hübsch 2013, Einladung zu einer Entdeckungsreise in die KulturRegion Karlsruhe Veranstaltungen vom 3. April bis zum 15. September 2013 in der TechnologieRegion Karlsruhe

Abbildung: U. M. Schumann, Heinrich Hübsch Bildleiste: Heinrich Hübsch



## Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

## Kulturdenkmal »Falkensteiner Kapelle« in Schramberg – Altarplastik »Beweinung Christi« nun unter Kulturgutschutz

Der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat, Dr. von Ungern-Sternberg, hat am 4. April 2013 bei Staatssekretär Jürgen Walter vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg angeregt, die Hochaltarplastik »Beweinung Christi« in der Falkensteiner Kapelle in Schramberg von Amts wegen nach § 1 Abs. 1 Kulturgutschutzgesetz in das Verzeichnis national wertvollen Kulturguts in Baden-Württemberg aufzunehmen. Das bedeutet, dass dieses Kunstwerk nicht ohne amtliche Genehmigung ins Ausland verbracht werden darf. In der letzten Sitzung der AG Denkmalschutz der Badischen Heimat war dies besprochen worden. Der Antrag kann sich auf ein Fachgutachten des Bayerischen Nationalmuseums und auf eine fachliche Bewertung der Freiburger Denkmalpflege stützen.

Die Falkensteiner Kapelle selbst ist als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach § 12 DSchG im Denkmalbuch eingetragen. Die Hochaltarplastik ist als Zubehör erwähnt. Sie stammt aus der Übergangszeit der Spätgotik zur Frührenaissance und besitzt eine herausragende künstlerische, wissenschaftliche, aber auch heimatgeschichtliche Bedeutung als frühes Werk deutscher Bildschnitzkunst jener Zeit.

Karlheinz Harter

## Ettenheim: Zwei Gräber aus der Glockenbecherzeit entdeckt

Bei Bauarbeiten in Ettenheim sind zwei Gräber aus der Glockenbecherzeit (2500–2200 a. Chr. n.). freigelegt worden. Es wurden Überreste von drei Menschen entdeckt, darunter ein Bogenschütze mit einer gut erhaltenen Armschutzplatte. Eine weitere Grabbeigabe ist eine Pfeilspitze aus Feuerstein. »Es handelt sich bei der Entdeckung der Gräber um einen sensationellen Fund«, sagte die Grabungsleiterin Jutta Klug-Treppe. Dass die Toten in der Glockenbecherzeit begraben wurden, lasse sich aus der Haltung sowie aus den Grabbeigaben herauslesen (StZ).

## Gräberfund auf dem Gelände des ehemaligen Kartäuserklosters in Freiburg

Beim Ausheben der Baugrube auf dem Areal des ehemaligen Kartäuserklosters im Freiburger Osten, wo die Robert Bosch Stiftung das »United World College« errichten will, wurden Skelette und Skelettteile gefunden. Der Klosterfriedhof lag bei den Kartäuserklöstern stets in der Mitte des Kreuzgangs. Das Kloster in Freiburg wurde 1345 gegründet und 1782 aufgehoben. Unter den auf dem Klosterfriedhof Begrabenen ist auch der berühmte Prior der Freiburger Kartäuser Gregor Reisch. 1593 hat er mit der »Margarita Philosophica« ein zwölfbändiges Werk geschaffen, das am weitesten verbreitete Lehrbuch der Philosophie und ein Standardwerk des enzyklopädischen Wissens im Mittelalter (BZ).

#### Insolvenz des Flugplatzes in Lahr

Die Betreibergesellschaft des Flugplatzes in Lahr hat Insolvenz angemeldet. Grund für die Insolvenz der Black Forest Airport Lahr GmbH sind ausbleibende Zahlungen der erst im Sommer eingestiegenen Investorengruppe Integral. Das Defizit war 2012 doppelt so hoch wie der Umsatz von 680 000 Euro.

Die Region Karlsruhe sieht sich durch die Pleite des Flugplatzes in Lahr in ihrer Auffassung bestätigt, dass es neben dem Baden Airport in der Rheintalschiene keinen zweiten Regionalflughafen geben darf. Das Regierungspräsidium hatte vor sieben Jahren einen auf Besucher des Europa Parks Rust eingeschränkten Passagierflughafen auf der ehemaligen kanadischen Air Base in Lahr genehmigt (StZ/BNN).

# Interreg IV-Programm »Archivum rhenanum«. Fünf Archive am Oberrhein stellen ihre Dokumente ins Internet

Mit dem bilingualen Interreg-Programm sollen deutsche und französische Dokumente zusammengeführt werden. Unter Federführung des Frei-

Badische Heimat 2/2013 Aktuelle Informationen 371

# ij

## Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

burger Stadtarchivs arbeiten in den nächsten drei Jahren die Archive der beiden Departements im Elsass, das Generallandesarchiv in Karlsruhe und das Stadtarchiv Speyer zusammen. Ziel ist es, wesentliche Bestände aus dem Mittelalter bis zur frühen Neuzeit zu digitalisieren. Die elsässischen Archive und das Stadtarchiv Freiburg werden sich dabei auf Zeugnisse der vorderösterreichischen Herrschaft konzentrieren, Straßburg und Speyer steuern Urkunden und Akten bei, das Generallandesarchiv kümmert sich um die Dokumente aus den Bistümern (BZ). Nähere Informationen zum Archivum Rhenanum in deutscher Sprache unter http://archives.hypotheses.org/

# Mannheim: Bewerbung für die Ausrichtung der Bundesgartenschau 2023

Der Mannheimer Gemeinderat hat mit großer Mehrheit beschlossen, sich um die Ausrichtung einer Bundesgartenschau im Jahre 2023 zu bewerben. Das Projekt soll ein Motor für die ganze Stadtentwicklung werden, erklärte der Oberbürgermeister Peter Kurz. Mit der Planung eröffne sich die Chance, die Stadtstruktur und die Lebensqualität Mannheims nachhaltig zu verbessern. Neben der Entwicklung des Grünzuges gehe es auch darum, die Attraktivität und das Image der Stadt zu verbessern, sagte der OB (StZ).

#### Erweiterungsbau des Unterlindenmuseums in Colmar

Fast 8000 Quadratmeter werden dem Museum nach der Eröffnung 2014 zur Verfügung stehen, was etwa dem Doppelten der bisherigen Ausstellungsfläche entspricht. Möglich wurde die Erweiterung durch die Einbeziehung des benachbarten Jahrhundertwendebades. Entworfen hat den aufregenden, mit einem unterirdischen Durchgang verbundenen Hybrid aus Alt und Neu, das Basler Stadtarchitekten Duo Herzog & de Meuron (BZ).

#### Heidelberg: Kreativwirtschaftzentrum in der alten Feuerwache

In Heidelberg hat man begonnen, in der früheren Feuerwache am Rand der Innenstadt ein neues Kreativwirtschaftszentrum einzurichten, um jungen Firmen den Start zu erleichtern. Die so genannte Kreativwirtschaft umfasst Branchen von Architekturbüros bis zur Werbung. Unter anderen zählen dazu die Musik- und Filmwirtschaft, der Kunstmarkt, die darstellenden Künste, Design, Buchmarkt, Presse sowie Software- und Spielentwicklung. »Die Nachfrage übersteigt das Angebot bei weitem. Das Zentrum ist eine große Chance. Wir können damit attraktive Arbeitsplätze schaffen und es soll zugleich ein Motor für die Stadtentwicklung werden«, erklärte Oberbürgermeister Eckart Würzner (StZ).

## Strasbourg und Kehl rücken städtebaulich zusammen

Beide Rathäuser haben einen Wettbewerb ausgeschrieben, um die Bereiche um Bahn- und Straßenbrücken auf beiden Uferseiten aufzuwerten. Es geht darum, dass Strasbourg und Kehl sich womöglich als urbane Einheit verstehen. Das neue Band, das mit der geplanten Trambahnstrecke von Strasbourg nach Kehl gebaut wird, soll architektonisch bekräftigt werden. Die Jury hat zwei erste Preise an in Berlin beheimatete Büros vergeben: an klever.koblitz.letzel.freivogel und an die LIN GmbH. Beide Büros präsentieren einen ähnlichen Grundgedanken, nämlich die Konzentration der beiderseitigen Stadtentwicklung durch hohe Bauten auf das Ufer zwischen den Brücken. Hier treten sich jeweils zwei Städte mit ihren Antlitz entgegen, und aus dem Umstand, dass dies beiderseits mit gleichen baulichen Strukturen erfolgen soll, könnte erkennbar werden, dass dies keine Konfrontation, sondern im Gegenteil ein gemeinsamer Schritt ist. (BZ)

#### Keine Mehrheit für geplante Gebietsreform im Elsass

Die Wahl vom 7.4.2013 zu einer Fusion der Versammlungen des nördlichen und südlichen Elsass

372 Aktuelle Informationen Badische Heimat 2/2013









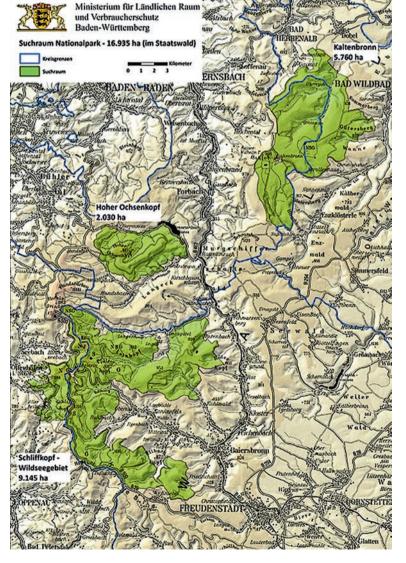
Redaktion: Heinrich Hauß

und des Regionalrates zu einem elsässischen Einheitsrat ist gescheitert. Das nördliche Departement (Bas-Rhin) sprach sich mehrheitlich für die Gründung eines elsässischen Einheitsrates aus, der Süden (Haut-Rhin) stimmte mit 55 Prozent gegen die Fusion. Die Befürworter eines vereinten Elsassrates, allen voran der Regionspräsident Philippe Richert, haben die Bürger und Bürgerinnen nicht vom Nutzen der Fusion überzeugen können.

#### »Der Nationalpark wird kommen. Die spannende Frage lautet nun: Wo?«

So resümierte Andrea Koch-Widmann in einem Leitartikel die Veröffentlichung des Gutachtens zum Nationalpark in Baden-Württemberg. Der Lenkungskreis Nationalpark Nordschwarzwald hatte vor fast einem Jahr der Wirtschaftsprüfungs-

> gesellschaft PricewaterhouseCoopers AG sowie der Freiburger ö:konzept GmbH den Auftrag zu einem Gutachten erteilt. Dem Lenkungskreis gehören an: die Regierungspräsidentinnen aus Freiburg und Karlsruhe, die Landräte der Kreise Calw, Freudenstadt und des Ortenaukreises, der Oberbürgermeister der Stadt Baden-Baden sowie dem Umweltschutzminister Alexander Bonde, Das 1200 Seiten umfassende Gutachten bewertet die möglichen Auswirkungen, Chancen und Risiken. Das Fazit der Expertise ist eindeutig: der Nationalpark wäre ein Gewinn, die wenigen Risiken seien beherrschbar. Der geplante Nationalpark soll 10 000 Hektar groß werden, das sind nur 0,7% der Waldfläche in Baden-Württemberg. 26 600 Festmeter Holz würden laut Gutachter jährlich weniger geschlagen werden können. Nach dem Worst-Case-Szenario bedeutete ein Rückgang der Bruttowertschätzung in Baden-Württemberg von



Badische Heimat 2/2013 Aktuelle Informationen 373



Redaktion: Heinrich Hauß

rund acht Millionen Euro und einen Verlust von 110 Arbeitsplätzen. Die Sägewerke hätten nach Bonde keine negativen wirtschaftlichen Folgen und keinen Arbeitsplatzverlust zu erwarten. Die fehlende Holzmenge wird durch Lieferungen aus dem Staatsforst ersetzt. Betont wird in der Expertise die Chancen für den Tourismus. Die Gutachter haben ein Potential von jährlich rund 3,05 Millionen Besuchern errechnet. Sie gehen von annähernd 190 000 Übernachtungsgästen aus, die rund 90 Euro pro Tag ausgeben und 255 000 Tagestouristen mit 15 Euro Ausgaben pro Person und Tag. Dies brächte der Region einen zusätzlichen Umsatz von 18,3 Millionen Euro – was etwa 430 Vollzeitarbeitsplätzen entspräche.

Das Gutachten bescheinigt dem Nationalpark einen naturschutzfachlichen Mehrwert, der durch keine andere Alternative erreicht werden könne. Was die Problematik des Borkenkäferbefalls angeht, so soll um den Nationalpark herum eine mindestens 500 Meter breite Pufferzone eingerichtet werden. Die Gutacher gehen davon aus, dass in den nächsten 30 Jahren maximal ein Viertel der Fläche des Nationalparks von Borkenkäfern tatsächlich befallen wird.

Der Fahrgastverband »Pro Bahn« hat bemängelt, dass in dem Gutachten der öffentliche Verkehr mit keinem Wort erwähnt werde. Die Frage, wie die Touristen in den Nationalpark kommen, spiele eine wichtige Rolle.

Der Suchraum des geplanten Nationalparks liegt in fünf Kreisen und umfasst drei nicht zusammenhängende Gebiete. Aktuell stehen vier Varianten zur Debatte: Kaltenbronn-Ochsenkopf, Ruhestein-Kaltenbronn, Ruhestein-Ochsenkopf und Ruhestein. (StZ) Ein konkreter Vorschlag für die genaue Lage des Schutzgebietes, ein Rechtsrahmen und die Verwaltungsstruktur wird vermutlich erst zwischen Pfingsten und den Sommerferien 2013 vorliegen.

## Vorstellung des Gutachtens in Wildbad: Störmanöver statt sachlicher Diskussion

Die am 9. April 2013 anberaumte Vorstellung des Gutachtens zum Nationalpark hat die Hoffnung der grün-roten Landesregierung auf eine sachliche Diskussion nicht erfüllt. Die organisierten Gegner des Vereins »Unser Nordschwarzwald« nutzten die Präsentation als Plattform des Protests. Der Wildbader Bürgermeister wies darauf hin, dass die Gutacher die Frage nach einem Mehrwert des Nationalparks »klar mit Ja beantwortet haben« Dennoch gebe es weitere



wichtige Fragen, etwa »ob sich der Borkenkäfer tatsächlich an die Vorgabe der Gutachter hält?« Für den Bürgermeister ist die Frage wesentlich, ob es durch Information gelinge, die Bürger von den Chancen des Nationalparks zu überzeugen. »Der Nationalpark kann nur ein Erfolg werden, wenn die Menschen ihn als ihr Projekt begreifen« (StZ).

### Fünf Castoren für das Zwischenlager Philippsburg



Es geht um fünf Castoren mit Brennelementen aus dem französischen La Hague, die in Philippsburg gelagert werden sollen. Das Zwischenlager Philippsburg wurde 2003 genehmigt, aber ausdrücklich mit der Auflage, dass hier nur Castoren mit Brennelementen aus Philippsburg eingelagert werden. Daran solle festgehalten werden. Das haben bereits am 22. November 2011 in einer Resolution die Gemeinden aus dem Umkreis von 20 Kilometern verlangt. Auch Karlsruhe, Germersheim und die Region Mittlerer Oberrhein haben sich der Regelung angeschlossen. Zur Zeit sind 36 Castoren in Philippsburg eingelagert. Philippsburg will keine Castoren aus fremden Werken einlagern. Nach dem Bürgermeister Stefan Martus will Philippsburg dagegen ein politisches Signal mit zivilem Ungehorsam setzen. »Früher«, so der Bürgermeister, hieß es, »ihr habt die Produktion und deren Risiken und dafür werdet ihr nicht mit der Entsorgung belastet«. Diese Zusage hat man 2003 aufgekündigt, als man ein Zwischenlager bei uns ansiedelte - gegen den Willen der Stadt. Damals hieß es, das Lager sei nur für Brennelemente aus Philipps-

374 Aktuelle Informationen Badische Heimat 2/2013



Redaktion: Heinrich Hauß

burg, damit kein Transporte stattfinden müssen. (Interview mit Stefan Martus, StZ).

#### Präsentation des Gutachtens zum Nationalpark in Ottenhöfen



Am 16. April 2013 präsentierte Ministerpräsident Winfried Kretschmann und Naturschutzminister Alexander Bonde in der Schwarzwaldhalle Ottenhöfen das Nationalparkgutachten. Im Gegensatz zur emotional äußerst aufgeladenen Info-Veranstaltung in

Bad Wildbad ging es in Ottenhöfen deutlich sachlicher zu, auch wenn die vor allem aus den Forstberufen und der Holzindustrie stammenden Kritiker ihrem Unmut mehrfach lautstark Luft machten. Betont wurde von den Befürwortern, dass es lediglich um 0,7 Prozent der Waldfläche gehe. Kretschmann erklärte, dass ein Naturpark ökonomisch und ökologisch Sinn mache. Er verwies darauf, dass die Region im Nationalpark ein paritätisches Mitsprachrecht habe. »So etwas wie ein Diktat aus Stuttgart wird es nicht geben. Wir wollen auf Augenhöhe mit ihnen zusammenarbeiten.« Die Politik des Gehörtwerdens bedeute aber nicht, dass jeder Einzelne recht bekomme, dass er aber auf seine Fragen ernsthafte Antworten erhalte.

Die Präsentationsrunde wird im Landkreis Rastatt fortgesetzt. Die Stadt Baden-Baden beschließt die Präsentationsrunde (BNN).

### Gewann »Wolfswinkel« als Platz für ein neues Fußballstadion

Das Gewann »Wolfswinkel« in Freiburg wurde von der Findungskommission von Stadt Freiburg und dem Fußballverein SC Freiburg als »voraussichtlich günstiger Standort« vorgeschlagen. Der »Wolfswinkel« liegt im Dreieck von Neuer Messe, Flugplatz und Uni-Einrichtungen. Auf dem Areal von rund 185 Metern Länge und knapp 150 Metern Breite kann nach Ansicht der Gutachter von Ernst & Young ein Fußballstadion mit bis zu 35 000 Plätzen errichtet werden. Das jetzig Fußballstadion fasst nur 25 000 Zuschauer. Völlig offen ist die Finanzierung der wohl bis zu 60 Millionen Euro teuren Arena (StZ).

#### Regionalkonferenz der Technologieregion für Erhalt des SWR-Standorts Baden-Baden



#### Rivalität zwischen Baden und Württemberg schwindet immer mehr

Die folkloristischen und mentalitätsgeschichtlichen Differenzen zwischen den beiden Volksstämmen, die das Bindestrichland Baden-Württemberg konstituieren, verblassen immer mehr, schreibt Martin Halter in der Badischen Zeitung. »Nach innen im Lande selber, werden die kleinen Unterschiede dafür umso liebevoller gehätschelt und verteidigt. Natürlich nicht auf politischer Ebene. Wenn Baden-Württemberg

Badische Heimat 2/2013 Aktuelle Informationen 375



Redaktion: Heinrich Hauß

zu einem Empfang lädt, werden badische und württembergische Weine, Maultaschen und Schäufele gereicht; der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger hat den mühsamen Proporz einmal als ›Waage im Kopf‹ bezeichnet«. »Historisch betrachtet ist die Legende von der Urfehde ein Witz. Alemannen und Sueben sind stammes- und sprachgeschichtlich eng verwandt: auch ihre politische Entzweiung datiert erst aus jüngeren napoleonischen Zeiten«. »Von den ewigen Gegensätzen, von denen Satire, Stammtisch und Marketing bis heute zehren, bleibt außer Land-

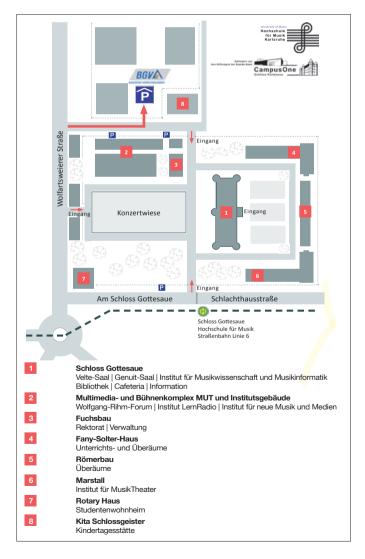
schaft und Klima wenig übrig«. »Im Fußball dürfen sich historisch und kulturell gewachsene Animositäten noch weitgehend unreguliert austoben« (BZ, 17.4.2013).

### Ein neuer Standort: CampusOne der Musikhochschule Karlsruhe



Auf dem CampusOne der Hochschule für Musik Karlsruhe um das Schloss Gottesaue sind nun

die verschiedenen Institutionen zusammengefasst. Der Name CampusOne bedeutet, dass alle Teile der Musikhochschule, die bisher auf verschiedene Standorte in der Stadt verteilt waren, unter einem Campus zusammengeführt werden konnten. »Insgesamt ist das für die Hochschule für Musik geschaffene Bauensemble eine einmalige Chance und Grundlage für die Weiterentwicklung der Einrichtung. Gleichzeitig werden auch für die Stadt Karlsruhe und ihrer Einrichtungen das kulturelle Spektrum und die Möglichkeiten interdisziplinären Zusammenwirkens zum Wohle von Kunst, Wissenschaft und Lehre erweitert« (G. Bachmann). Der »ausgezeichnete Ort« ist von einem »Geist, einer Atmosphäre« beherrscht, »die derzeit seinesgleichen in der baden-württembergischen Hochschulszene« sucht (J. Walter). CampusOne besteht aus dem Schloss Gottesaue, dem Multimedia- und Bürokomplex MUT und Institutsgebäude, dem Fuchsbau (Rektorat und Verwaltung), dem Fany-Solter-Haus (Unterrichts- und Übungsräume), dem Römerbau, dem Marstall (Institut für MusikTheater) und dem Rotary-Haus (Studierendenwohnheim). Das zerstörte Schloss Gottesaue wurde am 3.11.1989 nach Wiederaufbau von der Musikhochschule bezogen.

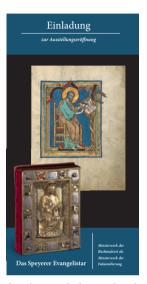


376 Aktuelle Informationen Badische Heimat 2/2013



Redaktion: Heinrich Hauß

#### Das Speyerer Evangelistar. Meisterwerk der Buchmalerei als Meisterwerk der Faksimilierkunst



Die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe zeigt vom 15. Mai bis 6. Juli 2013 dank der Vollfaksimilierung durch den Quaternio-Verlag in Luzern das Speyerer Evangelistar. Das Speyer Evangelistar (entstanden ca. 1220) gehört zu den schönsten Werken der deutschen Buchkunst der Romanik. Die Prachthandschrift aus der Sammlung der Badischen Landesbibliothek ist berühmt

für ihren erhaltenen kostbaren Goldschmiede-Einband. Dank der Faksimilierung werden jetzt auch die prachtvollen goldstrahlenden Miniaturen und Initialen erstmals zugänglich. Der Ausdruck Evangelistar bezeichnet eine Handschrift mit ausgewählten Evangelientexten (Perikopen) zum Vorlesen bei der Messe an Sonntagen und kirchlichen Festtagen.

### 75 Jahre Eisenbahn in Baden: Klammer für das in napoleonischer Zeit künstlich gebildete Großherzogtum

»Im März 1838 nahm der Badische Landtag ein Gesetz an, mit dem Baden in eine neue Epoche seiner Geschichte eintrat: Von Mannheim über Heidelberg, Carlsruhe, Rastatt, Offenburg, Dinglingen und Freiburg bis zur Schweizer Grenze wird eine Eisenbahn gebaut. Mit dem Bau der ersten Strecke Mannheim-Heidelberg wurde im Herbst 1838 begonnen. Am 12. September 1840 wurde sie Betrieb genommen. Die badische Hauptbahn Mannheim-Basel wirkte wie ein Klammer für das in napoleonischer Zeit künstlich

gebildete Großherzogtum Baden. Baden wurde eingebunden in die großen Verkehrsströme. Der Eisenbahnbau wurde zum Impulsgeber für die Industrialisierung« (Martin Stingl, Archivnachrichten Nr. 46).

Das Generallandessarchiv Karlsruhe zeigt von Juli bis November 2013 die Ausstellung »Baden wird ein Weltmarktplatz werden. 175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein«.

#### Klimaschutzpreis »Climate First« der Stadt Freiburg für die pädagogische Arbeit des fesa e. V.

»Klimaschutz zum Anfassen« hat 2013 den Klimaschutzpreis »Climate First« der Stadt Freiburg gewonnen. Der mit 2500 € dotierte zweite Preis ging an das fesa-Projekt, das Grundschüler für das Thema Klimaschutz sensibilisiert. Rund 290 Schulklassen hat das pädagogische Team des fesa e. V. schon besucht und für die potenziellen Klimaschützer von morgen einen ersten Kontakt hergestellt. Anhand von Alltagsgegenständen erfahren die Kinder bei der Unterrichtseinheit, was sie selbst für den Klimaschutz tun können.

### Über die Grenze mit dem Geschichts- und Kulturkreis Neuenburg

Das Jahresprogramm 2013 des Geschichtskreises von Neuenburg am Rhein berücksichtigt gezielt alle drei Länder am Oberrhein. Fünf Exkursionen führen nach Baden, drei nach Frankreich, zwei in die Schweiz und eine in die Pfalz. Das Programm erhalten Sie beim Vorsitzenden Friedrich Schöpflin, schoepflin.friedrich@t-online.de, Tel. 0 76 31/17 21 15.

### Drei-Länder-Netzwerk Geschichtsvereine am Oberrhein

Newsletter 01/2013

### Publikationen mit Buchbesprechungen zur Geschichte am Oberrhein

Im letzten Newsletter haben wir angekündigt, Ihnen einen Überblick darüber zu geben, wo Sie Rezensi-

Badische Heimat 2/2013 Aktuelle Informationen 377

# ii

### Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

onen über Publikationen zur Geschichte des Elsass, Badens, der Pfalz und der Nordwestschweiz finden können. Vom Comité trinational und verschiedenen Geschichtsvereinen erreichten uns bislang folgende Rückmeldungen:

#### Elsass

Revue d'Alsace. Die Zeitschrift erscheint jeweils im September jeden Jahres, seit 1834, und wird von der Fédération des Sociétés d'histoire et d'archéologie herausgegeben. Sie bietet mit rund 80 Rezensionen einen Überblick über zahlreiche Publikationen zum Elsass, berücksichtigt aber auch Veröffentlichungen zu den benachbarten Oberrheinregionen. Unter der Rubrik »Relations frontalières« wird regelmäßig über das Drei-Länder-Netzwerk der Geschichtsvereine berichtet. http://www.alsace-histoire.org/fr/revue-alsace/ Bulletin fédéral. Vierteljährlich erscheinendes Informationsheft der Fédération des Sociétés d'histoire et d'archéologie, in dem ab und zu auch neue Publikationen besprochen werden. Im Bulletin wird auch der Newsletter des Netzwerks der Geschichtsvereine abgedruckt. http://www.alsace-histoire.org/fr/bulletin-federal

Annuaire de la Société d'Histoire du Sundgau. Die Zeitschrift erscheint jährlich im März. Buchbesprechungen sind eher die Ausnahme, Ziel ist vor allem die Veröffentlichung nicht publizierter Aufsätze.

**Elsass-Gazette.** Im Mitteilungsblatt des Kulturvereins Elsass-Freunde Basel gibt es in losen Abständen deutschsprachige Besprechungen von Publikationen zum Elsass. http://www.elsass-freunde-basel.ch/cms/main.php?language=de&column=5

#### Nordwestschweiz

Baselbieter Heimatblätter. Das Publikationsorgan der Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland (GRK BL) und der Gesellschaft Raurachischer Geschichtsfreunde (GRG) erscheint seit 1936 und ist die einzige kulturhistorische Vierteljahreszeitschrift der Nordwestschweiz. Sie bietet regelmäßige Buchbesprechungen und berichtet über die Aktivitäten des Netzwerks Geschichtsvereine. http://www.grk-bl.ch/pages/Heimatblaetter.html

**Argovia.** Das Jahrbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau erscheint jährlich, seit 1860, und bietet auch Rezensionen insbesondere zur

Aargauer Geschichte. http://retro.seals.ch/digbib/vollist?UID=arg-001

Buchbesprechungen zur Geschichte der Nordwestschweiz finden Sie teilweise auch in folgenden Zeitschriften:

- Mittelalter. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins, vierteljährlich, Basel. http://www.burgenverein.ch/publikationen/mitteilungen/pub mitteilungen.cfm
- Regio-Familienforscher. Vierteljährlich, Basel. http://www.ghgrb.ch/index.php/forschungshilfen/ regiofamilienforscher.html
- Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt, vierteljährlich, Basel. http://www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/svk---fs.html
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Vierteljährlich, Basel. http://www.volkskunde.ch/de/sgv/ publikationen/zeitschriften/savk---astp.html
- Schweizerische Zeitschrift für Geschichte. Vierteljährlich, Basel. http://www.sgg-ssh.ch/de/publikationen.php
- Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte. Halbjährlich, Fribourg. http://www.unifr.ch/szrkg/de
- Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Dreimal jährlich, Zürich. http://www.revue-traverse.ch/4/berdie-zeitschrift html

#### Baden

- Badische Heimat. Die Zeitschrift des Landesvereins Badische Heimat erscheint vierteljährlich, 2013 im 93. Jahrgang. Regelmäßig werden Publikationen mit dem Schwerpunkt Baden besprochen. Die Zeitschrift berichtet außerdem regelmäßig über die Entwicklung des Netzwerks der Geschichtsvereine. http://www.badische-heimat.de/neu/verein/index.htm
- Schau-ins-Land. Das vom Breisgau-Geschichtsverein herausgegebene Jahrbuch enthält neben wissenschaftlichen Beiträgen einen großen Rezensionsteil. Es erscheint einmal jährlich, im Februar 2013 bereits Band 132. http://www.breisgau-geschichtsverein.de/02\_Jahrbuch/jahrbuch.html
- Die Ortenau. Die vom Historischen Verein für Mittelbaden herausgegebene wichtigste Zeitschrift für mittelbadische Geschichte erscheint seit 1910. Sie enthält einen umfangreichen Rezensionsteil. http://

378 Aktuelle Informationen Badische Heimat 2/2013

# ii

### Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

 $www.historischer-verein-mittelbaden.de/jahrbuch. \\htm$ 

- Schriften der Baar. Buchbesprechungen mit Schwerpunkt Baar enthalten die in Donaueschingen seit 1805 erscheinenden Schriften des Baarvereins. http://www.baarverein.de/publikationen.html
- Das Markgräflerland. In der zweimal jährlich erscheinenden Zeitschrift finden sich regelmäßig Besprechungen zu neuen Publikationen zur Geschichte und Kultur des Markgräflerlandes. Jeder Band widmet sich schwerpunktmäßig einem Ort. http://www.geschichtsverein-markgraeflerland.de/markgraeflerland.htm

#### Pfalz

- **Pfälzer Heimat.** Die Zeitschrift erscheint zweimal im Jahr mit Besprechungen aktueller Publikationen aus der Pfalz und ihren Beziehungsräumen. http://www.pfaelzische-gesellschaft.de/veroeffentlichungen/index.htm
- Blätter für pfälzische Kirchengeschichte. Die Zeitschrift erscheint einmal pro Jahr und bietet Besprechungen aktueller Publikationen aus der Pfalz. außerdem
- Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Die 1850 in Karlsruhe gegründete Zeitschrift erscheint einmal im Jahr und bietet Rezensionen aktueller Publikationen aus dem gesamten Oberrheingebiet. http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschriften/id=387

  Markus Moehring

#### Tourismus-Report: Klares Markenbild herausstellen: Mannheim und Freiburg

Nach den Experten sind vier Merkmale wichtig für den touristischen Erfolg einer Stadt: Attraktionen und kulturelle Höhepunkte, das gastronomische Angebot und eine vielfältige Hotellerie, eine gute verkehrstechnische Anbindung und Infrastruktur und schließlich die Einzigartigkeit. Städte sollten, so die Empfehlung, ihr Alleinstellungsmerkmal herausarbeiten und eine Marke prägen, etwa als Wissenschaftsstadt oder Kulturstadt. Im Trendreport (IHK-Tourismus-Report »Destination«) sind sehr unterschiedliche Beispiele angeführt. Die Stadt Freiburg

etwa ist mit ihrem Bekenntnis zu den erneuerbaren Energie und einer ambitionierten Umweltpolitik als »Green City« im Fachtourismus erfolgreich. Rund 25 000 ökologisch und technisch interessierten Touristen aus 45 Nationen – Studenten, Architekten, Stadtplaner, Investoren bis hin zu politischen Vertretern und Wirtschaftsdelegationen – erkunden für ihre nachhaltigen Konzepte bekannte Stadtviertel Vauban und Rieselfeld.

Auch in Mannheim boomt der Städtetourismus. Die Quadratestadt ist nach Stuttgart die Nummer zwei im Südwesten, mit 1,1 Mio. Besuchern in 2011 und einem überdurchschnittlichen Plus von 8 Prozent in den ersten drei Quartalen 2012. Jetzt hat die Universitätsstadt – mit insgesamt 8000 Erstsemestern an allen Hochschulen – eine Marktlücke entdeckt: die aufgrund der verkürzten Gymnasialzeit jüngern Abiturienten. »Elternzeit« heißt ein Übernachtungspaket mit bestimmten Events, bei dem die Eltern den Studienort ihrer Kinder kennenlernen können. (StZ)

#### Friederike-Brion-Jahr 2013: Gemeindepartnerschaft zwischen dem elsässischen Sessenheim und dem badische Meißenheim



Am 3. April 2013 gedenken die beiden Gemeinden Sessenheim und Meißenheim des 200. Todestages von Friederike Brion (geb. vermutlich am 19. April 1752 in Niederrödern). Der 21-jährige Student der Rechtswissenschaft Goethe lernte die 18-jährige Pfarrerstochter Friederike im Herbst 1770

kennen und verliebte sich in sie. Am 7. August 1771 sahen sich die Verliebten zu letzen Mal. Bis zum Tode ihres Vaters im Jahre 1787 blieb Friederike in ihrem Elternhaus. Danach zog sie mit ihrer

Badische Heimat 2/2013 Aktuelle Informationen 379

# ij

### Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

Schwester Sofie zu ihrem Bruder Christian (1763-1838) auf die Pfarrei Rothau im Steintal. Im Jahre 1801 siedelte Friederike zur Unterstützung ihrer kränklichen Schwester Sofie (1756-1838) ins Pfarrhaus nach Diersburg (heute Hohberg). 1805 folgte sie der Familie ihres Schwagers nach Meißenheim (Ortenaukreis, südöstlich von Offenburg). N. Boyle hat zu Bedenken gegeben, dass man Goethe als Verlobten Friederikes betrachtete. »Unter diesen Umständen bedeutete der Bruch mit Friederike eine schwerwiegende Kompromittierung ihrer gesellschaftlichen Stellung - von ihren Gefühlen ganz zu schweigen«. Friederike Brion blieb unverheiratet. »Ihr Herz hat sie ihren zahlreichen Patenkindern geschenkt«. Sie wurde am 5. April 1813 auf dem Friedhof von Meißenheim bestattet. Der Grabstein wurde erst 1866 auf der völlig verwahrlosten Grabstätte errichtet. Am 11. Mai 2013 ist ein Friederike-Fest geplant mit dem Höhepunkt der Unterzeichnung der Gemeindepartnerschaft zwischen Sessenheim und Meißenheim

#### Gegner von Wind- und Sonnenkraft gründen Dachverband

Je mehr der Ausbau der erneuerbaren Energien in Baden Württemberg an Fahrt aufnimmt, desto stärker wächst der Widerstand, Bis 2020 sollen 1200 zusätzliche Anlagen gebaut werden. Am 5. Mai 2013 trafen sich in Karlsruhe gut zwei Dutzende Bürgerinitiativen, die eine Dachverband gründen wollen. »Der unsinnige und hemmungslose Ausbau insbesondere von Windkraftanlagen muss aufhören« sagte Sabine Lampe von der Bürgerinitiative »proNaturRaum« in Malsch. »Wir müssen viel stärker in die Energieeinsparungen und Energieeffizienz investieren. Das könnte uns den Bau vieler Ablagen ersparen«. Die Bürgerinitiativen wenden sich vor allem gegen den Bau von 200 bis 300 Meter hohen Windrädern im Wald. »Das kann nicht im Sinne des Naturschutzes sein«, sagte Lampe. Im Raum Karlsruhe und Mittelbaden hatten sich in den letzten Monaten mehrere Gruppen gebildet: etwa am Nordrand des Schwarzwaldes bei Karlsruhe und Ettlingen und in Baden-Baden (Bereich Fremersberg/Merkur).

#### Staatsekretär Jürgen Walter zur Erweiterung der Kunsthalle Karlsruhe

In einem Interview mit den Badischen Neuesten Nachrichten (10. Mai 2012) äußerte sich Staatsekretär Jürgen Walter zu den Plänen der Erweiterung der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe: »Zur Zeit liegen lediglich fünf Projektskizzen renommierter Büros vor. Die wurden noch nicht einmal öffentlich vorgestellt, selbst ich persönlich kenne sie noch nicht. Allerdings treffen die Wünsche, die von Frau Müller-Tamm, der Leiterin, vorgetragen werden, bei uns auf offene Ohren. Es ist müßig über Architektur, über ihre Schönheit oder Ästhetik zu diskutieren, wenn das Haus nicht in vollem Maße nutzbar ist. Es gibt dort einfach Bereiche, die verbessert werden müssen. Deshalb sollte man jetzt auch nicht mit polemischen Angriffen auf Frau Müller-Tamm die Diskussion aufheizen. Das ist nicht seriös. Es ist ihr gutes Recht, darüber nachzudenken, wie kann ich das Haus a) für die Besucherinnen und Besucher attraktiver machen; und b) wie mache ich es attraktiver für die Menschen, die dort arbeiten? Ich finde, man soll jetzt in aller Ruhe sachlich darüber diskutieren. Was braucht das Haus? Wie sehen die Entwürfe aus?«

### Thema des Tages des offenen Denkmals 2013: »Jenseits des Guten und Schönen. Unbequeme Denkmale«

In Heft 1/2013 gab die »Denkmalpflege in Baden-Württemberg« das Thema des »Tages des offenen Denkmals« am 8. September 2013 bekannt: »Jenseits des Guten und Schönen. Unbequeme Denkmale«. Mit dem diesjährigen Thema steht eine zentrale Fragestellung des Denkmalschutzes im Mittelpunkt. Was ist es wert, erhalten zu werden und weshalb? Was macht Denkmale unbequem und warum?

Ingo Rust MdL, Staatsekretär im Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg, wies darauf hin, dass Schutz und Pflege des kulturellen Erbes im Lande Baden-Württemberg eine

380 Aktuelle Informationen Badische Heimat 2/2013



Redaktion: Heinrich Hauß

»schöne, aber auch anspruchsvolle Aufgabe« sei. Es handelt sich um 90 000 Bau- und Kunstdenkmale und schätzungsweise 60 000 archäologische Denkmale. Der gesamte Haushaltansatz für Denkmalpflege war 2012 stabil und wird auch 2013 und 2014 wieder bei über 24 Mio. € liegen (Denkmalpflege BW 1/ 2013).

250 Jahre Wunderkindreise: Vom 12. bis 14. Juli weilte die Familie Mozart in Bruchsal



Im Sommer 1763 führte die so genannte Wunderkindreise den erst siebenjährigen Wolfgang Amadeus Mozart und seine Familie in die Residenzstadt der Speyerer Fürstbischöfe, wo sie im Gasthof »Riesen«

übernachteten. Der Vater Leopold (1719–1787) lobte das barocke Schloss als »unbeschreiblich reizend und kostbar«. Dies und weitere Reisen sollten dem »Wunderkind« nach Leopolds Willen eine Anstellung als Musiker bei Hofe ermöglichen und damit seine Lebensexistenz sichern.

Die europäischen Mozart-Gesellschaften erinnern aus Anlass des 250. Jahrestages an die 1763 begonnene Wunderkindreise und versuchen im Rahmen des Projekts »Kulturroute« 2013 möglichst alle Städte entlang des damaligen Mozart-Reiseweges für eine Mitwirkung zu gewinnen. Die Stadt Bruchsal gedenkt dieses Ereignisses mit über 30 Einzelveranstaltungen zwischen dem 29. April und 22. November 2013. Vom 12. Juli bis zum 6. September 2013 zeigt die Stadt eine Themenausstellung der Briefmarken-Sammlergilde Bruchsal im Rathaus (Jahresprogramm 2013).

### Willi Stächele Präsident des Oberrheinrates

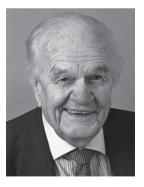
Willi Stächele, früherer Finanzminister und Landtagspräsident von Baden-Württemberg, hat die jähr-

lich wechselnde Präsidentschaft des Oberrheinrats angetreten. Der Oberrheinrat wurde 1997 gegründet und dient der gegenseitigen Information und politischen Gesprächen. Er hat 71 Mitglieder aus Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz, dem Elsass und der Nordschweiz. Er berät die Oberrheinkonferenz, Stächele will versuchen, etwas mehr Übersichtlichkeit in die vielen Gremien und Gebilde zu bringen, die sich um die grenzüberschreitende Zusammenarbeit kümmern: Oberrheinkonferenz, Oberrheinrat, Trinationale Metropolregion, Dreiländerkongresse, Eurodistrikte, gemischte Kommissionen. »Kommunikation sei das A und O«, sagt Stächele. Aus den vier Säulen der Zusammenarbeit - Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft - will er in Zukunft zwei machen. Die beiden ersten, meint er, gehören zusammen. (BZ)

#### **PERSONALIA**

#### Zum 90. Geburtstag von Dr. Leonhard Müller

Engagement für die badische und Karlsruher Geschichte



Bemerkenswert ist nicht nur die sich über vierzig Jahre erstreckende Schulkarriere, sondern auch die fast fünfundzwanzig Jahre publizistischer Arbeit Dr. Müllers nach seiner Pensionierung.

Dr. Leonhard Ludwig Müller wurde am 30. Januar 1923

in Breslau geboren. 1946 bis 1950 studierte er an der Universität in Heidelberg Geschichte, Deutsch, Erdkunde und Philosophie. Das Studium schloss er 1950 mit Promotion und Staatsexamen ab. Mit dem 2. Staatsexamen 1952 begann seine Karriere im Staatsdienst. 1952 bis 1961 war er Studienassessor und Studienrat am Elisabeth-Gymnasium in

Badische Heimat 2/2013 Aktuelle Informationen 381

Mannheim, 1961 bis 1971 Fachleiter für Geschichte und Gemeinschaftskunde am Studienseminar in Karlsruhe. Dann 1966 bis 1971 Oberstudiendirektor am Helmholtz-Gymnasium in Karlsruhe, dann von 1971 bis 1976 Ministerialrat als Leiter des Gymnasialreferats. In dieser Zeit hatte er die Oberstufenreform in Baden-Württemberg auf den Weg zu bringen. Von 1976 bis 1988 war Müller Präsident des Oberschulamts Karlsruhe. Schon in der Zeit seiner Präsidentschaft im Oberschulamt hat Dr. Müller verschiedentlich didaktische Anregungen zur Aufarbeitung der badischen Geschichte, so mit dem Projekt »Unterricht im Museum« gegeben. Die Bemühungen um Landeskunde und Landesgeschichte für das Oberschulamt Karlsruhe hat Dr. Müller in »Die Heimat neu entdecken« beschrieben (BH 4/1986). Seit seiner Pensionierung im Jahre 1988 beschäftigte er sich publizistisch mit der badischen Geschichte. In diesem Zusammenhang betätigte er sich als Herausgeber und Redakteur der vierteljährlichen Beilage »Blick in die Geschichte« zum Karlsruher Amtsblatt bis zum Jahre 2004. »Mit der Veröffentlichung kleiner, lokalspezifischer Arbeiten« wurde »ein Anreiz für die Beschäftigung mit der Karlsruher Stadtgeschichte geschaffen«. Zu seinem 90. Geburtstag hat der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe ihn als »einen Chronisten und verständigen Vermittler der Geschichte in der Fächerstadt« bezeichnet (BNN). Mit Aufsätzen zur badischen Geschichte und Rezensionen in der Zeitschrift »Badische Heimat« ist Dr. Müller seit 1986 kontinuierlich und zuverlässig präsent. Der langjährige Gefährte bei der Redaktion des »Blicks in die Geschichte« hat anlässlich einer Geburtstagsveranstaltung des Generallandesarchivs Karlsruhe Dr. Müller so charakterisiert: »Bei Begegnungen und Gesprächen mit Ihnen ist Ihr Interesse für das Zeitgeschehen auf der großen wie der kleinen politischen Bühne, ihre geistige Frische gepaart mit scharfer Beobachtungsgabe und Ihrer Lust zu analytischer Kommentierung immer anregend und bereichernd. Dazu kommt Ihr großer Einfallsreichtum bei der Wahl Ihrer Themen für Beiträge in vielen Publikationsorganen. Sie haben es sogar geschafft, dass das ›Residenz.Journal‹ des Karlsruher Wohnstifts, das sie mit geschaffen haben, im Stadtarchiv nicht nur aufbewahrt, sondern auch gelesen

wird. Das liegt an Ihren bildungssatten Beiträgen, die zudem von Ihrer eigenen heiteren Selbstironie durchzogen sind.«

Dr. Müller ist auch Mitarbeiter der »Lebensbilder aus Baden-Württemberg«. Er veröffentlichte dort biografische Studien zu »Stefanie Napoleon« (Bd. 18), dem Karlsruher Gymnasialdirektor Dr. Gustav Wendt (Bd. 19), Großherzog Friedrich II. (Bd. 20) und Eberhard Gothein, Kulturhistoriker und Nationalökonom (Bd. 21).

Auch die »Beiträge zur Landesgeschichte« konnten sich seiner Mitarbeit erfreuen, so zum Beispiel mit Beiträgen wie »Der Liberalismus muss regierungsfähig bleiben. Hermann Baumgarten, politischer Historiker und Querdenker« (1993) oder »Bund der vereinigten Staaten von Deutschland. Franz Roggenbachs Pläne einer deutschen Nation« (1999). In der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« veröffentlichte er seit gut einem Jahrzehnt Rezensionen zu geschichtlichen Publikationen.

Dr. Müller ist auch in verschiedenen Kuratorien und Verwaltungsräten tätig so in der Arbeitsgemeinschaft für »Heimatpflege« und im Kuratorium »Humanismus heute«. Dr. Müller hat auch in einer Krise des Scheffelbundes, heute Literarische Gesellschaft, die personelle Ausstattung wesentlich beeinflusst. Er ist auch Gründungsvorsitzender des Fördervereins des Generallandesarchivs Karlsruhe, langjähriger Präsident und heute Ehrenmitglied.

Über die »neue Heimat«, die sich der Schlesier in der Kurpfalz und in Karlsruhe erst »erwerben« musste, hat er in »Hierzuland« (42/2009) sich selbst kritisch Rechenschaft gegeben. Als »Traum« hat er es empfunden, 1946 in dem unzerstörten Heidelberg studieren zu dürfen. Mit den Pfälzern und ihrem Temperament hat er sich aber erst auseinandersetzen müssen, als er in Mannheim zu unterrichten begann. Von der Kurpfalz aus meinte er damals noch auf das »kleine Karlsruhe« mit Herablassung schauen zu sollen. »Dann in Karlsruhe, schmerzlich Mannheim vermissend, aber langsam warm werdend«. Nach zwanzig Jahren als Pensionär in Karlstruhe scheint er nun doch hier »eine beglückende Lebenserfahrung gemacht zu haben«, von der er vor 60 Jahren nichts ahnte.

Heinrich Hauß

382 Personalia Badische Heimat 2/2013

### Manfred Bosch zum 65. Geburtstag



Wie lässt sich das umfassende Werk von Manfred Bosch, dem Unermüdlichen, in einer knappen Hommage zum 65. Geburtstag würdigen? Vielseitigkeit ist das treffende Stichwort: Gleichermaßen versiert und engagiert in den entscheidenden Sparten der eigenen li-

terarischen Produktion und der Edition anderer Autoren und Werke überwindet Manfred Bosch stets die konventionellen engen Gattungs- und Arbeitsgrenzen seiner Zunft. Mit einer Vielzahl von Tätigkeiten ist dieser Autor heute einem interessierten Publikum am gesamten Oberrhein und im Bodenseeraum bekannt. Seine eigene literarische Produktion ist von seinen Taten als Journalist, als Redakteur und als (Mit-)Herausgeber wichtiger Sammlungen nicht zu trennen. Nach seinen politisch bestimmten Lehrjahren in München mit ersten Ansätzen einer spezifischen Form der »Konkreten Poesie« entdeckt er mit vier Gedichtbänden seine, eine andere Art der Mundartliteratur des Alemannischen. Sein eigener Stil, sein ausgeprägter Blick auf Politisches, auf soziale Zustände und deren Analyse und Überwindung bestimmen auch seine gezielte Hinwendung zu den genannten Regionen des Alemannischen. Der seit dem Umzug aus München gewählte südbadische Kulturraum, der seit 2008 als Lebens- und Arbeitsfeld gewählte Kulturschwerpunkt Bodensee, wird für Manfred Bosch zum Dreh- und Angelpunkt seiner unermüdlich gestalteten Lektoren- und Herausgeberarbeit. Die öffentliche Anerkennung des Kulturkämpfers Manfred Bosch ist seit 1978 (nach dem Gewinn verschiedener Mundartwettbewerbe wie in Freiburg 1976) durch die Zuerkennung des Bodensee-Literaturpreises durch die Stadt Überlingen, den alemannischen Literaturpreis (1985), den Johann-Peter-Hebel-Preis (1990) und weitere Preise bis 2008 bestens dokumentiert. Bosch spielt als Ausstellungsmacher, Journalist und Herausgeber nie die Rolle des langweiligen, nur der Wissenschaft ergebenen und verpflichteten Analysten. Er liefert vielmehr in seinen Vorworten, Kommentaren echte Kabinettstücke einer fortschrittlichen und ganz eigenständigen Kunstform des Essays. Seine (Wieder-) Entdeckungen des Judentums im Alemannischen, der kritischen Mundartliteratur in Geschichte und Gegenwart führen direkt zu seiner Mitherausgeberschaft der alemannischen Zeitschrift Allmende (1981–2008).

Wie tief Manfred Bosch sich in die Geheimnisse des alemannischen Sprach-, Literatur- und Kulturraums einarbeiten kann, zeigen umfassende Arbeiten zu typischen Feldern der Litertatur- und Sozialgeschichte am Oberrhein mit dem für ihn zentralen Ausgangspunkt des Bodenseeraums. Doch Bosch weitet den Blick nicht nur zurück in die Kulturgeschichte des Jüdischen im Alemannischen; Bosch überschreitet viele Barrieren. Sein Blick und sein Engagement gilt nicht nur dem alemannischen Österreich, der deutschsprachigen Schweiz und dem Elsass, also den unmittelbaren Nachbarn. Als Forschender entdeckt er zum Beispiel auch die Nachwirkungen der Exilbewegungen des Alemannischen bis in die USA. Es gelingt ihm – ganz im Sinne von Bert Brecht - das »Tümliche« im scheinbaren »Volkstümlichen« zu vermeiden. Kein Autor, weder Johannes R. Becher noch Ernst Jünger, weder Martin Walser noch Arnold Stadler wird aus Gründen der politisch bedingten Zurückhaltung oder Reserve weggelassen. Alle Autoren und Repräsentanten des Alemannischen kommen zur ihrem Recht. Mit anderen Worten: Manfred Bosch, dem Vielseitigen, gelingt es immer, der Wahrhaftigkeit des Literarischen und des Kulturellen im übergreifenden Sinnzusammenhang die gebührende Referenz zu erweisen. Rudolf Denk

Dr. Wolfram Metzger (11.3.1943 – 22.1.2013)

Leiter des Deutschen Musikautomatenmuseums im Schloss Bruchsal

Der Volkskundler Wolfram Metzger ist am 22. Januar 2013 im Alter von 69 Jahren verstorben. Mit 29 Jahren begann er in Würzburg Germanistik, Geschichte

Badische Heimat 2/2013 Personalia 383



und Volkskunde zu studieren und schloss das Studium ab mit einer Promotion über ein Thema der Volkskunde. 1978 trat er den Dienst im Badischen Landesmuseum an. 1982 konnte die Sammlung mechanischer Musikinstrumente von Jan Brauers erworben wer-

den. Daraus entwickelte sich das Deutsche Musikautomatenmuseum. Wolfram Metzger hat innerhalb des Badischen Landesmuseums die Sammlung im Schloss Bruchsal aufgebaut und war mehr als drei Jahrzehnte Leiter dieses Museums. »Mit Leidenschaft und Charisma führet er im DMM eine Musikautomatensammlung von internationalem Rang zusammen und zeichnete verantwortlich für publikumswirksame Ausstellungen, die im ganzen Land Aufmerksamkeit gefunden haben« (C. P. Schick). 1998 präsentierte Metzger die Kulturgeschichte der Barbie-Puppe. Metzger initiierte auch eine monatliche Reihe kulturgeschichtlicher und heimatkundlicher Vorträge im DMM. Metzger, der Mann »mit bewunderwertem Charisma, der Menschen für seine Ideen begeistern konnte«, hat »bleibende Spuren in Karlsruhe, Bruchsal und anderen Orte hinterlassen« (H. Heinrich Hauß Siebenmorgen).

#### Paul Wehrle im Alter von 89 Jahren gestorben



Mit Paul Wehrle verstarb am 11. Februar 2013 in seinem 90. Lebensjahr ein bedeutender Musikpädagoge, der in Karlsruhe, in Baden-Württemberg, ja über die Bundesrepublik hinaus internationale Zeichen setzte.

In Karlsruhe 1923 geboren, begann er 1955 nach seinem Musikstudium am Helmholtz-Gymnasium

in seiner Heimatstadt als Lehrer, wo er bald den Philharmonischen- und den Kammerchor gründete und leitete. Hier schlug 1970 Paul Wehrles Stunde, als damals Reformen den Zeitgeist bestimmten und man auch in Baden-Württemberg unter Kultusminister Professor Hahn neue Akzente setzen wollte. so dass ein Schulversuch mit Musik als Kernfach möglich schien. Als damaliger Leiter des Helmholtz-Gymnasiums bewarb ich mich um diesen Versuch für diese Schule, weil hier ein Pädagoge wirkte, der für einen Erfolg garantierte. Neben einem Stuttgarter Gymnasium war der Karlsruher der einzige, der mit acht Mädchen und vier Jungen begann. Sorgfältig war die Auswahl zum vierstündigen Hauptfach auf allen Stufen, verbunden mit obligatorischem Instrumentalunterricht und Teilnahme im Chor und Orchester.

Der Musikzug wurde bald überregional populär und heute, nach 43 Jahren, kann er in seiner Breitenwirkung auf hunderte von Schülerinnen und Schülern zurückblicken, aber auch auf Spitzentalente wie den Pianisten Christian Zacharias und den Trompeter Reinhold Friedrich, die internationalen Rang erreichten.

Doch Wehrle wollte über die Schule hinaus dem Chorgesang neue Impulse geben, und so wirkte er an der Gründung der »Europäischen Föderation junger Chöre« (Europa Cantat) mit, als dessen erster Generalsekretär er von 1963 bis 1976 war. Weiterhin schaffte er die Voraussetzung zur Gründung der »International Federation for Choral Music«, deren Präsident er 1982 wurde.

Als unermüdlicher Moto gelang ihm im Deutschen Musikrat einen nationalen Chorwettbewerb aufzubauen und den Sologesang bei »Jugend musiziert« zu etablieren. Für »Interkultur« war er der Wegbereiter der World Choir Games, in dessen Council mittlerweile nahezu 80 Nationen beteiligt sind.

Sein umfangreiches Engagement wurde mehrfach ausgezeichnet: 1983 mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg, 1989 mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse und 2007 mit der Staufer-Medaille in Gold.

Paul Wehrle hat seit den 60er Jahren mit großer Strahlkraft die Chormusik in Deutschland, in Europa, ja in der ganzen Welt geprägt.

Dr. Leonhard Müller

384 Personalia Badische Heimat 2/2013

#### Prof. Dr. Rainer Wirtz 1943–2013

Ein anregender und außerordentlich beliebter akademischer Lehrer, ein Museumswissenschaftler hohen Ranges, ein Sozialhistoriker, der methodisch und thematisch seinem Fach viele Impulse gegeben hat – und nicht zuletzt ein öffentlich wirkender Wissenschaftler, der seine Themen wunderbar vermitteln konnte: Rainer Wirtz werden wir vermissen. In seiner langen akademischen Karriere war er ein maßgeblicher Vertreter neuer Forschungsansätze von Alltags- und Regionalgeschichte und inspirierte Generationen von Geschichtsstudierenden.

Als wissenschaftlicher Vizedirektor des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim und als Direktor des Rheinischen Industriemuseums in Oberhausen prägte er die Neuorientierung sozialund technikhistorischer Museen in den 1980er und 1990er Jahren entscheidend mit und stand für einen engen Austausch von akademischer und musealer Geschichte. Klug und engagiert vermittelte er historische Informationen. Als Wissenschaftler, Museologe, Dialogpartner und Lehrer, als Gesprächspartner, Teamkollege und als Freund werden wir uns immer an ihn erinnern.

Prof. Dr. Kurt Möser / Dr. Thomas Herzig

### Ex-Umweltminister Harald B. Schäfer verstorben

Der frühere baden-württembergische Umweltminister Harald B. Schäfer (SPD) ist am 22. Januar 2013 im Alter von 74 Jahren verstorben. Schäfer war 20 Jahre lang für den Wahlkreis Offenburg Abgeordneter im Deutschen Bundestag. In Baden-Württemberg vertrat er von Juni 1992 bis Juni 1996 in der Großen Koalition unter Ministerpräsident Erwin Teufel das Umweltressort, dem auch der Naturschutz angehörte.

Dort setzte er nicht nur in der Umweltpolitik eigene Akzente – etwa mit der Gründung der Klimaschutz- und Energieagentur, der Einführung eines Umweltpreises für Unternehmen sowie der erfolgreichen Verhinderung des Baus einer Sondermüllverbrennungsanlage in Kehl – sondern führte auch die



Auch nach seiner Amtszeit blieb Harald B. Schäfer naturverbunden und wanderte gern und viel zu Fuß durch Baden-Württemberg. (Foto: H. Notter 2001)

unter dem früheren Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser (1931–2003) verfolgten Ansätze zu einer nachhaltigen Naturschutzstrategie konsequent fort.

In seine Zeit fiel auch die Startveranstaltung zur Einführung von PLENUM (Projekt des Landes zur Erhaltung und Entwicklung von Natur und Umwelt) in Baden-Württemberg, das inzwischen bundesweite Anerkennung und mehrere

Nachahmer in einzelnen Bundesländern gefunden hat. Was seinerzeit mit dem Modellgebiet Isny/Leutkirch begann, hat sich heute als nicht mehr weg zu denkendes Instrument einer naturschutzorientierten Regionalentwicklung etabliert: Derzeit gibt es bereits fünf PLENUM-Projektgebiete (Schwäbische Alb, Allgäu Oberschwaben, Westlicher Bodensee, Naturgarten Kaiserstuhl und Heckengäu) auf zusammen stolzen 15.5 Prozent der Landesfläche.

Auch der Arten- und Biotopschutz hatte im damaligen Umweltminister einen beharrlichen Mahner und Verfechter gefunden: Konkret in Erinnerung gerufen sei – allen Widerständen zum Trotz – die erfolgreiche Vereitelung einer Straße mitten durch einen Steinbruch im kurpfälzischen Leimen zum Schutze der dort vorkommenden großen Fledermauspopulationen und ihrer Quartiere.

Schon zu seiner Amtszeit gehörte Harald B. Schäfer zu den Befürwortern eines Nationalparks im Nordschwarzwald, dessen geplante Einrichtung sich aktuell im Koalitionspapier der grün-roten Landesregierung wiederfindet und von Gegnern wie Befürwortern kontrovers diskutiert wird.

Als hartnäckiger Streiter für die Sache – ob bei Bürgerinitiativen vor Ort, auf Parteitagen oder am Kabinettstisch – wird er vielen Zeitgenossen in Erinnerung bleiben.

Roland Heinzmann M.A.

Badische Heimat 2/2013 Personalia 385

#### Verleger Rudolf Röser gestorben





Am Mittwoch, den 20.3.2013, verstarb der Karlsruher Verleger Rudolf Röser friedlich in seinem 94. Lebensjahr im Kreise seiner Familie.

Geboren wurde er 1920 in Bensheim an der Bergstraße; sein Studium in Heidelberg (Kunstgeschichte

und Architektur) musste er wegen des Krieges abbrechen. Er wurde zum Funker ausgebildet und war als Übersetzer in Frankreich eingesetzt, wo er eine tiefe Liebe zu diesem Land und seinen Menschen entwickelte. In diesen Jahren führte er immer eine Gedichtsammlung von Rainer Maria Rilke bei sich, einem Dichter, der ihn stark berührte, da dieser auch die Fragen von Leben und Tod behandelte. Nicht nur, dass die Angst vor dem Tod im »Kessel von Falaise« ein ständiger Begleiter war – auch nach seiner Verhaftung wegen Vaterlandsverrat sah er sich in der Todeszelle wieder, und – kaum daraus befreit – wurde er schwer verwundet.

Die Schrecken und Gräuel dieser Zeit haben ihn, der tief in den christlichen Werten verwurzelt war, zutiefst geprägt, und so trug er sich auch mit dem Gedanken, Priester zu werden: in der Zeit seiner englischen Gefangenschaft in Colchester nahm er an einem Studienkolleg für angehende Priester teil. Mit den Kommilitonen aus diesem Studienkolleg pflegte er noch bis zuletzt rege Kontakte.

Zurück in Deutschland war er dann in den ersten Berufsjahren als freier Journalist beim Darmstädter Echo beschäftigt und engagierte sich in seiner Freizeit intensiv für den Wiederaufbau und die Versöhnung: Er bewunderte Adenauer und De Gaulle für ihre mutigen Schritte gegen eine Weiterführung der »Erbfeindschaft« und trat in die CDU ein, ebenso in den Bund Neudeutschland, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Geist von Freiheit und Demokratie zu unterstützen.

Auf seinen täglichen Zugfahrten von Heppenheim nach Darmstadt lernte er eine junge Frau kennen, die, ebenfalls weltoffen und literaturinteressiert wie er, in Frankfurt bei einer Fluggesellschaft arbeitete und im Mai 1956 fuhr man gewissermaßen »im Zug in den Hafen der Ehe«. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb Rudolf Röser sein Leben lang das Zugfahren und das Kursbuchlesen liebte!

Kontakte in die Telekommunikationsbranche, damals noch »Fernmeldewesen« genannt, ließen ihn 1965 in Karlsruhe den »Fernsprechbuchverlag Rudolf Röser« gründen, der sich im Laufe der Jahre zu einem der großen Telefonbuchverlage Deutschlands entwickelte.

Zunächst hatte in der Privatwohnung und per Hand begonnen, was heute im Röser-Haus mit moderner Technologie bearbeitet wird: Unmengen von Adressen und Telefonnummern werden so aufbereitet, dass sie als Informationsquelle allen zur Verfügung stehen, auch damals bereits unter der Marke Das Örtliche in Städten wie Karlsruhe und Bensheim/Heppenheim. Später kamen die Marken Das Telefonbuch, z.B. in Darmstadt und Saarbrücken und die Gelben Seiten in Cottbus und Frankfurt a. d. Oder dazu. Röser war stolz darauf, dass sich in den Büchern des Verlages sozusagen ein lebendiges und umfassendes Mosaik der jeweiligen Orte abbildete und er reiste oft persönlich dorthin, von Bexbach im Saarland oder Bad Ems in der Pfalz bis hin nach Brandenburg.

Aufgeschlossen widmete er sich auch immer der Anpassung des Unternehmens an neue Techniken: intern verlief die Entwicklung von Schere und Papier über Lochkarten und Service-EDV zur eigenen IT-Verarbeitung, extern wurde beispielsweise in den 80er Jahren bereits eine bundesweite »Online-Version« der Produkte über BTX erstellt. Neue Geschäftsfelder wie die Beteiligung an einem Karlsruhe Radiosender (heute die Neue Welle) und eine Sonntagszeitung (Boulevard Baden) folgten. Mit »minifaktum«, einem Buch über die Entstehung von Briefmarken oder den mit Doris Lott herausgegebenen Band »Vom Glück in Karlsruhe zu leben« belebte er das kulturelle Leben der Stadt Karlsruhe. Sogar die Entwicklung des jüngsten »Unternehmenskindes«, der SingLiesel GmbH, hat er nicht nur inspiriert, sondern wohlwollend begleitet. Bei all diesen Aktivitäten fühlte er sich auch seinen Mitarbeitern immer eng verbunden.

Der wachsende Geschäftsumfang machte einige Umzüge erforderlich, bis sich mit dem Einzug ins

386 Personalia Badische Heimat 2/2013

neue Bürohaus am Mendelssohnplatz, dessen Planung Rudolf Röser noch maßgeblich mitgestaltet hat, alle Firmen der Röser-Gruppe unter einem Dach finden: Rudolf Röser AG, Röser MEDIA GmbH & Co KG, Röser Verlag International GmbH & Co KG, Röser Presse GmbH, Verlag Röser & Partner GmbH.

Nicht nur das rege Familienleben – zwischen 1957 und 1968 waren vier Kinder geboren worden – verankerte den Verleger aus Südhessen fest in der badischen Metropole, auch im vielfältigen Vereins- und Kulturleben der Stadt engagierte sich Rudolf Röser – sowohl mit Rat und Tat als auch materiell, und letzteres oftmals so geräuschlos wie unbürokratisch. Zeit seines Lebens lag ihm die Aussöhnung und Völkerverständigung sehr am Herzen, so engagierte er sich in der deutsch-französischen Gesellschaft, in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder in der Gemeinschaft für studentischen Austausch mit Mittel- und Osteuropa.

Sein christlicher kritischer Glaube, Reisen nach Spanien oder in die Arena di Verona, die Lyrik von Rilke sowie Tagesschau und FAZ bildeten Eckpfeiler seines Alltags. Gutbürgerliche oder mediterrane Küche in familiärer oder kollegialer Gesellschaft waren ihm Entspannung und Genuss und nicht selten verschönte er den ein oder anderen festlichen Anlass mit humorigen Gedichten der eigenen Art. Freunde, Kollegen, Bekannte und Mitarbeiter schätzten gerade seinen feinsinnigen Humor.

Das Tagesgeschäft liegt seit 1996 in den Händen seiner vier Kinder, ein Schritt, den Rudolf Röser sorgfältig geplant hatte und dessen Umsetzung er als Aufsichtsratsvorsitzender der Rudolf Röser AG noch einige Jahre dicht begleitete. (Boulevard Baden)

#### Benediktinerpater Marquard Herrgott starb vor 251 Jahren

Als Wissenschaftler, aber auch als Diplomat am kaiserlichen Hof in Wien, ging Marquard Herrgott in die Geschichte der einstigen Schwarzwälder Benediktinerabtei St. Blasien ein. Kaum ein Mitglied dieser Klostergemeinschaft, das noch bis in die heutige Zeit hinein geachtet und geschätzt wird, es gibt aber auch Menschen, besonders im Hotzenwald, die sich sehr kritisch mit ihm auseinandersetzen.

Marquard Herrgott wurde am 9. Oktober 1694 in Freiburg geboren Der Taufname war Franciscus Jacobus. Seine Eltern sind Johann Jakob Herrgott, »Bürger und zünftiger Wundarzt in Freiburg«, gebürtig aus Gebweiler (Elsass), und Maria Elisabeth, geborene Brenzinger aus Freiburg.

Marquard Herrgott studierte nach seiner Schulzeit in seiner Heimatstadt und dann noch in Straßburg. Dort übernahm er bei einer Kaufmannsfamilie die Stelle eines Hauslehrers für zwei Kinder Mit den ihm anvertrauten Schülern verbrachte er zwei Jahre in Paris. Nach seiner Rückkehr in die Heimat entschloss er sich, auf eine weltliche Laufbahn zu verzichten und sich einer Klostergemeinschaft anzuschließen. Ein Cousin von ihm, Johann Georg Schächtelin, war schon einige Jahre im Kloster St. Blasien und so lag es nahe, dorthin zu gehen. Schächtelin war der Sohn der ältesten Schwester seiner Mutter und war vierzehn Jahre älter als er. Herrgott wurde im November 1715 in die Schwarzwälder Mönchsgemeinschaft aufgenommen und erhielt den Namen Marquard. Die Priesterweihe war 1718. Der damalige Abt des Klosters, Augustinus Fink aus Wolfach, schickte den jungen Mönch zur weiteren Ausbildung zu den Benediktinern nach St. Germain in Paris. Es ist anzunehmen, dass Pater Herrgott schon bei seinem ersten Aufenthalt in der französischen Hauptstadt Kontakt hatte mit den Mönchen dort. In dem französischen Kloster ließ er sich zum Geschichtsforscher ausbilden. Dies prägte sein weiteres Leben. 1726 erschien eine von ihm verfasste Schrift mit dem Titel Ȇber die ältere Regel des Benediktinerordens«. Im Jahre 1727 wählte der Konvent von St. Blasien den Cousin von Marquard Herrgott zum Abt und er führte nunmehr den Namen Franz II. Schächtelin. Als Marquard Herrgott in den Schwarzwald zurückkehrte, wurde ihm dort das Amt des Hofkaplans, dann das des Bibliothekars und schließlich des Großkellers übertragen.

Seit vielen Jahren, ja Jahrhunderten, gab es Spannungen zwischen dem Kloster St. Blasien und den Bauern des Hotzenwaldes. Erbitterte Kämpfe gab es bereits im Jahre 1524. In einem Aufsatz heißt es »Die Bewohner des Hotzenlandes, dieser eigenartigen, abgeschlossenen Landschaft zwischen den Tälern der Wehra und der Alb, hingen von jeher mit rührender Liebe und Treue an ihrer Heimatscholle. Mit bewunderswürdiger Zähigkeit, mit echtem Hotzentrotz haben sie

Badische Heimat 2/2013 Personalia 387

immer wieder ihre Rechte und Freiheiten verteidigt, durch keine Enttäuschungen und Misserfolgen ließen sie sich beirren und gar viele mussten ihr Leben lassen oder in Gefängnissen fern der Heimat schmachten«.

Als der neu gewählte Abt zur Huldigung in die Hauensteiner Gemeinde reiste, wurde er sehr »wenig ehrerbietig« empfangen und die Huldigung verweigert. Die Bauern bestanden darauf, dass das Wort »leibeigen« in der Huldigungsurkunde gestrichen werde. Vier Hotzenwälder Bauern haben sich aufgemacht, um in Wien beim Kaiser Karl VI. ihr Anliegen vorzutragen. Ihr Anführer war der Salpetersieder Johann Fridolin Albiez aus Buch, bekannt als der Salpeterhans. Den Männern wurde eine Audienz beim höchsten Herrn des Reiches gewährt. Eingehend soll sich der Kaiser die Beschwerden der Bauern angehört haben. Er soll dann noch gesagt haben »dieses seien geschwatzige Bauern und haben das Maul am rechten Ort«. Es ist nirgendwo festgehalten, wie lange die Männer unterwegs waren, um vom Hotzenwald in die österreichische Hauptstadt zu gelangen, wo sie genächtigt und wovon sie sich auf dieser langen Tour ernährt haben.

Der Kaiser und seine Mitarbeiter versprachen den Männern vom Wald, dass sie ihre Anliegen prüfen und kaiserliche Vertreter in den Schwarzwald schicken werden. In dieser für das Kloster bedenklichen Lage sandte der Abt einen Vertreter des Benediktinerstifts und der Breisgauer Stände an den Wiener Hof. Es war dies Pater Marquard Herrgott. Am 1. März 1728 verließ er »in großem Schnee und Eis« sein Heimatkloster. Nach neun Tagen ist er in Wien eingetroffen. In seinem Tagebuch notierte er »eine jeden, so gern auch solcher immer reysen thäte, von der Wiener reys zu dieser zeit bei so schlimmen straßen erschrecken und abhalten könne«.

Zunächst hatte es der damals 33-jährige Benediktiner nicht leicht in der Kaiserstadt. Die Vertreter der kaiserlichen Stellen waren gegen St. Blasien eingenommen. Er sah »nichts wie wunderliche Gesichter und schlechte hilfeerbiethung«, so schreibt er, »wenn ich daran denke, gehet mir ein stich in das hertz, grauset und schauert mir in meinem gemueth«.

Marquard Herrgott wurde von einer Behörde zur anderen verwiesen. In seinem Tagebuch wird oft das Wort »antichambriert« angeführt, es wurde zu jener Zeit verwendet, wenn die Leute von einer Be-

hörde zur anderen geschickt wurden. Der Vertreter des Klosters wollte, dass der kaiserliche Hof sich um eine friedliche Lösung in dem Konflikt zwischen dem Benediktinerstift und den Bauern des Hotzenwaldes bemühe. Es wurden zwei Bevollmächtige des Kaisers in den Schwarzwald geschickt, um hier vor Ort die Angelegenheiten zu klären. Als diese in Waldshut eintrafen, wurden sie von den Bauern des Hotzenwaldes nicht gerade freundlich begrüßt, und die Bauern waren auch nicht bereit zu einem klärenden Gespräch. Es kam zu einem Aufstand. Die Vertreter des kaiserlichen Hofes forderten gar militärische Unterstützung. Das Verhalten der Waldbauern enttäuschte die Regierung, man sprach von der »ohnerhörten hatneckig- und halsstarrigkeit«, von dem »ohngehorsamb und ohnanständigkeit der wüthenden bauern«. Es kam dann gar zu schweren Auseinandersetzungen zwischen den kaiserlichen Truppen und den Bewohnern des Hotzenwaldes.

Pater Marquard Herrgott hat diese über Jahre andauernde Konflikte – natürlich aus seiner Sicht – in einem Tagebuch aufgezeichnet. In dem 1932 erschienenen Beitrag von Max Neustädter ist aufgezeichnet: »Die Salpeterer sind schließlich in ihrem ungestümen, verzweifelten Kampf gegen St. Blasien und gegen Österreich unterlegen, aber dass diese Männer, diese armen Kleinbauern von den Schwarzwaldhängen, mit solcher Unerschrockenheit und Überzeugungstreue vor Thron und Richterstuhl standen, mit solcher Kühnheit und solch eigensinnigem Trotz für ihre alten Freiheiten und Rechte, für ihr Land und Volkstum und für ihre wirtschaftliche Besserstellung gestritten und gelitten haben, das verdient heute noch Achtung und Bewunderung«.

Zwanzig Jahre war Marquard Herrgott als Diplomat in der Kaiserstadt. Neben seiner vielen Verpflichtungen fand er noch Zeit zu wissenschaftlichen Studien. Er schrieb ein Werk über die Stammesgeschichte und die historischen Denkmäler des habsburgisch-österreichischen Hauses. 1738 erschien der erste Teil. Kaiser Karl würdigte das Werk und überreichte dem Autor eine Medaille. Im weiteren wurde er zum Kaiserlichen Rat und Historiographen ernannt. Zehn Jahre danach kam es zu Unstimmigkeiten zwischen dem Benediktiner aus dem Schwarzwald und dem kaiserlichen Hof. Kaiserin Maria Theresia verlangte die Rückberufung des Diplomaten.

388 Personalia Badische Heimat 2/2013

Der gerade ein Jahr zuvor gewählte Fürstabt Cölestin, Vogler von Wolfach, ernannte Marquard Herrgott zum Statthalter der sanktblasianischen Herrschaft Staufen und Kirchhofen und übergab ihm als Wirkungsstätte das dem Kloster gehörende Schloss der Propstei Krozingen. Marquard Herrgott war nun Schlossherr.

Bereits im 14. Jahrhundert hat das Kloster St. Blasien einige Grundstücke im südlichen Breisgau erworben und ließ diese Güter von einem eigenen Amt, dem »officium Brisgawensis«, verwalten. 1383 kam dieser Verwaltungssitz nach Krozingen. Diese Propstei war anfangs mit einem geistlichen und einem weltlichen Vorsteher besetzt. St. Blasien konnte bis zum 18. Jahrhundert seinen Besitz dort erweitern. 1578 wurde auf Veranlassung von Abt Caspar II. der gesamte Propsteibezirk neu gestaltet. Als Marquard Herrgott das Schloss Krozingen bezog, kam es zu weiteren umfangreichen Baumaßnahmen. »Durch die Umbauten Marquard Herrgotts wurde die Propstei entscheidend verändert« so heißt es in einer Chronik.

Schon kurze Zeit nach seinem Amtsantritt beauftragte er den Vorarlberger van der Lew zur Überprüfung der Bausubstanz und beauftrage dann Johann Caspar Bagnato mit der Planung eines Umbaus. Diesen Umbau bewerkstelligte er im Geschmack des Rokoko. Die Staffelgiebel wurden abgebrochen und das Dach neu gestaltet. Die Wände im Innern des Gebäudes ließ der Bauherr mit wertvollem Stuck ausschmücken. Die Deckenmalereien sind Werke von Johann Morath aus Grafenhausen. Nicht nur an dem Gebäude auch bei den großen Gartenanlagen kam es zu umfangreichen Umbaumaßnahmen. Marquard

Herrgott ließ eine Baumschule einrichten, hier wurden vorzüglich Maulbeerbäume angepflanzt. Auch ein Rebgrundstück gehörte zu der neuen Anlage. Es wird berichtet, dass hier die ersten Rotweinreben der Region angepflanzt wurden. Zu der landwirtschaftlichen Anlage gehörte auch eine Bienenzucht. Marquard Herrgott hatte Verbindungen zu vielen Wissenschaftlern, und sein Haus wurde zu einem Treffpunkt vieler Gelehrter, »Krozingen wurde zu einem geistigen Mittelpunkt des Breisgaus«. Große Unterstützung fand er bei seinem Mitbruder Pater Rustenus Heer, dieser wohnte zeitweise in Krozingen und half ihm hauptsächlich bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten. In Vertretung von Fürstabt Meinrad von St. Blasien hatte Herrgott den Vorsitz des breisgauischen Prälatenkollegiums. Am 16. Oktober 1762 starb Marquard Herrgott im Alter von 68 Jahren. Seine letzte Ruhestätte fand er in der kleinen Kapelle neben dem Schloss. Der Nachfolger wurde sein Freund Rustenus Heer.

#### Literatur:

Ludwig Schmieder: St. Blasien, 1929. Heidegger / Ott: St. Blasien. Festschrift aus Anlass des 200-jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche St. Blasien (darin: Franz Hiiger: Die Gelehrten des Klosters St. Blasien) 1983. Rudolf Morath: Peter Mayer – Kupferstecher und Maler, 1983. Josef Bader: Das ehemalige Kloster Sanct Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Academie, 1874. Max Neustädter: Der erste Salpetererkrieg von 1728 bis 1732 im Lichte des Tagebuchs von Pater Marquard Herrgott, (Hochrhein und Hotzenwald, 1932). Franz Hilger: Martin Gerbert, Fürst und Abt von St. Blasien, 1992. Franz Hilger

Badische Heimat 2/2013 Personalia 389

### Aus dem Verlag

Liebe Mitglieder der Badischen Heimat, liebe Autorinnen und Autoren,

gegen Ende des letzten Jahres haben der Landesverein Badische Heimat und der Rombach Verlag Freiburg sich in einer Reihe sehr produktiver Gespräche darauf verständigt, die zukünftigen Publikationen des Landesvereins gemeinsam bestreiten zu wollen. Aus verlegerischer Sicht ist dieser Umstand nichts weniger als ein Glücksfall, blickt die Badische Heimat doch auf eine lange Tradition bedeutsamer Publikationen zurück. Dieser Tradition verpflichtet möchten wir als neuer Verlagspartner des Vereins alles daran setzen, die an vielerlei Stelle deutlich werdende und hoch bewertete Kontinuität, die den Landesverein ganz offensichtlich auszeichnet, auch im Zuge der neuen Kooperation redlich zu pflegen und zu wahren.

Insbesondere im Hinblick auf die hier in neuer Ausgabe vorliegende Vierteljahresschrift »Badische Heimat« wird der hohe Stellenwert von Kontinuität, dem sich die Verantwortlichen seit jeher verbunden fühlen, ganz konkret deutlich. Als Publikationsorgan seit Jahrzehnten etabliert, wird die Redaktion seit nunmehr über 30 Jahren von Herrn Heinrich Hauß unter großem Aufwand geleitet. Dies ist in unserer doch so schnelllebigen Zeit gar nicht hoch genug zu würdigen. Entsprechend freuen wir uns, mit der Schriftenreihe und der Vierteljahresschrift des Landesvereins eine wirkliche Bereicherung unsers Verlagsprogramms gewonnen zu haben. Mit dem fünften Band der Schriftenreihe unter dem Titel »Wegmarken badischer Geschichte« sind die ersten Früchte der neuen Zusammenarbeit - und

gleichzeitig die gewahrte Kontinuität im Wechsel – bereits sichtbar geworden. Vorausblickend auf das dritte Heft der Vierteljahresschrift freut es uns ganz besonders, die Ausgabe zum Themenschwerpunkt »Freiburg« als Freiburger Verlag veröffentlichen zu können

Der Rombach Verlag in Freiburg – bis heute eigenständig und nunmehr schon in dritter Generation im Besitz der Familie Hodeige-Rombach – blickt auf eine über 70-jährige Tradition zurück. Anfangs primär auf den Bereich Regionalia ausgerichtet, hat sich das Haus im Laufe seiner Geschichte mehr und mehr zu einem der renommiertesten Adressen für geisteswissenschaftliche Fachliteratur entwickelt.

Daß die regionale Literatur ihre Bedeutung dabei nie verloren hat, versteht sich angesichts der lokalen Verwurzelung von selbst: Regionale Bildbände, Wanderführer, Geschichtsbände und Weiteres mehr bilden nach wie vor ein festes Standbein des Programms. Die geplanten Publikationen des Landesvereins, ihre thematische Ausrichtung und der hohe Anspruch an inhaltliche Qualität und bibliophile Ausstattung, passen nahezu perfekt in das etablierte Programm des Rombach Verlages.

Wir hoffen, dass die mit der neuen Kooperation verbundenen Hoffnungen und Wünsche allseitige Erfüllung finden – die Bedingungen für die Möglichkeit sind nahezu zum Besten bestellt.

Dr. Torang Sinaga Verlagsleiter

390 Aus dem Verlag Badische Heimat 2/2013

### Geschäftsstelle – Vorsitzender des Landesvereins

#### Heinrich Hauß: 30 Jahre Redaktionsleitung für die Badische Heimat



In diesem Jahr begeht unser Chefredakteur ein denkwürdiges Jubiläum: Für seine persönliche Vita sehr wichtig, aber auch für den gesamten Landesverein Badische Heimat natürlich ein besonderer Anlass, um auf dieses Lebenswerk

für das Schriftgut unseres Landesvereins mit großem Beifall und Dankbarkeit einzugehen.

Der im Jahre 1934 in Karlsruhe geborene Heinrich Hauß ist im Zentrum Badens aufgewachsen. Schon sein Vater war bei uns in der Badischen Heimat Mitglied. Der 1982 als Nachfolger des bisherigen Landesvorsitzenden Dr. Franz Laubenberger neu gewählte Vorsitzende Ludwig Vögely war auf Heinrich Hauß zugegangen, um eine geeignete Nachfolge für den bisherigen Schriftleiter Ernst Bozenhardt zu finden, der seine Tätigkeit aus gesundheitlichen Gründen niederlegen musste. So begann ab Jahresbeginn 1983 eine neue Ära der Badische Heimat mit dem Gespann Vögely/Hauß.

In Heft 1/1983 stellte Heinrich Hauß unter dem Titel »Chnöpfli und Schnitz« sein Redaktionsprogramm vor. Insbesondere verwies er darauf, dass bestimmte Strukturelemente in den Heften verstärkt oder neu eingeführt werden, etwa eine Serie mit Texten zum Thema Heimat. Auch die Einführung eines Editorials am Anfang eines jeden Heftes ist auf seine Initiative zurückzuführen. Sowohl die inhaltliche als auch die technische Weiterentwicklung, etwa die Einführung von farbigem Bildmaterial, hat dazu geführt, dass unsere Zeitschrift in all den Jahren seiner Redaktionsleitung einen hohen Ruf und allgemeine Wertschätzung bewahren, ja sogar steigern konnte. Natürlich haben dazu viele engagierte und kundige Autoren beigetragen, aber der führende Kopf und Organisator, der Vordenker und schöpferischer Geist unserer Zeitschrift ist in diesen letzten drei Jahrzehnten Heinrich Hauß gewesen. Mit diesen

drei Jahrzehnten ist Heinrich Hauß mit Abstand der dienstälteste Chefredakteur der Badischen Heimat. Mit dem heutigen Tag zeichnet er für über 120 Hefte verantwortlich.

Man kann mit Fug und Recht sagen, dass keine Persönlichkeit – vielleicht von der »Vaterfigur« Hermann Eris Busse abgesehen – eine so nachhaltige öffentliche Wirkung und inhaltliche Ausrichtung bewirkt hat. Mein Vorgänger, der frühere Vorsitzende Adolf Schmid, mit dem sich Heinrich Hauß ebenfalls glänzend verstand, charakterisierte ihn zu seinem 70. Geburtstag so: »Er hat die Rolle des Moderators, des Sachwalters, des Treuhänders, ist Vermittler, auch Wortführer Kraft seiner Ideen und Worte, der sich im Dienst kultureller Verständigung auch trefflich streiten kann« (BH 2/2004, S. 327).

Fünf Jahre später hatte ich die Freude, als neuer Landesvorsitzender zu einem besonderen Essen zu Ehren seines 75. Geburtstages in Freiburg einzuladen, wo der Vorstand den Jubilar »hochleben« ließ. Der langjährige Weggefährte und stellvertretende Landesvorsitzende, Dr. Volker Kronemayer, würdigte ihn im Heft 4/2009, S. 734 und stellte heraus, dass der Landesverein mit ihm einen »Homme de Lettre« in seinen Reihen habe, der viele Gattungen der Literatur beherrscht und dessen persönliche Neigung die Philosophie ist. Und schließlich hat in unserem Jubiläumsjahr 2009 in unserer Chronik Angelika Ott die Verdienste Heinrich Hauß als Chefredakteur treffend und prägnant gekennzeichnet (S. 497 f.).

So war es wirklich hoch verdient, dass Heinrich Hauß für sein Jahrzehnte langes Wirken 2010 die Landesmedaille für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg erhalten hat. Am 10. September 2010 hat der Laudator dessen Redaktionsarbeit folgendermaßen charakterisiert: »Seit 1982 ist er ehrenamtlicher Chefredakteur der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift Badische Heimat. In diesen 28 Jahren sind mittlerweile 112 Hefte mit über 2000 Aufsätzen und Beiträgen erscheinen, die er akquirierte und redigierte. Heinrich Hauß besitzt ein enormes Wissen. Manche bezeichnen ihn als >Vordenker, weil er nicht nur eine Autorenschaft inspirierte und organisieren kann, sondern weil er bestens darüber Bescheid weiß, was man heute als Badische Identität« bezeichnet. Fern jeder falschen Romantik und eingebettet in das Bundesland Baden-Württem-

Badische Heimat 2/2013 30 Jahre Heinrich Hauß 391

### Geschäftsstelle – Vorsitzender des Landesvereins

berg hat er zu diesem Thema Grundlegendes gesagt. Oft genug nimmt er mit geschliffener Feder eines Homme de Lettrec Stellung beleuchtet aktuelle Entwicklungen und löst damit Reaktionen und Diskussionen aus. Nicht zuletzt durch sein Wirken ist die Zeitschrift Badische Heimat kein Museum antiquarischer Genügsamkeit, sondern eine Publikation, die strittige Probleme in der Vergangenheit und Gegenwart aufgreift und einen farbigen Sektor eines kulturellen badischen Panoramas darstellt. Heinrich Hauß hat sich um die Badische Heimat in hohem Maße verdient gemacht«.

Die Entwicklung unserer Zeitschrift hat Heinrich Hauß anlässlich des 85. Jahrgangs selbst eingehend beschrieben und als »Anlass zur Sichtung« genommen (BH Heft 1/2005, S. 98–112). Ich möchte mit voller Überzeugung einige Gesichtspunkte nachdrücklich unterstützen.

So ist es richtig, dass zu einem festen Bestandteil der Zeitschrift die Themenhefte badischer Städte gehören, die Herman Eris Busse in den 20er Jahren eingeführt hat. Als Beispiele im letzten Jahrzehnt verweise ich auf die Themenhefte Lörrach, Bruchsal, Mannheim, Baden-Baden, Offenburg – alle große Erfolge und heute sehr gesucht. Und ich kündige gerne unser nächstes Themenheft Freiburg für den Herbst dieses Jahres an.

Feste Bestandteile sind auch die mit Sorgfalt und Sachkompetenz erstellten Themenhefte anlässlich von Gedenktagen badischer Persönlichkeiten wie das Heft zum 250. Todestag von J. P. Hebel (2/2010) und zum 200. Todestag von Großherzog Karl Friedrich (2/2011) wie aber auch zu geschichtlichen Anlässen wie etwa »Revolution 1848/49 in Baden« (Heft 3/1997) oder jüngst »900 Jahre Baden« (Heft 2/2012).

Die Sparte »Aktuelle Informationen« wurde von der Redaktion im Heft 3/2003 eingeführt und wurde in der Folge laufend von anfangs wenigen Seiten auf bis zu zehn Seiten erweitert. Die Badische Heimat ist wohl derzeit die einzige Publikation, die Nachrichten aus dem Teilland Baden sammelt. Ziel ist es, mit den Nachrichten ein Bewusstsein für einen badischen Gesamtzusammenhang herzustellen. Die »Buchbesprechungen«, für mich von großer Bedeutung und mit mühevoller organisatorischer Arbeit verbunden,

sind das derzeit weitgehend alleinige Verdienst von Heinrich Hauß (hier könnten wir mehr Helfer und Mitwirkende gebrauchen). Ab 2008 ist begonnen worden »Institutionen und Vereine in Baden« vorzustellen, auch Plattform über deren Aktivitäten zu bieten. Die Gefährdung Badens als einer zumindest kulturell eigenständigen Größe macht es notwendig, alle diejenigen, die an der »Marke« Baden interessiert sind, unter der Zeitschrift Badische Heimat zu versammeln. Auf der gemeinsamen Wunschliste steht, aktuelle Themen des Natur-, Umwelt- und Denkmalschutzes im Zusammenwirken mit Fachgruppen des Landesvereins noch stärker als bisher zu besetzen und damit das Profil der Badischen Heimat zu schärfen.

Überhaupt teile ich entschieden die Position von Heinrich Hauß, zu einer stärkeren Ausgewogenheit zwischen Geschichte und Aktualität zu gelangen. Dies bedeutet, dass wir zu gegenwärtigen, gerade auch in kontroversen badischen Fragen zeitnah Stellung nehmen oder zukünftige Probleme frühzeitig aufgreifen. Ein wichtiges Anliegen von Heinrich Hauß ist es, auch die Badische Heimat in ihrem kulturellen Zusammenhang aufzuzeigen. Insbesondere auch Neubürgern mit Migrationshintergrund muss ein moderner Heimatbegriff den Zugang zu einer regionalen kulturellen Identität – auch über Aktivitäten der Badischen Heimat – angeboten werden.

Ich fasse zusammen: Heinrich Hauß ist ein besonderer Glücksfall für unsere Badische Heimat. Ich wünsche ihm persönlich und für den ganzen Landesverein, dass er noch viele Jahre Erfüllung und Befriedigung in seinem ehrenamtlichen Engagement für die Badische Heimat findet: Möge dieses Engagement für ihn, auch gesundheitlich, ständige Frischzellentherapie sein. Wir als Badische Heimat und besonders auch ich als Landesvorsitzender wünschen – nicht ganz uneigennützig – uns sehr, dass er sich noch viele Jahre mit ungebrochener Schaffenskraft für die hohe Qualität unserer Zeitschrift – dem Flaggschiff und publizistischen Aushängeschild – einbringen wird.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg Landesvorsitzender

### In eigener Sache

Mit dem Beginn des 93. Jahrgangs unserer Zeitschrift wechselte der Landesverein vom G. Braun Buchverlag in Karlsruhe zum Rombach Verlag in Freiburg. Die Redaktion nimmt die Gelegenheit wahr, den Damen, die außer der Lektorin gelegentlich an der Gestaltung der Publikation mitgearbeitet haben, auf diesem Weg zu danken. Wie danken Frau Andrea Faucheux, Frau Natascha Matussek, Frau Annett Rücker und Frau Stefanie Wielan. Die Zusammenarbeit mit Frau Faucheux geht zurück bis auf das Jahr 2005, das Jahr der Erstellung des »Badischen Kalendariums«.

Der Rückblick auf eine fast ein Jahrhundert dauernde Zusammenarbeit mit dem Verlag G. Braun – besonders in der Zeit des Verlegers Dr. Eberhard Knittel (1899–1989) – ist uns Anlass, auf das zweihundertjährige Jubiläum des Verlages hinzuweisen. Am 7.10.1813 erhielt Gottlieb Braun (1783–1835) die Genehmigung zur Eröffnung einer Sortimentsbuchhandlung in Karlsruhe und am 11.10.1813 verlegte er seine Sortiments- und Verlagshandlung dorthin.

Es ist anzunehmen, dass der Verlagswechsel auch zu willkommenen Veränderungen im Layout und in der Anlage der Hefte führt. Sicher ist, dass unsere Publikation sich auf die sich schnell verändernden Bedingungen »regionaler Identität« einstellen muss, die Thomas Küster in Heft 1/2013 präzise und aufschlussreich analysiert hat (Seite 239 f.). Die Badische Heimat wird sich deshalb in einem der nächsten Hefte mit der aktuellen Innen- und Außenansicht »Badens in Baden-Württemberg« beschäftigen. Redaktion und Lektorat sind aus Zeit- und Kostengründen gezwungen, in Zukunft effektiver zu arbei-

ten, das bedeutet, dass wir von den Autoren erwarten, dass sie sich streng an die Autorenrichtlinien halten, die untenstehend abgedruckt sind.

Was die Inhalte der Zeitschrift anbetrifft, so streben wir eine gewisse Straffung an. Der Rhythmus einer vierteljährlichen Zeitschrift ist auch von den Kosten her nur sinnvoll, wenn sie verstärkt aktuelle Ereignisse berücksichtigt wie Veranstaltungen, Ausstellungen, Jubiläen, Stellungnahmen zu regionalpolitischen Problemen, regionalen Entwicklungen. Diese Themen sind für uns um so verpflichtender, wenn sie regionalen und historischen Ursprungs sind. Einer Formulierung der OB von Bruchsal, Cornelia Petzold-Schick, folgend, könnte man diese Form von Kulturarbeit auch »die inhaltliche Ausgestaltung historischer Jahrestage« nennen. Für diese Themen wünschen wir uns verstärkt realitätswache Autoren.

Die erste Seite eines im Heft gedruckten Aufsatzes umfasst 2600 Zeichen, die normale Seite 3200 Zeichen. Wir bitten die Autoren, darauf zu achten, dass die Aufsätze im Durchschnitt nur zwischen 19000 und 26000 Zeichen inkl. Leerzeichen einschließlich lllustrationen umfassen sollen.

Satzfertige Texte bitten wir nur nach vorheriger Absprache mit der Redaktion an die E-Mail-Adresse heftredaktion@badische-heimat.de zu senden. Gleichzeitig erbitten wir einen Papierausdruck an die Redaktion.

Vorschau: Heft 3/2013 ist als ein Themenheft »Freiburg und die Regio« geplant. Heft 4/2013 widmet sich allgemeinen Themen. Als Heft 1/2014 planen wir eine erweiterte Neuauflage des »Badischen Kalendariums«.

Badische Heimat 2/2013 In eigener Sache 393



### Autorenrichtlinien

### für Beiträge in der Zeitschrift »Badische Heimat«

#### **Textmanuskript**

- Bitte reichen Sie Ihren Text im gängigen Dateiformat ein (MS Word-Dokument, \*.doc)
- Zeichenzahl (inkl. Leerzeichen, ohne Bilder) pro volle Seite: ca. 3.200 Zeichen
- Zeichenzahl 1. Seite inkl. Überschrift: ca. 2.500 Zeichen
- Bitte fügen Sie sinnfällige Zwischenüberschriften ein
- Fußnoten als Endnoten mit der Fußnotenfunktion erzeugen, nicht durch Nummern im Text
- Bitte fügen Sie am Ende Ihres Manuskripts die Adresse ein, die veröffentlicht werden soll

#### **Bildmaterial**

- Die Bildbeschaffung obliegt den Autoren. Bitte reichen Sie Abbildungen stets im Dateiformat JPEG oder TIFF und immer in einer Auflösung von mind. 300dpi (dpi = Punkte pro Zoll) ein. Bilder mit niedrigerer Auflösung sind für den Druck ungeeignet (Bildmaterial von Webseiten im Internet liegt meist nur in einer Auflösung von 72dpi vor und eignet sich nicht für den Druck)
- Achten Sie darauf, dass Sie Bilder als einzelne Bilddateien einreichen; Bilder, die in die Textdatei integriert eingereicht werden, können nicht für den Druck extrahiert und bearbeitet werden (!)
- Bitte markieren Sie im Text anhand eindeutiger Anmerkungen bzw. Platzhaltern, wo Sie welches Bild platziert haben möchten
- Bitte reichen Sie etwaige Bildunterschriften gesammelt in einer separaten Textdatei ein (mit eindeutiger Zuordnungsmöglichkeit zur jeweiligen Abbildung)
- Bitte reichen Sie der Redaktion ein Autorenfoto in Dateiform ein
- WICHTIG: Ebenso wie für textliche Inhalte zeichnen die Autoren auch im Hinblick auf zu verwendende Bilder dafür verantwortlich, dass bei der Veröffentlichung der Bilder in der Zeitschrift »Badische Heimat« keine Rechte Dritter verletzt werden. Für die ggf. einzuholenden Nutzungsrechte bzw. die Wahrung geltender Urheberrechte sind die Autoren verantwortlich.

#### Abstract

• Bitte verfassen Sie zusätzlich zum eigentlichen Beitrag ein sogenanntes kurzes Abstract (= Kurzzusammenfassung des Beitrags), Umfang: mind. 500 max. 900 Zeichen.

- Stand: April 2013 -

394 Autorenrichtlinien Badische Heimat 2/2013



# Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei<sup>1)</sup> – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!



BBBank eG Herrenstraße 2–10 76133 Karlsruhe



So muss meine Bank sein.



#### BILDBÄNDE



Malisius, Günther: Die Pfinz. Einst Lebensader, jetzt Naherholung und immer wieder korrigiert. – Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2011, 199 S. (Beiträge zur Geschichte Durlachs und des Pfinzgaus, Bd 5). ISBN 978-3-89735-681-8, € 13,90

Es ist wohl relativ selten, dass eine umfängliche Darstellung eines kleinen Flüsschens von gerade mal 60 km Länge einer allgemeinen Öffentlichkeit präsentiert wird. Entsprungen in 385 m Höhe zwischen Langensteinbach und Ittersbach, wo genau, weiß man nicht, und endend, genauso schwer definierbar, nach fast 300 m Höhenunterschied, auf 94 m Höhe bei Rußheim im Altrhein. Die Orte der Quelle und Mündung hat man als Badener einigermaßen im Kopf, wie der Verlauf dagegen erfolgt, hätte man gerne auf einer übersichtlichen Karte gesehen, die unverständlicherweise fehlt, zumal es das einzige Werk zu sein scheint, das den gesamten Lauf der Pfinz behandelt, wenn man auf die über 50 angegebenen Literaturstellen schaut.

Nach einer Deutung der Herkunft des Namens, folgt die Nennung der anliegenden Orte von der Quelle bis zur Mündung mit einigen Hinweisen auf diese, meist unterschiedlicher Qualität und Umfangs, für Graben-Neudorf sind es 2 Seiten, für Durlach gerade mal 2 Zeilen!. In der Darstellung der Geografie des Flusslaufs kommt es dann zur teilweise kartenmäßiger Darstellung einzelner Einzugsgebiete mit ihren Zuflüssen. Sehr gut ist die historische Darstellung der Pfinz im Wandel der Zeiten, von der Eiszeit bis in die jüngste Zeit, da zahlreiche Neubauten entlang des Flusses diesem ein neues Gesicht geben, mit den erforderlichen Korrekturen, den Eingriffen des Menschen meist aus wirtschaftlichen Gründen. Denn neben der Wasserversorgung für Menschen, Tiere und Pflanzen, diente der Fluss der Flößerei und

der Schifffahrt, der Fischerei und nicht zuletzt dem Weinbau, aber vor allem dem Betrieb von Mühlen, fast 30 an der Zahl, die die früheren Handmühlen ersetzten und die Kraft des Wassers nutzten, um die schweren rotierenden Steine zu bewegen, besonders dort, wo Menschen siedelten und Ackerbau betrieben. Heute dagegen haben Flößerei und der Mühlenbetrieb ihre Bedeutung verloren, und der Fluss dient nicht mehr so sehr als Wirtschaftsfaktor als mehr zur Naherholung, dem Wohnen am Wasser, dem Fischen und Angeln, dem Wandern zu Fuß und mit dem Rad und der »Schifffahrt« für den Paddler. Mit Anregungen zur naturnahen Nutzung durch die beiden letzten Gruppen endet das Buch mit Tourenvorschlägen für diese.

So wird auf 200 Seiten dem Laien, dem Naturfreund die Pfinz in ihrer Geschichte und Naturkunde vor Augen geführt und ihr Wandel von der Lebensader zum Naherholungsgebiet aufgezeigt; vielleicht wird auch dem Wasserfachmann einiges geboten. Ein lesenswertes Buch, das sicher Eingang in die Buchsammlung mancher Anwohner finden wird und ebenso in den örtlichen Bibliotheken zu stehen kommt.

Rolf Fuhlrott



Huth, Silvia: Wie der Schwarzwald erfunden wurde. – Das Buch zur SWR-Dokureihe Schwarzwaldgeschichten. – Tübingen: Silberburg-Verlag 2012, 207 S., ISBN 978-3-8425-1193-4, € 19,90

Da in jüngster Zeit die Urlaubstage, die Deutsche an Ferienorten verbringen, immer weniger werden, lohnt sich eine Flugreise, trotz Billigangeboten, in ferne Welten für nur wenige Tage nicht mehr. Man zieht daher für einen Kurzurlaub wieder deutsche Regionen stärker in Betracht. An erster Stelle steht dabei der Schwarzwald, für den die Tourismusbranche entweder die alten Mythen aufpoliert oder neue

396 Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013



erfindet. Wir alle kennen die bestehenden Klischees vom Bollenhut, den Kuckucksuhren, der Kirschtorte oder des Schwarzwälder Schinkens. Wie es dazu kam, dieser Frage will die SWR-Fernsehserie »Schwarzwaldgeschichten« nachgehen, aus der dieses Lese- und Bilderbuch entstand.

Bis vor 200 Jahren war der Schwarzwald eine arme Region, deren Bewohner sich mühsam, nachdem sie Waldgebiete gerodet hatten, durch Ackerbau und Viehzucht nährten. Ihre Häuser bauten und verkleideten sie mit dem geschlagenen Holz, aus dem sie auch in privaten Schneflerbetrieben ihr Handwerkzeug und Gebrauchsgegenstände fertigten. Da bald jeder Hof eine solche Schneflerei betrieb, entstand eine Überproduktion, die man durch eigens gegründete Genossenschaften zu verkaufen suchte. Dazu wurden diese Gegenstände durch Träger, Ochsenkarren und Pferdefuhrwerke zu Tal gefördert und auf Märkten angeboten. Später kam eine gewisse künstlerische Bearbeitung des Holzes hinzu, und man fertigte Uhrengehäuse, baute Geigen und noch später auch Skier. Dadurch entstand eine Gegenbewegung vom Tal zum Berg, die verstärkt durch den Bau der Eisenbahnen einsetzte. Vor allem Künstler kamen in die Abgeschiedenheit der Berge und ließen sich auf den Höhen des Schwarzwaldes nieder und zeichneten ein romantisches Bild der Landschaft und ihrer Bewohner in Texten und Versen als Dichter oder als Maler auf die Leinwand. Dies lockte immer mehr Besucher auf die Höhen, die glaubten, dort unverfälschte Natur anzutreffen und diese genießen zu können. Auch wollten sie die Menschen dort oben, ihr Leben und ihre Bräuche kennen lernen, ihre Erzeugnisse kaufen, von den Malern wie Dischler oder Hauptmann u. a. deren Bilder, von den Dichtern wie Auerbach die Schwarzwaldgeschichten, weiter kauften sie Kuckucksuhren und genossen in den entstehenden Hotels die Kirschtorte und den Schwarzwälder Schinken. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam der Skisport in den Schwarzwald, der den Tourismus weiter in Schwung brachte. So entstanden allmählich die Klischees, die zum »Mythos Schwarzwald« wurden, und der sich die Werbung und die Tourismusbranche annahmen und weiterentwickelten, um sie in Reise- und Wanderführer sowie Prospekte einfließen zu lassen. Filme, wie das »Schwarzwaldmädel« taten ein Übriges, nachdem zuvor die Nationalsozialisten den Heimatbegriff zynisch als volkstümliche Fassade ihrer Blut- und Boden-Ideologie übernommen haben

Dem so entstandenen Mythos »Schwarzwald« will die Dokumentationsreihe »Schwarzwaldgeschichten« des SWR nachgehen und sie mit der Wirklichkeit vergleichen.

Aus dieser Dokumentation hat die Journalistin und Schwarzwaldexpertin Silvia Huth, die mit dem Bildautor Peter Sandbiller etliche Bildbände dieser Region erstellt hat, nun ein les- und anschaubares Buch zusammengestellt.

So zeigt sie gleich am Anfang wie die Film-Operette »Schwarzwaldmädel« auf die Schwarzwaldgeschichten des heute fast vergessenen Bestsellerautors Berthold Auerbach zurückzuführen ist, aber auch als Mutter der späteren Heimatfilme gilt. Ferner wie es dem Landschaftsmaler Hans Thoma gelang, seine Karlsruher Studienkollegen und später Lehrerkollegen in sein Bernauer Hochtal zur Motivsuche zu locken und dadurch ganze Generationen von Malern an diesen Ort zu ziehen, dass man fast von einem Künstlerdorf sprechen kann, wie sie dann in Gutach mit der Gutacher Malerkolonie Wirklichkeit wurde. von wo aus der Bollenhut seinen Siegeszug antrat. Es wird weiter geschildert wie bereits im 12. Jahrhundert die großen Klöster als Vorboten der Zivilisation in den Schwarzwald vorgedrungen sind und später ihre prachtvollen Bauten über die ganze Region verteilten, besonders dort wo Bodenschätze zu finden waren, wodurch der Silberbergbau entstand und mit der Glaserzeugung die Glasbläserei. Das Leben der Menschen wird am Beispiel der »Leute vom Steinbachhof«, der vor 900 Jahren bereits in der Nähe von St. Märgen gegründet wurde, gezeigt und der unter Bewahrung der Tradition heute im Computerzeitalter noch besteht. Mit ihm beginnt auch die fünfteilige Dokumentationsreihe des Fernsehens. Mehrere Kapitel nehmen dann das Leben dieser Menschen ein, die einen, die sich als Bauern durchschlagen, die anderen die sich als Taglöhner verdingen müssen, die meisten aber, die sich durch Heimarbeit ein Zubrot verdienen, hauptsächlich durch die holzverarbeitende Schneflerei, aber auch durch das Nähen der Trachten und besonders der Bollenhüte. Das alles

Badische Heimat 2/2013 Buchbesprechungen 397



weckte den Unternehmergeist, ihre als Heimwerker oder Kleingewerbler erzeugten Waren im Tal zu verkaufen, durch die bekannt gewordenen Träger, die auf ihren Heimwegen die erste Holzuhr, hinter Glas gemalten Heiligenbildchen aus Böhmen mitbrachten, aus Bayern Geigen, aus Italien Strohgeflechte.

So entstanden allmählich Verkaufsgenossenschaften und Handelsdynastien, die aber alle ihre Wurzeln in der Heimarbeit der Höfe haben, selbst als diese in richtige Handwerks- oder Gewerbebetriebe auswuchsen, wie z.B. bei der Familie Ernst Köpfer, die ihre serienmäßige Skiproduktion zunächst in der Hinterstube ihres Wohnhauses in Bernau fertigte. Mancherorts entstand durch weitere Zunahme eine richtige Schwarzwaldindustrie. Aus den Handwebstühlen entwickelte sich die Textilindustrie, nach den ersten Holzuhren, die in Furtwangen gebaut wurden, entstand später die Uhrenindustrie mit Namen wie Junghans oder Kienzle, und nicht zuletzt die Phonoindustrie. Durch die Industrieansiedlung, dafür notwendiger Straßenbau, Müllentsorgung über Deponien und die Flüsse, erfolgte ein starker Landschaftsverbrauch, ja sogar eine Zerstörung derselben und damit auch eine solche der Idyllen, die nach dem 2. Weltkrieg mit den Mythen belegt wurden. Dagegen wehrten sich die Menschen, so dass in jüngster Zeit eine andere Bedeutung des Begriffs Heimat in den Vordergrund rückte. Heimatforscher und Heimatvereine nahmen diese Veränderung auf wie auch der große Landesverein Badische Heimat, dessen Einzugsgebiet der größte Teil des Schwarzwaldes darstellt. So schreibt er auf seine Fahnen einerseits die Pflege der Erinnerungskultur der badischen Geschichte, andererseits die Aktualität des heimatlichen Lebensraumes, d. h. Natur- und Landschaftsschutz, Denkmalpflege, Regional- und Landesgeschichte sowie Volks- und Heimatkunde.

Und damit gelangt die Autorin, ihr Buch sowie die Fernseh-Dokumentation zu einem neuen Heimatgefühl, dessen Credo die Erhaltung und Pflege der Landschaft und ihrer Kultur ist – nicht nur, aber auch des Schwarzwaldes. Symbolisiert wird dies durch eine veränderte überdimensionale 18 m hohe Kuckucksuhr des Offenburger Pop-Art-Künstler Stefan Strumbel, als Eingang zur Ausstellung »Baden! 900 Jahre« im Karlsruher Schloss.

398

Es ist ein Buch, das alle angeht, die Menschen, die im und vom Schwarzwald leben oder diesen besuchen, wie auch die Heimatforscher und / oder Naturschützer.

Rolf Fuhlrott

#### **BIOGRAPHIEN**



Susanne Asoronye (Hrsg.): Feldpost eines Badischen Leib-Grenadiers 1914–1917. Erschienen im Selbstverlag, zu beziehen über www.feldpostbuch.de, € 34,80

Es hat ein wenig gedauert, doch jetzt liegt es endlich vor mir, das mit Spannung erwartete Buch mit dem Titel »Feldpost eines Badischen Leib-Grenadiers, 1914–1917«.

Mit einem Karton, den Susanne Asoronye einst von ihrer Großmutter bekam, fing offenbar alles an. 25 Jahre danach entschloss sie sich, eigenen Angaben zufolge, den Inhalt dieses Kartons einer breiteren Öffentlichkeit in Buchform zu präsentieren. Was ihr ausnehmend gut gelungen ist.

Das Buch handelt im wesentlichen von Briefen, Karten, Dokumenten und einem kleinen Tagebuch des Großonkels der Autorin, des Grenadiers Hermann Friedrich Föller. Dieser wurde im Alter von 20 Jahren im Herbst 1914 zum 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 in Karlsruhe eingezogen und erlag im Alter von knapp 23 Jahren seiner in Frankreich durch eigene Waffen erlittenen und zunächst nicht so schlimm erscheinenden Verwundung. Es war nicht nur das tragische Ereignis, das die Autorin bewegte, sondern vor allem auch die Art und Weise, wie sich Hermann Föller trotz seines jugendlichen Alters in seinen Feldpostbriefen und Feldpostkarten gegenüber seinen Angehörigen gab. Der Leser erfährt, dass er nicht mit Begeisterung, wie anfangs noch üblich, zu den Fahnen eilte, sondern eher pflichtbewusst der Einberufung nachkam.

Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013



Das bei Beginn des 1. Weltkriegs mehr als 3000 Mann starke 1. Badische Regiment kämpfte unter anderem fast neun Monate mit großen Verlusten auf der so genannten Lorettohöhe in der Nähe von Lens, nahm an Schlachten an der Somme und in der Champagne teil, kämpfte auf der Vauxkreuzhöhe vor Verdun und auf dem Kanonenberg. Es hatte gegen Ende des Krieges 2250 Gefallene (und geschätzt etwa 5000 Verwundete und Vermisste, der Verf.) und wurde immer wieder mit »Ersatz« aufgefüllt. Auch Hermann Föller war ein solcher »Ersatz«. Die Autorin beschreibt detailliert und mit allerlei Hintergrundinformationen diese Ereignisse. Selbst der militärisch unkundige Leser wird dadurch sukzessiv sachkundig gemacht, verständig für den Inhalt des Geschriebenen, erfährt die Zusammenhänge, die sich ohne Hintergrundwissen nicht oder nicht ohne weiteres erschlössen. Das ganze ist auch schön fürs Auge gemacht, ermüdet nicht beim Lesen, macht es beinahe unmöglich, das Buch aus der Hand zu legen, bevor man nicht alles gelesen und bestaunt hat. So sind die in Sütterlin geschriebenen Briefe oder Karten oftmals mit abgedruckt und im Anschluss ȟbersetzt«. Abkürzungen und Begriffe sind erläutert, die ohne den geschichtlichen Kontext nicht zu ermitteln gewesen wären. Schließlich war während des Krieges vieles geheim, Orte und militärische Bezeichnungen durften nicht ausgeschrieben werden, denn die Briefe hätten dem Feind in die Hand fallen können. Das Buch besticht durch farbige Bilder über Ausrüstung und Bewaffnung der Grenadiere der damaligen Zeit und Fotos und Postkarten von den Einsatzorten des Leib-Grenadier-Regimentes und seiner Soldaten.

Die Autorin hat die abgedruckten Briefe in den Kontext der einzelnen Ereignisse gebettet, die Situation in der Heimat ausführlich beschrieben, Schlachten erläutert, Fundstellen angegeben und immer wieder elementare Erläuterungen zwischen den einzelnen Schriftstücken eingefügt, ohne die man die Briefe oft nicht verständig lesen könnte. Damit hat Sie erkennbar viel Basisarbeit geleistet und diese Arbeit nach Einschätzung des Verfassers in bravouröser Art und Weise für sich selbst und für den Leser gemacht.

Es fehlt demnach nicht an einer Vorstellung des Leib-Grenadier-Regimentes 109 und seiner Kaserne

in Karlsruhe. Ein Urlaub des Grenadiers Föller in seinem Heimatort Königsbach wird zum Anlass genommen, den Ort in seinem Ortsbild vor nahezu 100 Jahre vorzustellen. Dabei ist alles mit historischen Bildern und Fotos anschaulich dargestellt. Der Großonkel der Autorin schreibt - scheinbar zur Schonung der Angehörigen – oft verhalten über Kampfhandlungen, dann wieder mit viel Humor und Wortwitz, an anderer Stelle ironisch oder sarkastisch. Über seine Grundausbildung verfasst er in seinem Tagebüchlein sogar ein Theaterstück. Im Buch fehlt es auch nicht an der Vorstellung des Königsbacher Kriegshilfsvereins oder Frauenvereins, welche damals sogen. »Liebesgaben« an die Front schickten und auch zu Hause in der Heimat eine wichtige Funktion erfüllten. Die Bedeutung der Truppenfahne wird einer eingehenden Betrachtung unterzogen und man erfährt auch die Geschichte um die Aufstellung des Grenadierdenkmals 1925 in Karlsruhe.

All das wird aufgelockert im Buch beschrieben, natürlich auch das Feldpostwesen mit seiner Organisation und die Schwierigkeiten, die es zu bewältigen hatte. Die Autorin beschreibt den Gaskrieg und der Leser erfährt vom Kampf gegen Ratten, Mäuse und Läuse. Auch der Frontalltag im Stellungskrieg in den Gräben, die durch Witterung, Enge und Waffenwirkung und immerwährender Notwendigkeit im Schanzen entstanden, kommt nicht zu kurz. Die Brotversorgung und Verpflegung der Truppen wird anschaulich dargestellt sowie auch das Eiserne Kreuz, das der Grenadier Föller für seinen Dienst als Essenträger unter ständigem Beschuss im Schlamm der Schlachtfelder und für lebensgefährliche Patrouillen während der Schlacht an der Somme erhielt.

Und immer wieder sind Hermann Föllers Briefe abgedruckt, ein Hauptleitfaden im Buch, um den sich alles an notwendigen Informationen rankt, die ein plastisches Bild der Ereignisse, aber auch vom Denken eines Menschen in der Hölle des Materialkrieges vermitteln. Briefe, in denen er seine Sorge um die Eltern zum Ausdruck bringt und denen er, sichtlich verharmlosend, schlimme Kriegserlebnisse mitteilt. So schreibt er im April 1915 dass die »Franzmänner« auf die Bedeutung des Osterfestes keine Rücksicht nähmen, gleichwohl die Hauptsache sei, dass ihre blödsinnige Schießerei nicht viel Wert

Badische Heimat 2/2013 Buchbesprechungen 399

habe und es ihm sonst gut gehe. Er bittet um Dinge, die es an der Front nicht oder nicht mehr gab, sodass sich aus diesen Schriftstücken auch bedingt die Verschlechterung der Lebenssituation der Soldaten mit fortschreitendem Krieg ersehen lässt. Da wird nicht nur immer wieder Geld erbeten, es werden auch Socken, Unterwäsche, Seife und vor allem Nahrungsmittel angefordert, die die Soldaten sonst kaum noch bekommen konnten oder die schlicht unerschwinglich geworden waren. Hermann Föller wird so letztendlich mit »Gsälz«, »Apfelkiechle«, »Schnitzbrot«, »Kotlett« oder »Rieweleskuche« vom heimatlichen Königsbach aus versorgt.

Der Leser erfährt von einer Woche oder mehr im Graben, in der die Wäsche nicht gewechselt werden konnte, von den Beschwernissen, die Kampf und Bereitschaft nach sich zogen. Er liest von Schlamm, Beschuss, von Verwundung oder Tod von Freunden, vom Treffen mit Nachbarn aus Königsbach an der Front, welche gleichfalls eingezogen waren und Dienst taten. Man liest die Hoffnung von zweitem Urlaub 1917, von Ernteurlaub, von der Unabkömmlichstellung auf Antrag seines Arbeitgebers, für den sich die Familie bei der Firma Tronser einsetzte und dem dann doch nicht oder nicht rechtzeitig entsprochen wurde. Die Enttäuschung darüber erfährt der Leser genauso wie immer wieder von der Hoffnung auf Heimkehr, Frieden und Familienleben mit seiner Braut Kätchen. Diktion und Schriftbild lassen auf einen intelligenten Menschen schließen, der der Notwendigkeit, aber nicht einem Kadavergehorsam folgte. Einem jungen Mann, der für seine Kameraden einstand wie sie für ihn und nur einmal in den mehr als zweieinhalb Jahren Fronturlaub bekam, der für seine gefahrvolle Tätigkeit ausgezeichnet wurde und sich darüber freute. Alles endet dann mit Verwundung, der Todesnachricht von Lazarett, Feldwebel und Kompaniechef und Briefen diverser Behörden.

Nicht nur die Aufmachung und Gestaltung der einzelnen Seiten zeigt, dass die Autorin Grafik-Designerin ist, auch die drucktechnische Herstellung des Buches im Format DIN A5 ist vom Feinsten. Die fast 400 Seiten sind auf seidenmattem Papier gedruckt und der durchgängig aufgebrachte Drucklack sorgt für eine Versiegelung des Druckes und eine gute Haptik. Das Buch ist mit Hardcover gefer-

tigt und fadengeheftet. Die zusätzliche Hochglanzfolienbeschichtung des festen Einbands zeugt auch hier – neben dem professionellen Coverdesign – von der hochwertigen Fertigung.

Es gibt viele Bücher von Kriegsteilnehmern, die detailliert nicht nur objektive Kriegsverläufe, sondern auch subjektive Erlebnisse aller Art schildern; Jünger, Ettighoffer, von Brandis, Blöhm, Weckerling u.v.a.m., eher Lebensläufen im Krieg gleichkommend, es gibt auch schon sehr früh veröffentlichte »Kriegsbriefe gefallener Studenten«, die Motivation und Erlebnisse junger Menschen hauptsächlich der gehobenen Mittelschicht in der damaligen Zeit an der Front schildern. Das vorliegende Buch füllt nach Auffassung des Verfassers eine Lücke in all dem, weil es die Sorgen und Nöte eines jungen Soldaten des einfachen Bürgertums an der Front wieder sichtbar macht. Weil es ein Leben aus einem Karton heraushebt, dem Vergessen entreißt, wenigstens diesen jungen Grenadier, dieses Schicksal nicht im Dunkel der Zeit belässt.

Frau Asoronye hat viel Arbeit leisten müssen, um dieses nicht nur für die Region bedeutsame Werk zu schaffen. Rund 360 Briefe waren aus dem Sütterlin, einer seltenen Schriftart, die nur knapp 35 Jahre in Deutschland geschrieben wurde, in unsere heutige Schrift zu übertragen. Alle militärischen Begriffe waren neu für sie. Was ist ein Bataillon, ein Regiment, was eine Brigade oder eine Division? Die Schlachten und Gefechte des 1. Weltkriegs sowie die Regimentsgeschichte der badischen 109er im Speziellen waren in Erfahrung zu bringen, ohne die die Zeilen von Hermann Föller kaum oder gar nicht verstanden werden konnten. Sie hat sich der Mühe unterzogen, die Kriegsteilnehmer aus dem Heimatort zu recherchieren, sodass es ihr gelungen ist, mehrere hundert Königsbacher Soldaten im Buch, viele mit Bild und Kurzvita, vorzustellen.

Das Buch ist klar strukturiert, dabei abwechslungsreich und mehr als reichlich bebildert. Der geneigte Leser wird sachkundig durch die Texte von Hermann geleitet, es bleiben am Ende keine Fragen offen – außer die üblichen philosophischen nach dem Sinn des Krieges und dem Sinn des Lebens. Und – die »Feldpost eines Badischen Leib-Grenadiers« weckt Emotionen und berührt. Vom Auflachen bei

400 Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013



besonders humorvollen Wortspielen bis zur miterlebten Trauer der Angehörigen.

Nach Meinung des Verfassers ist Frau Susanne Asoronye mit ihrem Buch - auch unter militärgeschichtlichen Gesichtspunkten - ein weit über die Region hinaus bedeutsames Werk gelungen, welches zudem von besonderer kulturhistorischer Bedeutsamkeit ist. Interessant geschrieben, reichlich bebildert und mit einer Fülle von Informationen, das dem Pflichtbewusstsein entsprungene Denken und Handeln eines Soldaten der damaligen Zeit in Krieg und Materialschlacht vermittelt. Auch das »Hausregiment« des ehemaligen Großherzogtums Baden wird wieder, seiner militärischen Bedeutung entsprechend, in Erinnerung gebracht, genau wie die anderen badischen Regimenter an der Westfront, zum Beispiel die Kaisergrenadiere vom Infanterieregiment 110 aus Mannheim oder die 40er Füsiliere, die mit den »109ern« an den Kämpfen und Schlachten beteiligt waren.

Das Buch hat einfach gefehlt. Gut, dass die Autorin den Karton nicht wie so viele vor ihr im Laufe der Zeit weggegeben oder weggeworfen hat. Schön, dass es dieses Buch jetzt als Ergänzung der Kriegs- und Heimatgeschichte gibt.

Herbert Werner Theisen



Förster, Katja: Josef Durm. – Karlsruhe: Info Verlag 2012, 80 S. (Karlsruher Köpfe. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd. 1), ISBN 978-3-88190-703-3, € 12,80

Es ist eigentlich erstaunlich, dass es für den letzten großen Architekten des Historismus in Baden außer der umfangreichen Dissertation von Ulrike Grammbitter keine Buchpublikation gibt, die auch für den Nicht-Fachmann Zugang zur Person und dem reichen Werk dieses unermüdlichen Baumeisters ermöglicht. Dies geschieht nun endlich mit dem von Katja Förster vorgelegten Buch über den Werdegang

Durms und seiner Tätigkeit als Architekt, Hochschullehrer und Baugeschichtler in einer verständlichen Sprache zusätzlich mit einem Glossar für den Laien und einem kleinen ausgewählten Quellenverzeichnis mit 16 Literaturstellen von und über Durm und seine Werke. Ein Anmerkungsteil von über 100 Zitaten bietet auch dem Fachmann zusätzliche Einsichten. Das Buch besticht ferner durch über 50 ausgezeichnete, oftmals ganzseitiger Abbildungen von Durms Bauten, leider allerdings ohne Grundrisse – bis auf einen, den des Karlsruher Friedhofs.

Nun ist diesem Repräsentanten des wohlhabenden Bürgertums in der Zeit einer aufblühenden Wirtschaft und immer barocker werdenden Lebens mit seinen historischen Stilen ein eigenes Buch gewidmet, sogar in einer neuen Reihe des Stadtarchivs »Karlsruher Köpfe«. Warum es so lange gedauert hat und warum es einer neuen Schriftenreihe bedarf, bleibt unerklärt. Initiierte man doch schon vor 30 Jahren mit der Reihe »Karlsruher Beiträge« eine ähnliche Serie in der im Band 1/1981 neben anderen Karlsruher Architekten auch Josef Durm schon gewürdigt wurde.

Letzterer gilt als Bindeglied zwischen der Weinbrenner-Schule und den modernen Architekten nach 1900. Zwar sprengte er oftmals den vorgegebenen historischen Rahmen des Weinbrenner-Klassizismus mit seinen Monumentalbauten, so dass die Kritik im Laufe seines Wirkens immer stärker wurde. Diese galt sowohl seiner Amtsführung als Baudirektor, der seit 1887 für ganz Baden zuständig war, als auch seiner Architekturauffassung in der Lehre als Professor an der Polytechnischen Schule. Aber davon erfährt der Leser nur am Rande etwas, obwohl das Formenprogramm seiner Renaissance-Architektur wie auch der aus Frankreich einfließende Neo-Barock nach der Jahrhundertwende nicht mehr gefragt waren. Aber das Buch zeigt die ungeheuere Schaffenskraft dieses Architekten. Es beginnt mit der Kindheit des 1837 in Karlsruhe Geborenen, über die wenig bekannt ist und daher auch wenig berichtet wird, fährt fort über die Schulausbildung und schließlich zum Abschluss am Gymnasium Illustre, was zum Studium an der jungst errichteten Polytechnischen Schule führte. Nach Abschluss des Architekturstudiums folgt eine zweijährige Italienreise, danach erste

Badische Heimat 2/2013 Buchbesprechungen 401



Bauentwürfe in Mainz und nach weiteren zwei Jahren Rückkehr nach Karlsruhe, wo er in den Öffentlichen Dienst eintrat. Daneben avancierte er zum Lehrer an der Polytechnischen Schule, wurde trotz unterschiedlicher Ansichten über Architekturtheorie zum Professor ernannt und konnte durch Ausschlagen von Rufen nach Darmstadt, München und Berlin bessere Bedingungen für sich und seine mit 40 Jahren gegründete Familie aushandeln.

Sein Bekanntheitsgrad wuchs mit seinen öffentlichen Bauten auch, von denen es allein in Karlsruhe einst 29 waren, die z. T. monumentale Ausmaße hatten. Alle diese Bauten werden in chronologischer Reihenfolge geschildert, angefangen mit den Wohnund Geschäftshäusern bis hin zu den öffentlichen Gebäuden, die schließlich zur Auseinandersetzung mit dem Hof führten, ausführlicher beschrieben die in Karlsruhe, weniger ausführlich die in anderen Städten Badens, angefangen ganz im Süden bei Scheffels Wohnhaus in Radolfzell, weiter über die evangelischen Kirchen in Schopfheim und Badenweiler, der katholischen Kirche St. Johann in Freiburg bis zur Universitätsbibliothek in Heidelberg, also die über ganz Baden reichen, aber wie gesagt, leider ohne Grundrisse, die die Funktionalität hätten deutlich machen können. Eingegangen wird weiterhin auf seine Lehrtätigkeit als Professor, seine Beteiligung an der Herausgabe des 30-bändigen Handbuchs der Architektur wie als Autor darin und seiner eigenen bauhistorischen Publikationen zur italienischen Renaissance.

Alles in allem, ein kurzgefasstes Buch, das aber an Hand der vielen dargestellten Bauten die ungeheure Schaffenskraft Durms zeigt, aber auch wie seine starke Persönlichkeit in Widerstreit mit Kollegen und dem Hof geriet, weshalb er trotzdem vom Großherzog den Orden zum Zähringer Löwen erhielt. Außerdem ist es erstaunlich, dass er dann noch Zeit hatte, große gesellschaftliche Kontakte mit vielen Größen seiner Zeit wie Feuerbach, Steinhäuser, Kanoldt oder Victor von Scheffel im Familienkreis und Garten seiner Dienstwohnung in der von Weinbrenner erbauten Staatlichen Münze zu pflegen.

Also ein Buch, dass trotz seiner Kurzfassung das Werden und Wirken eines großen Architekten und die Größe dieser Persönlichkeit aufzeigt. Es wird sicher alle die interessieren, die sich mit der Baugeschichte Karlsruhes befassen. Rolf Fuhlrott



Hopfenduft und Butterbrezel. Karlsruher Kinder erzählen. Herausgegeben von Doris Lott. – Karlsruhe: Info Verlag 2012, 246 S., gebunden, Lindemanns Bibliothek, Bd. 174. ISBN 978-3-88190-702-6, € 14,80

Bücher von Doris Lott sind meist mit Liebe und Herz für ihre Heimatstadt Karlsruhe geschrieben, weshalb sie auch gerne von vielen Karlsruhern gelesen werden. Jedoch der Run auf dieses jüngste Buch war unerwartet und außergewöhnlich. Schon der Andrang bei der öffentlichen Präsentation sprengte den Rahmen des feinen Antiquariats A & S Bücherland in der Karlsruher Oststadt. An die 200 Zuhörer waren gekommen, um großenteils stehend die Leseproben einiger prominenter »Karlsruher Kinder« zu hören. Ebenso unerwartet war für den Verlag der Kaufrausch in der Vorweihnachtszeit, dass die 1. Auflage schon bald vergriffen zu sein scheint.

Woran mag das liegen? Am Titel, der zwar genussträchtig ist, aber nichts aussagt, kann es wahrlich nicht liegen. Auch der Untertitel, wie auch die Coverabbildung mit ihrer Kinderaussage, wohl auch nicht. Aber es hat sich schnell herumgesprochen, dass hinter den Kindheitsgeschichten prominente Persönlichkeiten stehen, die Geschichten aus ihrem Leben erzählen. Das Ganze, zusammengefügt von Doris Lott als Herausgeberin, macht neugierig.

In alphabetischer Reihenfolge treten die Erzähler auf, angefangen von dem SWR-Moderator Markus Brock, weiter über die ehemalige Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle, dem früheren Oberbürgermeister Gerhard Seiler, dem gerade verhinderten OB Ingo Wellenreuther bis hin zum 31., dem Präsi-

402 Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013

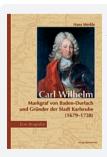


denten der Handwerkskammer und Installateur Joachim Wohlfeil.

Sie alle erzählen kleine Geschichten aus ihrer Kindheit, z. B. wie sie auf den Vater warteten, bis er aus dem Krieg heimkam, der andere, wie er schwimmen lernte und später im Räppele genannten Freibad seine Frau kennen lernte, wieder ein anderer wie er schon als Kind KSC-Fan wurde oder sie, die schon in frühem Kindesalter von der Muse geküsst wurde. Damit durch diese Kindheitserinnerungen aber nicht die Prominenz verloren geht, ist ein ausführliches Autorenverzeichnis angefügt, aus dem man erfährt wer, was, wie geworden ist.

Aber warum dieses starke Interesse? Zum einen zieht der Name Doris Lott, obwohl sie das meiste gar nicht selbst geschrieben hat. Dann der Blick durch ein Schlüsselloch, um zu erfahren, dass die Kindheitserlebnisse der Prominenten meist nicht viel anders sind als die eigenen und der Prominente so zum Bürger wie du und ich wird. Schön wäre es gewesen, wenn die Herausgeberin ein Fazit gezogen hätte aus den Kindheitserinnerungen, nach dem Motto: »So war es damals in Karlsruhe«.

Das Buch befriedigt vorwiegend die Neugierde, drum mag es kaufen wer Lust daran hat. Einen Beitrag zur Geschichte der Stadt Karlsruhe vor ihrem 300. Geburtstag liefern diese Geschichten kaum, allenfalls zu den prominenten Erzählern. Der Rezensent hält es eher für ein Beispiel, wie man so etwas im privaten Bereich einer Großfamilie machen kann und weniger im öffentlichen. Aber der Erfolg gibt Verlag und Herausgeberin wohl recht! Rolf Fuhlrott



Merkle Hans: Carl Wilhelm – Markgraf von Baden-Durlach und Gründer der Stadt Karlsruhe (1679–1738). Eine Biografie – Heidelberg u. a.: Verlag Regionalkultur 2012, 239 S. ISBN 978-3-89735-722-8, € 19,90

Wenn man sich ausnahmsweise diesem Buch von der Rückseite nähert und vom Verlag auf dem hinteren Buchdeckel erfährt, dass es sich hier um die erste umfassende Biografie dieses Stadtgründers handelt, fragt man sich, warum erst fast 300 Jahre nach seinem Tod dieser bedeutende Fürst eine solche Würdigung erfahren soll, und weiter, wann ist eine Biografie eine Biografie, gar eine umfassende, wenn es doch schon früher Lebensbeschreibungen und Lebensbilder dieses Fürsten gab, so dass er weiten Kreisen in seinem Erscheinungsbild bekannt zu sein scheint. Das ist sicher auch in der reichen Legendenbildung um seine Person begründet.

Man darf daher gespannt sein, ob der Autor die Wahrheit finden kann, da er glaubt, als Erster umfassend biografisch tätig zu sein, oder weiter zu den Legenden beiträgt. Dem ersten Anschein nach scheint er auf dem richtigen, historisch wissenschaftlichen Weg zu sein, wenn man das über 300 Nachweise umfassende Literaturverzeichnis ansieht und weiter die über 900 Anmerkungen enthaltenden Fußnoten, was einem manchmal etwas übertrieben vorkommt, alle Aussagen unbedingt belegen zu wollen, um diesem Vorwurf der Legendenbildung vielleicht zu entgehen. Aber dabei fällt auf, dass im Literaturverzeichnis gerade jener Nachweis fehlt, der Anderes belegt1 oder Zitiertes nicht zur Kenntnis genommen wird<sup>2</sup>! Des weiteren sind die Titel vieler Kapitel so allgemein oder populär gefasst, dass man wiederum an die erste Absicht nicht so zu glauben vermag, da es heißt: »Offizier mit Leib und Seele«, »Alles tanzt nach seiner Pfeife«, »Orientalische Paradiesherrlichkeit« oder »Hochzeiten am Fließband«! diese deuten doch eher auf Legenden hin, für das breite Publikum geschrieben. Aber wir werden sehen, wie es der Autor hält?

Er beginnt sehr sachlich und realitätsnah mit der Schilderung der Kindheit in Durlach und der Flucht nach Basel infolge der Kriegszeit mit den Franzosen. Die dortige Ausbildung durch Privatlehrer zeigt den Erbprinzen äußerst talentiert und sprachbegabt. Danach folgt ein Studium in Utrecht, wo er gleich auch freiheitlichere Seiten kennenlernt. Den Abschluss seiner Ausbildung vollendet er unter künstlerischen Gesichtspunkten in Italien, sowie durch Reisen nach England und Schweden, die weitere Grundlagen für seinen späteren Charakter legen. Auch entdeckt er seine Vorliebe zum Militär, so dass er, wie der Autor es nennt, mit Leib und Seele Einsätze als Offizier an

Badische Heimat 2/2013 Buchbesprechungen 403

verschiedenen Kriegsfronten wahrnimmt, was ihn auch gewollt aus der Einflusssphäre des Vaters brachte.

Bei allen diesen Schilderungen kommt erstaunlicherweise die Gründung der eigenen Familie in der Darstellung zu kurz. Fast übersieht man es, dass im Kapitel »Doppelhochzeit« im gleichen Jahr 1697 seine und die Vermählung seiner Schwester stattfinden. Es ist dabei viel die Rede von Verträgen und welche Gelder geflossen sind, aber wenig von Zuneigung, im Gegenteil, die gegenseitige Abneigung der Ehepartner ist nicht zu übersehen, so dass man sich wieder auf dem Legendenweg zu befinden scheint, nach der der Erbprinz seine Neigung, über die Stränge zu schlagen, auslebt. Aber ein tabellarischer Anhang mit den Folgen dieser Nebenwege führt uns überzeugend in den Bereich der Wirklichkeit! Zunächst jedoch soll ein geharnischter Brief des Vaters dann 1699 zur Geburt des Stammhalters geführt haben!

So entsteht für den Autor die schwierige Gratwanderung zwischen Bestätigung der Legenden und Dokumentation vor allem des Privatlebens. Vieles ließ sich durch des Autors unermüdliche Sisyphusarbeit dokumentieren, anderes dagegen bleibt im Ungewissen oder doch ein wenig Spekulation, z.B. wenn er den Fürsten wegen seiner Garten- und Blumenliebe gleich als Romantiker einstuft.

Die eigentliche Bewährungsprobe als Regent kommt für Carl Wilhelm erst nach dem Tod des Vaters 1709, als er »von Gottes Gnaden« eigene Verantwortung für eines der kleinsten Länder mit geringer bäuerlicher Bevölkerung übernehmen muss. Wie ihm dies gelang in engem Kontakt mit dieser Bevölkerung, Toleranz gegenüber Andersgläubigen übend, wie er es in den Niederlanden kennengelernt hatte, den Aufbau einer leistungsfähigen Verwaltung und nach den Kriegen die Sanierung der Staatsfinanzen mittels wirtschaftlicher Verwaltung in Griff zu bekommen, durch eine beispielhafte Forstwirtschaft, Anbau von Tabak und Kartoffeln und schließlich der Errichtung von Manufakturen. Dies alles geschah, vorbereitet für seinen Nachfolger, der es zur Größe eines Großherzogtums führen konnte, mit kaum geglaubten territorialen Ausmaßen, ohne Legenden, sondern meist mit allgemein anerkannten Tatsachen.

Aber wo gehört sie nun hin, die Legende vom eingeschlafenen Fürsten, der von seiner neuen Residenz

in den Rheinniederungen des Hardtwaldes nach einem Jagdausflug träumt? Das darauf gespannte breite Publikum wird enttäuscht. Der Autor bleibt sich treu und meint kurz: »man darf sie getrost beiseite legen« auch diese Legende!

Nach Meinung des Autors plante Carl Wilhelm ganz bewusst, aufgrund seiner persönlichen und politischen Verhältnisse in Durlach seine neue Residenz, d. h. Wohnsitz des Fürsten im Schloss mit anliegender Stadt, draußen in der Rheinebene nördlich der Verbindungsstraße zwischen Durlach und Mühlburg, obwohl Hartleben<sup>2</sup> das bereits 1815 anders gesehen hat wie auch Valdenaire 19313 und Leiber 19901. So ließ der Markgraf seinen Hofbaumeister von Bazendorff entsprechende Pläne vorlegen, so dass am 17. Juni 1715 bereits der Grundstein zum Schlossturm gelegt werden konnte, und schon 1718 erstmals der berühmte Stadtgrundriss mit dem Fächer erschien. Allerdings war die Finanzlage so, dass der Markgraf sich gar keinen Schlossneubau leisten konnte, aber er verband das Projekt günstig mit der Gründung der Stadt, in die er begüterte Bürger warb, die Grundstücke kauften, Häuser bauten, Arbeitsplätze schufen, Handel trieben und schließlich Abgaben zahlten, so dass schnell ein wirtschaftliches Gemeinwesen entstand und auch der Schlossbau vorangetrieben wurde, so dass der Umzug der fürstlichen Verwaltung von Durlach nach Karlsruhe am 16. September 1718 stattfinden konnte. Andere Autoren sehen den Fürsten ausschließlich als Gründer einer neuen Sommerresidenz nahe seinem Jagdrevier, in dessen Nähe Wohngebäude entstanden zur Unterbringung von Gewerbetreibenden während des Sommeraufenthaltes des Fürsten in seinem Lustschloss. So entstand zunächst ungewollt eine Siedlung. die in der Literatur als Orth bezeichnet wird, bis dieser dann zur Stadt erhoben wird. Jedenfalls bedeutete der Umzug 1718 das Ende der Regierungszeit in Durlach wie das eines zwanzigjährigen Zusammenlebens mit seiner Gemahlin Magdalena Wilhelma in der Karlsburg. Nun hatte der fast 40-jährige noch 20 Jahre Zeit, sein fürstliches und privates Leben neu zu gestalten.

Mit unermüdlicher Akribie dokumentiert der Autor aus den Archiven weiter die Paradiesherrlichkeiten, die natürlichen Kinder mit Namen und Daten, den Alltag am Hof, das Leben in der Stadt, die Politik, die Kriege, die erneute Flucht nach Basel, die Schicksalsschläge, je-

404 Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013



denfalls viel, viel Privates, was das Bild des Fürsten ausmacht hin bis zum Schlussakkord am 18. Mai 1738, an dem er seinem Nachfolger gute Voraussetzungen für das weitere Jahrhundert überlassen kann.

So ist durch Hans Merkle zwar eine umfangreiche Biografie dieses barocken Fürsten entstanden, die nun das Bild einer Persönlichkeit zeigt, die stark ihrer Legenden entkleidet, im Licht von mehr Wahrheit mit belegten Dokumenten gesehen werden kann, die aber weiter Fragen offen lässt und deswegen auch nicht umfassend sein kann! Ein Buch, das für den interessierten Laien angenehm lesenswert und für den Historiker und Wissenschaftler aber eine Herausforderung sein muss, der Frage der Stadtgründung erneut nachzugehen, damit dann nach 300 Jahren endlich, die umfassende Biografie erscheinen kann.

#### Anmerkungen:

- 1 Zu einem anderen Ergebnis kommt z. B. Leiber, Gottfried: Vom Jagdsitz zur Stadtanlage. Die städtebauliche Entwicklung Karlsruhes bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. – In: Klar und lichtvoll wie eine Regel. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Katalog einer Ausstellung vom Badischen Landesmuseum 1990, S. 297–312.
- 2 Auch Hartleben äußert sich so, »dass der Erbprinz als Regent eine Sommer-Residenz erbauen wolle ... und es nicht in seinem Sinne lag, eine größere Stadt anzulegen«! Siehe S. 8 in: Hartleben, Theodor: Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen. – Karlsruhe 1815
- 3 Auch Valdenaire äußert sich in diese Richtung: Valdenaire, Arthur: Das Karlsruher Schloss. Hrsg. vom Landesverein Badische Heimat, Bd. 39 Karlsruhe 1931 Rolf Fuhlrott



Fred Ludwig Sepaintner (Hrsg.): Badische Biographien, Band VI, Stuttgart: Kohlhammer Verlag, 2011, 516 Seiten, ISBN 978-3-17-022290-8, € 27,-

Mit dem sechsten Band schließt die Reihe der Badischen Biographien. 1042 Personen sind es, die in den

Badischen Biographien Neuer Folge nun schwarz auf weiß vorgestellt sind: Antreiber sind darunter und Bremser, Kreative und Verwalter, Menschen voll Glanz und Ehre und solche, die Scham verbreiten. Mitläufer und Widerständler, Denker, Querdenker und Quertreiber. Man kann, man muss Geschichte in ihren Strukturen analysieren. Aber man muss Geschichte auch stets von dem aus begreifen, was sie von der Evolution unterscheidet: Das Wirken des Menschen steht im Mittelpunkt jener »Badischen Biographien«, deren sechster und letzter Band der Neuen Folge in Mannheim vorgestellt wurde. Die Reihe selbst ist bereits historisch zu nennen, gehen ihre Ursprünge doch ins 19. Jahrhundert zurück, als Friedrich von Weech damit begann, badische Persönlichkeiten mit dem Werkzeug des Historikers vorzustellen. Seither hat die Geschichtswissenschaft. mehrere Wandlungen durchlaufen, denen sich auch der aktuelle Herausgeber der Reihe, der Historiker Fred Ludwig Sepaintner, im Vorwort stellt. Die Rolle der Biografik atmete früher noch den Geist der Hofberichterstattung – nur »positive« Biographien waren Bestandteil der älteren Bände, so Sepaintner. Heute finden sich in den stets gleich aufgemachten Büchern mehr und mehr »negative Bedeutungsträger« - vor allem, aber nicht nur: NS-Belastete.

Wie segensreich die Badischen Biographien mit diesem Profil sein können, das haben viele Historiker und Heimatkundler schon erfahren, die bei ihren Forschungen auf Namen stießen und diese zunächst nicht einzuordnen wussten. Ein Blick in das lexikalische Werk der Badischen Biographien klärt auf, ordnet ein, führt weiter. Wie unterhaltsam sie aber auch sein können, das erfährt nur ein geduldiger Leser. Denn der Zugang zu den Bänden ist so einfach nicht: Kein Foto dient als Eye-catcher, keine Überschrift gibt einen Fingerzeig, geschweige denn, dass ein Zwischentitel die nicht selten bleischwarzen Seiten gliedert. So versteckt sich der Charme, den Menschliches versprüht und der Individuelles transportiert – oder einfach nur das Schicksalhafte – in nicht selten drögen Sätzen. Aber es ist wie so oft: wer sich durchfrisst, wird belohnt.

Wer kennt etwa Walter Bensemann? Fußballfans haben ihm viel zu danken, allen voran der »Kicker«, ohne den heute manches Spiel auf dem grünen Rasen

Badische Heimat 2/2013 Buchbesprechungen 405

weniger kenntnisreich kommentiert würde. Walter Bensemann hatte schon früh Feuer gefangen für das Spiel mit dem runden Leder. Als in vielen deutschen Städten noch Öde in Sachen Fußball herrschte, gründete er den ersten Fußballclub in Karlsruhe mit dem wenig badischen Titel »International Footballclub Karlsruhe«. Das war anno 1889. Nach Karlsruhe hob der Kaufmannssohn bald auch in Freiburg, Heidelberg und Mannheim Clubs aus der Taufe, selbst beim MTV München, aus dem später der renommierte FC Bayern München werden sollte, stand Bensemann Pate.

Ein paar Seiten weiter schildern die »Badischen Biographien« das dramatische Schicksal des Mannheimer Widerstandskämpfers Georg Lechleiter. Der aus Appenweier stammende Schriftsetzer baute die bedeutendste kommunistische Widerstandsgruppe im deutschen Südwesten auf. Ein intelligentes System kleiner Gruppierungen, die zentral gesteuert wurden. Wahrscheinlich war es Verrat, der die Gruppe auffliegen ließ. Lechleiter starb in Stuttgart 1942 durch das Fallbeil.

152 Kurzbiografien vereint der neueste Band, darunter viele Wissenschaftler. Fabrikanten, wie die Brüder Bilfinger, die den noch heute blühenden Konzern gründeten. Oder die Bierbrauer Ganter, Sinner und Moninger. Politiker sind vertreten und Kirchenleute wie der Freiburger Erzbischof Fritz. Mit Josef Fendel wird ein Reeder porträtiert, der die Tankschifffahrt auf dem Rhein etablierte und mit Hellmut Eichrodt ein Grafiker, dessen Werke etliche Karl-May-Bände zierten. Kurios wirkt die Vita Walter Hohmanns, der als Bauingenieur ein Leben lang energisch und exakt über Weltraumflüge forschte - lange bevor die erste Rakete abhob. Der Mann aus dem Odenwald starb 1945, aber seine Erkenntnisse begleiten noch heute Astronauten ins All. So rundet Band VI eine charmante Vielfalt an Individuen, die Geschichte schrieben und es oft nur zu einer relativen Bekanntheit schafften. Aber es finden auch besonders prägende Gestalten wie die Philosophin Edith Stein, die als Jüdin zum katholischen Glauben übertrat, in Freiburg forschte, in Speyer lehrte und 1942 unter der NS-Diktatur in Auschwitz den Tod fand.

Personengeschichten sind – so der Herausgeber – problematisch, um mit ihnen Entwicklungslinien der

Geschichte zu verdeutlichen. Aber gerade Band VI illustriert mit seinen Biographien, wie Menschen in außergewöhnlichen Umständen reagieren. Das zeigt sich entlarvend in den Forscherporträts all jener Jahre, in denen die hehre Wissenschaft mit dem tumben Geist des Nationalsozialismus zusammentraf und individuelle Entscheidungen erforderlich machte – die individueller nicht ausfallen könnten.

Der zuvor für den Nobelpreis vorgeschlagene Physiker Wolfgang Gaede versucht Anschuldigungen wegen politischer Unzuverlässigkeit zurückzuweisen, indem er sich den Nazis gegenüber als politisch infantil verteidigen lässt. Der Mathematiker Gerhard Haenzel wählt unter Druck geraten den Freitod, um einer Verurteilung als Staatsfeind zu entgehen und so seiner Familie wenigstens die Hinterbliebenenpension zu sichern. Der Medizinprofessor Martin Kirschner betrat stets mit einem Präparat in Händen den Hörsaal, um den Hitlergruß nicht leisten zu müssen. Der Jurist Karl Buzengeiger gab seine Vorbehalte gegenüber dem Regime auf und setzte seine Karriere unter dem Nationalsozialismus fort.

Fred Ludwig Sepaintner hat mit seiner straffen Redaktion in Fortführung der Arbeit von Bernd Ottnad dafür gesorgt, dass die Einträge stringent und straff geblieben sind. An manchen Stellen merkt man, welche gewaltige Arbeit dafür nötig ist. Schließlich führt gerade der sechste Band die Viten etlicher Fachwissenschaftler auf, denen die jeweiligen Verfasser gerne eine so lückenlose Schilderung ihrer wissenschaftlichen Leistung angedeihen lassen mögen, dass der Raum arg strapaziert wird. Sepaintner sorgt aber auch dafür, dass die Biographien erfreulich sachlich dargestellt und Würdigungen und Wertungen vorsichtig gewählt werden. Aus gutem Grund, denn die Urteile über Menschen sind nicht einfach, die Zwischentöne zwischen »positiv« und »negativ« oft verwischt und aus den nicht selten bescheidenen Quellen auch gar nicht zu erfassen. Zuweilen stehen aber auch nicht alle in der weiten Autorenschar mit derselben selbstlosen Distanz den Biographierten gegenüber. Was immer mal wieder zu dem Schlussappell führt, diese oder jene Person sei es »wert, sich ihrer zu erinnern.«

Die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg wird die Reihe nicht ersatz-

406 Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013



los einstellen, sondern in den »Baden-Württembergischen Biographien« aufgehen lassen. Klaus Gaßner



Parzer, Sebastian: Die frühen Jahre von Friedrich Engelhorn 1821–1864. Schüler, Goldschmied, Kommandant der Bürgerwehr und Gasfabrikant. Friedrich Engelhorn-Archiv e. V. Mannheim (Hrsg.). Werner: Worms, 2012, 136 Seiten, Leineneinband, 66, z. T. farbige Abbildungen,

ISBN 978-3-88462-319-0, € 25,-

Friedrich Engelhorn (1821–1902), der Gründer der BASF, ist die wohl erfolgreichste aus Mannheim stammende Unternehmerpersönlichkeit. Über seine frühe Lebenssituation wurde bisher sehr wenig veröffentlicht. Es ist das Verdienst des Autors, in diesem Buch von der Zeit zu berichten, bevor Engelhorn als 44-jähriger die heutige Weltfirma schuf, und frühere Unternehmungen Engelhorns zu dokumentieren, die ebenfalls Geschichte schrieben und als verdienstvoll einzustufen sind.

Als Sohn eines Gastwirts im Quadrat P5 in gutbürgerliche Verhältnisse hineingeboren, besuchte der junge Friedrich die Volksschule in R 2 und danach das Lyzeum in A 4. Nach Jahren als nur mittelmäßiger Schüler und einem abrupten Schulabbruch, nach der Ausbildung zum Goldschmied und Wanderjahren, die ihn bis nach Paris führten, legte er 1846 in Mannheim die Meisterprüfung ab, heiratete das Jahr darauf und eröffnete ein Goldschmiedegeschäft. Durch die Umbrüche der 1848er Revolution gingen die Geschäfte so schlecht, dass er bald nach anderen Verdienstmöglichkeiten Ausschau hielt; sein besonderes Interesse galt der in Mannheim in der Aufbauphase stehenden Gasbeleuchtung. In K 6 errichtete er die Gasfabrik Engelhorn & Comp., betätigte sich jedoch weiterhin als »Goldarbeiter« und behielt in den Anfängen der Gasfabrik ein zweites berufliches Standbein bei.

Eine wesentliche Rolle spielte er in der Revolution von 1848/49. Engelhorn trat der von der Stadt auf-

gestellten liberal-konservativ geprägten Bürgerwehr bei und wurde im Herbst 1848 zum »Oberleitmann« gewählt. Die Bürgerwehr versuchte, radikalere Gruppen in ihren Grenzen zu halten. Sein Einsatz in der Bürgerwehr gab ihm die Gelegenheit, seine Begabung für »energische Maßregeln« und sein gutes Gespür für den richtigen Zeitpunkt unter Beweis zu stellen. Im Bestreben, Mannheim am Ende der Revolution aus den näher rückenden Kriegsereignissen zwischen der preußischen Interventionsarmee und den Aufständischen herauszuhalten, wurde er zum wichtigsten Verfechter der Gegenrevolution. Im Juni 1849, kurz vor der Niederschlagung der Revolution durch die einmarschierenden Preußen, übertrug man ihm den Oberbefehl über die Mannheimer Bürgerwehr. Geschickt nutzte er die Wirren der Gefechte und rettete mit Hilfe übergelaufener Dragoner die reich gefüllte Kasse der Regierung des Unterrheinkreises, mit der die Revolutionäre unter Adolph von Trützschler fliehen wollten. Am 22. Juni 1849 entschied sich für Mannheim der Ausgang der Revolution. Engelhorn gelang es mit List, die Kanonen in die Hände der Gegenrevolutionäre zu spielen. Durch sein energisches Vorgehen konnte er sinnloses Blutvergießen vermeiden und eine erneute Zerstörung der Stadt verhindern. An diesem Schicksalstag hat sich Friedrich Engelhorn durch sein energisches Vorgehen »unstreitig um Mannheim verdient gemacht« und eine Katastrophe abgewendet. Adolph von Trützschler und andere Aufständische dagegen wurden festgenommen; er und vier andere Aufständische wurden hingerichtet. Engelhorn lehnte Ehrungen bezüglich seiner Rolle während der Kämpfe ab und »war froh, nicht genannt zu sein«.

Nach der Revolution verfolgte Engelhorn seine beruflichen Pläne weiter. Mit der Stadt und anderen Partnern schloss er 1851 einen Vertrag über den Bau eines mit Kohle betriebenen Gaswerks auf K 6 und die Erstellung eines Leitungsnetzes. Die Baustelle und die Verlegung des Rohrnetzes schritten rasch voran. Schon im Dezember erstrahlte bei einem feierlichen Probeleuchten am Turm des Kaufhauses am Paradeplatz eine künstliche Sonne und der Schriftzug »Und es ward Licht«. Schon nach wenigen Jahren brannten in Mannheim 670 mit Gas betriebene Straßenlaternen und rund 6000 »Privatflam-

Badische Heimat 2/2013 Buchbesprechungen 407

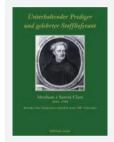


men«. Zahlreiche Fabriken, der Pfälzer Hof am Paradeplatz, öffentliche Gebäude und Privatwohnungen waren mit Gas beleuchtet. Gaslicht ersetzte die bisher üblichen Kerzen und Öllampen. Ab 1852 erhoben sich unter Anteilnahme der Bevölkerung Großballone neben der Gasfabrik, die den Luftfahrtpionieren das nötige Auftriebmittel lieferte.

Das Gaswerk erwies sich als durchschlagender Erfolg. Engelhorn konnte alle Schulden bezahlen und sich an anderen Mannheimer Firmenunternehmungen beteiligen. Zahlreiche Fabriken ließen sich damals in den äußeren Quadraten nieder, die durch die Schleifung des Festungsgürtels frei geworden waren. 1866 trat Engelhorn aus dem kommunalen Gaswerk aus: Zerwürfnisse mit seinem Teilhaber und das Aufkommen des Petroleums in Konkurrenz zur Gasbeleuchtung brachten ihn dazu, sein Interesse auf die Chemieindustrie zu richten. Die bei der Gasherstellung anfallenden Abfallprodukte, neben Koks war dies vor allem Teer, waren in den Blickpunkt der Forscher geraten. Aus dem Teer konnte man inzwischen Anilin als Ausgangsprodukt für Farbstoffe gewinnen. Friedrich Engelhorn erwarb die Konzession zur Anilinproduktion, kaufte die ehemalige Zinkhütte auf dem Pestbuckel im Jungbusch ganz in der Nähe seiner Gasfabrik und begann mit seinen Teilhabern Carl Clemm und Otto Dyckerhoff die Produktion von Anilin und Anilinfarben. Die Vorgängerfabrik der BASF auf dem an die große Pest von 1666 erinnernden Pestbuckel im Jungbusch wurde dann 1865 bekanntlich in Ludwigshafen neu gegründet.

Der Autor Sebastian Parzer legt ein kurzweilig zu lesendes und facettenreiches Buch vor, das die frühe Mannheimer Industriegeschichte ebenso beleuchtet wie den Menschen Friedrich Engelhorn, der seine Rollen in der 1848-er Revolution, als Unternehmer, als besorgter Familienvater und als Mitglieder der Mannheimer »guten Gesellschaft« sehr erfolgreich beherrschte. Mit viel Sinn für Details und Anschaulichkeit würzt Parzer seine Ausführungen mit zeitgenössischen Erinnerungen. Beispielsweise werden im Kapitel »Elternhaus und Schulzeit« die täglichen Plänkeleien zwischen der katholischen und der evangelischen Jugend auf dem Schulweg in den Quadraten von Zeugenberichten belegt.

Ein bemerkenswertes Buch, das auch optisch (dezentes Format, roter Leineneinband mit Goldprägung) anspricht und mit den beiden vorausgegangenen Veröffentlichungen des Friedrich Engelhorn-Archivs (beide Tobias Möllmer: »Grabmale der Familie Engelhorn« und »Das Palais Engelhorn in Mannheim«) eine Reihe von stadtgeschichtlichen Kleinodien bildet, die in keiner Mannheim-Sammlung fehlen sollte.



Anton Philipp Knittel (Hrsg.): »Unterhaltender Prediger und gelehrter Stofflieferant«. Abraham a Sancta Clara (1644–1709). Beiträge eines Symposions anlässlich seines 300. Todestages. 264 Seiten, Eggingen: Isele 2012, ISBN 978-3-86142-530-4, € 18,-

Abraham a Sancta Clara wurde, damals als Johann Ulrich Megerle, am 2. Juli 1644 in der Gastwirtschaft »Zur Traube« in Kreenheinstetten bei Meßkirch geboren. »Wie passt eigentlich dieser so überschäumende, witzige, wortgewaltige Mann mit seiner barocken unerschöpflichen Fantasie in diese einsilbige Gegend?« So fragte sich Conrad Gröber, der spätere Erzbischof von Freiburg, der selber aus Meßkirch stammte; und auch auf seine Frage – aber eben nicht nur auf sie – antwortete ein internationales und interdisziplinäres Symposion, das im März 2009 in jenem Kreenheinstetten stattfand und dessen Ergebnisse hier im Druck vorgelegt werden.

Die insgesamt zehn Autorinnen und Autoren hellen die Herkunft und den Hintergrund Adams auf und gehen seinem Bildungsgang nach; sie zeigen ihn als Ordensmann, als populären Prediger in Wien und als Verfasser seiner nicht minder populären Werke. Die Lehren, die er vortrug, zeichneten sich freilich nicht durch theologische Tiefe aus; schon eher durch die überbordende Fülle von Beispielen aus Literatur und Leben, mit denen er sie illustrierte; und am meisten durch die sprachliche Virtuosität, mit der er sie instrumentierte. Abraham konnte,

408 Buchbesprechungen Badische Heimat 2/2013



wenn er wollte, alle Register der Rhetorik ziehen und zum Klingen bringen; seine Wortgewalt hatte nicht ihresgleichen, und sie allein macht, dass sich das Lesen in seinen Schriften immer noch lohnt. Im Oktober 1798 schrieb Schiller an Goethe, der ihn auf Abraham hingewiesen hatte, dieser sei »ein prächtiges Original«, und es sei »eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm zugleich in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach- oder gar zuvorzutun«. Aber an den originalen und originellen Augustiner reichte sein Kapuziner in »Wallensteins Lager« dann doch nicht ganz heran.

Es ist das Verdienst des Symposiums und des jetzt vorgelegten Bandes, den einst berühmten, jetzt kaum noch bekannten Abraham a Sancta Clara wieder sichtbar gemacht zu haben; dazu trugen alle Referentinnen und Referenten auf ihre jeweilige Weise bei. Ihre Beiträge im einzelnen zu nennen, zu werten und zusammenfassend auf den Begriff zu bringen, konnte nicht das Ziel dieser Rezension sein, wohl aber, empfehlend auf sie und vor allem auf ihren Gegenstand hinzuweisen. Hier wurde ein neuer, längst fälliger Anfang gemacht, und zwar auf durchweg hohem Niveau.

Und was die von Conrad Gröber gestellte Frage betrifft, so erlaubt sich der Rezensent zum Schluss den neuerlichen Hinweis darauf, dass Abraham seine frühe Prägung in einer Gastwirtschaft erfahren hat – als einer der ersten von so vielen deutschen Dichtern und Malern. »Gastwirtssöhne sind im Vorteil.«

Johannes Werner



Schulz, Urte: Das schwarze Schaf des Hauses Baden. Markgraf Eduard Fortunatus. Casimir Katz: Gernsbach, 2012, 224 Seiten, geb. mit Schutzumschlag, zahlr. Abb., ISBN 978-3-938047-61-3, € 26,80

Im Vorwort betont die Autorin, sie hätte »nicht die Absicht gehabt, eine geschichtswissenschaftliche Schrift zu verfassen«, wenngleich sie sich ausführlich auf Quellen stützt und eine umfangreiche Literatur, vor allem aus dem 18. und 19. Jahrhundert, auswertet. Angeregt durch Sagen, deren sie einige herausgegeben hat, stieß sie auf das unerfreuliche Schicksal dieses Markgrafen, dessen Untaten in seinem 35-jährigen Leben allein kein Buch füllen könnte. Daher wird ein großer Bogen geschlagen, und die Leser sollen in die Welt des ausgehenden 16. Jahrhunderts manche Einblicke erhalten.

So wird zunächst die Teilung der Markgrafschaft unter Christoph I. wie die Hochzeit und Ehe Christophs II. von Baden-Rodemachern mit Cäcilia, der schwedischen Prinzessin, mit all ihren Unbillen beschrieben, die Eltern Eduards, dem sie den Namen Fortunatus gaben. Vielleicht liegt in der unruhigen Kindheit einer exzentrischen Mutter und dem Vater, den der 10-jährige bereits verlor, ein Grund für den brüchigen Charakter seines Sohnes.

Neben dieser schwedischen Szene folgt ein ausführliches Lebensbild von Eduards Cousine Jakobe, die Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg heiratete. Da wird neben dem Luxus an den Höfen vor dem Dreißigjährigen Krieg auch der Hexenwahn geschildert, eine europäische Woge, die nicht nur die katholischen Länder erreichte.

Nun endlich Eduard Fortunatus, der Sibylle von Jülich-Kleve-Berg heiraten sollte, die ihn aber ob seines liederlichen Lebenswandels ablehnte. Das Kapitel über die »seltsame Eheschließung« Eduards mit seiner Geliebten Maria van Eicken zeigt die Hinfälligkeit jener Amouren, ein Frauenschicksal wie das der unglücklichen Jakobe in dieser patriarchalischen Zeit

Höhepunkt ist die Auseinandersetzung zwischen Eduard und seinem Vetter Ernst Friedrich von Baden-Durlach, der im Auftrag des Kaisers 1594 die bankrotte Markgrafschaft Baden als Sequesterverwalter besetzte. Ausführlich wird aus dem »Grundtlicher ... Bericht« zitiert, wo die ganzen Missstände der ungewöhnlichen Verschuldung angesichts einer luxuriösen Hofhaltung und fortwährender Reisen beschrieben wird. Hinzu kommt die Falschmünzerei, später das Strauchrittertum, die Mordanschläge, die Giftmischerei, die wie Requisiten eines Horrorkabinetts erscheinen.



Der entmachtete Abenteurer verdingte sich 1598 dem schwedischen Vetter Sigismund III. Wasa, König von Polen, bis er 1600, wohl trunken, eine Treppe herabstürzte und sich das Genick brach.

Das Buch bietet also viel Kulturgeschichtliches, ein Exkurs gilt allein den Zuständen an anderen Höfen, um damit das Umfeld der Titelfigur zu charakterisieren, dabei ganz auf den Vormärzhistoriker Wolfgang Menzel gestützt, der um 1848 sich freilich bewusst dem höfischen Sittenverfall widmete.

Im Literaturverzeichnis vermisst man den Verweis auf das Handbuch der baden-württembergischen Geschichte und auf das Lebensbild »Eduard Fortunatus« von Wilhelm Muschka in »Lebensbilder aus Baden-Württemberg« 2005.

Im Anhang erscheinen Auszüge aus Sagen, und damit wird noch einmal der geschichtspädagogische Charakter dieser Schrift deutlich, mit der ein größerer Leserkreis in eine selten so gängig beschriebene Vergangenheit eintauchen kann.

Leonhard Müller



Dominik Siegwart: Konrad Siegwart, der Bäckermeister von Fützen, 186 S., Shaker Media, 2009, ISBN 978-3-86858-492-9, € 29,90

Im Mittelpunkt der Familienchronik steht die Biographie von Konrad Siegwart, dem Großvater des Autors, dem er 72 Seiten gewidmet hat. 1910 als Sohn eines Landwirts und Bahnarbeiters geboren, eröffnete er in Fützen an der »Sauschwänzlebahn« 1934 die erste Bäckerei, die er bis zum Ruhestand im Alter von 68 Jahren bis 1978 betrieben hat. Mit Beginn des 2. Weltkrieges wurde er nicht sofort zum Militärdienst eingezogen. Dafür musste er für die Soldaten an der Schweizer Grenze jeden Mittag in der Bäckerei Knöpfle in Blumberg 400 kg Brot backen und war dadurch einer enormen

psychischen Belastung ausgesetzt. Im Mai 1941 wurde Konrad Siegwart zum Militärdienst in ein Infanterieregiment nach Donaueschingen eingezogen. Schon nach 3 Wochen Grundausbildung kam er als Kompaniemelder zu Fuß nach Angoulême/Frankreich.

Nach dem Ausstieg Italiens aus dem 2. Weltkrieg am 8.9.1943 und der Landung der Alliierten am 22.1.1944 südlich von Rom wurde Konrad Siegwart nach Anzio und Nettuno verlegt. Der Autor hat durch die Auswertung der Frontberichte im Militärarchiv Freiburg die Kämpfe im alliierten Brückenkopf bei Rom und die Rückzugsgefechte bis zur Frontstellung im Appenin im August 1944 ausführlich und hautnah geschildert. Dort erlitte sein Großvater am 20. September bei Marradi eine schwere Verwundung durch eine Granate am rechten Arm und rechten Bein. Schon 14 Tage später musste ihm im Lazarett in Prag der rechte Unterschenkel amputiert werden. Am 7.5.1945 geriet er in russische Kriegsgefangenschaft. Auf dem Umweg über Wien wurde er am 9. August als Invalide nach Fützen entlassen. In seiner kriegsbedingten Abwesenheit konnte die Mutter des Autors die Bäckerei nur als Filialbetrieb weiterfüh-

Trotz seiner Kriegsverletzung nahm Konrad Siegwart am 1.11.1945 den Backbetrieb in Fützen wieder auf. Mangels Bauplätze erfolgte 1950 ein Ladenanbau an das vorhandene Wohnhaus. Trotz Modernisierung der Bäckerei wurde der Backofen weiterhin mit Holz und Kohle beheizt. Am 9.5.1950 heiratete Konrad Siegwart die 10 Jahre jüngere Rosa Basler aus Fützen. - Deren Abstammung führt nach 13 Generationen auf das Adelsgeschlecht der Herren v. Rechberg in Schramberg und Schwäbisch Gmünd zurück und dadurch auf den europäischen Hochadel. Da die Darstellung der Ahnentafel den Rahmen des Buches sprengen würde, beschränkt sich der Autor auf die Nennung einiger weltbekannter Herzöge und Könige bis zu Hugo I König von Frankreich, † 996. Die Familie Siegwart stammt aus Todtmoos, wo der Autor sie noch 3 Generationen weiter zurückführen kann. Dieses große Kapitel wird durch den Farbabdruck vieler Familiendokumente und Bilder in lebendiger Form begleitet.

Rolf Eilers



#### KREISBESCHREIBUNGEN



Konstantin Huber (Hrsg.): Der Enzkreis. Geschichte und Gegenwart eines lebendigen Landkreises. Thorbecke: Ostfildern 2010. 296 Seiten mit rund 300 meist farbigen Abbildungen. Hardcover, ISBN 978-3-7995-6189-1, € 29,80

»Baden und Württemberg« im Kleinen – so könnte man treffend den 1974 aus badischen und württembergischen Teilen entstandenen, rund um die Stadt Pforzheim gelegenen Enzkreis bezeichnen. Konstantin Huber, der Leiter des Kreisarchivs, hat ein hervorragend ausgestattetes aktuelles und historisches Porträt des Landkreises und seiner 28 zugehörigen Städte und Gemeinden vorgelegt. Nach einer Einführung in die Flora, Fauna mit Beschreibung der ganz verschiedenen Kulturräume spannt sich der Bogen der historischen Beiträge von der Steinzeit über das Mittelalter und die Neuzeit bis zur Kreisreform 1973. Dabei werden nicht nur die Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung geschildert und veranschaulicht anhand von lokalen Besonderheiten, sondern es gelingt auch, komplexere Zusammenhänge und Strukturen gut verständlich darzustellen (zum Beispiel in dem Mittelalter-Beitrag von Konstantin Huber).

Am umfangreichsten ist der folgende Teil über den Enzkreis heute. Vielfältig und lebendig wird er präsentiert in den Beiträgen unter anderem über die Kreisverwaltung, Wirtschaft und Verkehr, soziale Einrichtungen, Kirche und Schule, kulturelle Einrichtungen und Vereine und die zahlreichen Kunst- und Kulturschätze. Sogar der Mundart ist ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem die regionalen und lokalen Unterschiede sorgfältig herausgearbeitet sind.

Im letzten Teil stellt Huber die Städte und Gemeinden mit historischen Kurzporträts vor. Auch wenn man sich diese gerne noch etwas ausführlicher gewünscht hätte, so muss der große Informationswert

des gesamten Bandes, der bewusst keine amtliche Kreisbeschreibung sein kann und will, hervorgehoben werden. Dazu tragen auch die hochwertigen Fotografien von Günter Beck sowie aussagestarke Karten und Schaubilder bei. Ein Personen- und Ortsregister rundet den gelungenen Band ab.

Martin Frieß

#### **GESCHICHTE**



Johanna Pölzl: Wie die Kirche ins Dorf kam. Kleine Ortsgeschichte Kirchzartens. Dreisam Druck, Kirchzarten 2011. 152 Seiten mit Bildern, kartoniert, ISBN 978-3-9814630-0-2. €12.50

»Immer wieder wurde der Wunsch nach einer kleinen und handlichen Darstellung der Geschichte von Kirchzarten im Dreisamtal geäußert. Seit der umfassenden Ortschronik von 1966/67 sind 45 Jahre vergangen. Neue Erkenntnisse kamen durch intensivere Forschungen hinzu, manches wird heute anders interpretiert. Diese neuen Sichtweisen wurden in die »Kleine Ortsgeschichte« eingearbeitet. Der Leser soll sich schnell einen Überblick verschaffen können über Werdegang und Bedeutung von Kirchzarten, dem Mittelpunkt des Dreisamtales vor den östlichen Toren Freiburgs« (aus dem Vorwort).

Die knappe Form des neuen Buches von Johanna Pölzl, langjährige Oberstudienrätin am Marie-Curie-Gymnasium in Kirchzarten, vermittelt historisch interessierten Einheimischen und ihren Gästen einen schnelleren Zugang zur wechselhaften Geschichte des heutigen Mittelpunktortes Kirchzarten und seines Umfeldes im Zartener Becken und macht dabei die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse von Dr. Heiko Wagner über das keltische Tarodunum zugänglich. Das vom griechischen Geographen Ptolemaios im 2. Jh. n. Chr. erwähnte »Tarodunum« lag



demnach an einer verkehrsmäßig außerordentlich günstigen Stelle zwischen Rhein und Donau, eine Erkenntnis, die die Forschung lange Zeit unterschätzt hatte.

Zahlreiche Funde von Glasscherben, Münzen und Handelsgütern schon aus keltischer Zeit bestätigen die Bedeutung dieser Großsiedlung. Gleichzeitig aber unterstreicht Johanna Pölzls Ortsgeschichte auch die vorrangige Bedeutung des Ortes »Zarten« im Verhältnis zu »Kirchzarten« bis ins Hochmittelalter, ein nachbarschaftlicher »Zündstoff« (»Wie die Kirche ins Dorf kam«), der sich aus der intensiven Beschäftigung mit den Akten des Klosters St. Gallen aus der Dissertation Dr. Bernhard Mangeis ergeben hat. Mangei wies nach, dass sich die von Abt Trudpert überlieferte Jahreszahl 765 als Gründungsdatum nicht auf Kirchzarten sondern auf Zarten bezieht. Ebenso meint die »Kirche in Zarten«, von der um 816 eine St. Gallener Schenkungsurkunde spricht, nicht Kirchzarten, denn dieser Name taucht erst 1125 in den Akten auf. Der heutige Ortsteil »Zarten« ist also wesentlich älter als die heutige Mittelpunktgemeinde.

Johanna Pölzl stellt darüber hinaus in ihrer »Kleinen Ortsgeschichte« sowohl den Einfluss der Stadt Freiburg und ihres Beauftragten in der Talvogtei als auch den Übergang der Landgemeinde in das Großherzogtum Baden dar, berichtet von Bauernkrieg, Franzosenzeit, Revolution, Kulturkampf und Ökumene, berücksichtigt Pest, Feuersbrunst und Wassernot, geht auf den Strukturwandel zur Moderne ein und erfasst auch die heutigen Bauernhöfe auf Kirchzartener Gemarkung. Deren Geschichte oder das Verhalten der Bevölkerung während der Nazizeit konnte nur gestreift werden, denn hier stehen eingehendere Untersuchungen noch aus. Das in handlichem Format und zu erschwinglichem Preis herausgegebene, mit 40 Bildern ansprechend aufgelockerte und in unterhaltsamem Stil geschriebene Buch ist, versehen mit Literaturverzeichnis und Personenregister, eine ergiebige und informative Zusammenfassung der vielhundertjährigen Geschichte des heutigen Mittelpunktortes im Zartener Becken.

Hermann Althaus

#### **KULTURGESCHICHTE**



Kulturlandschaft Autobahn. Die Fotosammlung des Landesamts für Straßenwesen Baden-Württemberg. Bearbeitet v. Bernhard Stumpfhaus. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2011, 168 Seiten. 115 Abbildungen. Kart. ISBN 978-3-17-022370-7, € 18,-

Zur Pflege und zum Ausbau des Autobahnnetzes wurde 1952 mit der Gründung des Landes Baden-Württemberg aus der »Abteilung Autobahn« des Technischen Landesamtes das »Autobahnamt« geschaffen, das mit Sitz in Stuttgart im Auftrag des Bundes arbeitete. Ab 1986 firmierte es unter »Landesamt für das Straßenwesen«, bis es 2002 aufgelöst und in das Regierungspräsidium Stuttgart integriert wurde. In den 50 Jahren seines Bestehens wurde das Autobahnnetz auf dem Gebiet des Landes von 300 km aus der Vorkriegszeit auf über 1000 Kilometer erweitert. zahlreiche 1945 zerstörte Brücken wurden wieder aufgebaut, Überführungen abgerissen und neu errichtet, wenn es der mehrspurige Ausbau erforderte, Anschluss-Stellen, Autobahndreiecke und -kreuze leistungsfähiger gemacht. Im Amt sammelten sich nicht nur Akten und Pläne, sondern auch Fotografien, die den Autobahnbau im Lande seit den 1930er Jahren dokumentieren. Diese Sammlung übergaben die Verantwortlichen des Amtes für Straßenwesen 2002 dem Staatsarchiv Ludwigsburg, das 2011 damit eine Ausstellung bestritt und eine Begleitpublikation herausgab unter Federführung des Kunsthistorikers Bernhard Stumpfhaus.

Die Aufnahmen dokumentieren Technik-Geschichte, sie haben aber auch ihre eigene Ästhetik. Typisch ist der Blick von erhöhtem Standort, meist einer Brücke, auf das helle Band der Straße, das sich in der Ferne verliert. Stumpfhaus spricht vom "Tiefensog«, der den Eindruck von Geschwindigkeit vermittle. Der Anspruch, die neu trassierte Straße als Kunstwerk zu präsentieren, ist unverkennbar bei den Aufnahmen aus dem Dritten Reich. 1934 wurde die Idee einer



kreuzungsfreien Fernstraße für Kraftfahrzeuge, die von Experten seit den 1920er Jahren diskutiert wurde, in die Praxis umgesetzt, ein ehrgeiziges und propagandawirksames Projekt, das zur damaligen geringen Kraftfahrzeugdichte in eklatantem Missverhältnis stand. Kommentar aus den USA: »The Germans have the roads, we have the traffic.« Verantwortlich für den Autobahnbau war der aus Pforzheim gebürtige Dr. Fritz Todt, der sich Tiefbauingenieure von der Reichsbahn holte. Um deren etwas starre Vorstellungen von Trassenführung zu mildern, stellte er ihnen von Anfang an Landschaftsarchitekten zur Seite, um einen Mittelweg zwischen technisch und wirtschaftlich günstig und landschaftsgemäß zu finden. Das Ergebnis der Zusammenarbeit, die angesichts selbstbewusster Ökologen nicht immer konfliktfrei war, stieß in der Öffentlichkeit ganz überwiegend auf Zustimmung. Auch die Ingenieure, die das Werk nach dem Krieg fortsetzten, handelten und gestalteten im Einklang mit der Mehrheit der Bevölkerung. Sie achteten bei ihren Planungen mittlerweile weniger auf den Naturgenuss der Autofahrer als auf hohe Durchflusszahlen und arbeiteten geometrischer.

Die Zustimmung zur Erweiterung des Netzes war gegeben, wenn auch Enteignungen nicht mehr so leicht zu realisieren waren wie in der Zeit der Diktatur. Ab den 1970er Jahren sahen sich die Autobahnbauer dann mit Bürgerinitiativen konfrontiert. Nun gab es Stimmen, die statt von landschaftsgestaltend von -zerstörend sprachen. Thomas Zeller, Associate Professor für Technik und Umweltgeschichte an der University of Maryland, Mitherausgeber von »How green were the Nazis«, geht auf diese Zusammenhänge ein. Drei leitende Beamte des Landesamts für Straßenwesen, Peter André, Konradin Heyd, Jürgen Wecker, geben einen Überblick über die Entwicklung der Autobahnen in Baden-Württemberg, die in Nordbaden 1934 mit dem Teilstück Frankfurt-Heidelberg und in Württemberg mit der A8 ganz früh begann, in Südbaden erst Ende der 1950er Jahre. Die Diplomingenieurin für Landschaftsarchitektur Angela Jain setzt sich in ihrem Beitrag mit der Wahrnehmung der Straße durch den Nutzer auseinander. Sie illustriert ihren Text mit eigenen Fotografien, teilweise durch die nasse Windschutzscheibe, ein spannungsvoller Kontrast zu den eher statischen Aufnahmen aus der Sammlung. Der

österreichische Professor Hermann Knoflacher, Spezialist für Verkehrsplanung und Verkehrstechnik, stellt die Frage, ob der Versuch, Autobahnen und Kulturlandschaft zu harmonisieren, gelungen sei.

Das Herzstück des Buches ist der Bildteil. Die spektakulärsten Brücken stehen im württembergischen Landesteil. Aber auch Baden ist mit eindrucksvollen Bildern vertreten: Autobahndreieck Karlsruhe, Autobahndreieck Mannheim 1969 vor dem Umbau zum Kreuz Mannheim, Raststätte Bruchsal mit Teich in Nierenform. Die Entstehungsgeschichte der A 5 südlich von Karlsruhe ist an den Bildern abzulesen: Das provisorische Ende der A 5 bei Bruchweiler südlich von Ettlingen wird mehrfach

gezeigt, das Offenburger Ei als Planskizze, dann in Konturen aus der Luft gesehen nach der Ausholzung 1959 und fertig 1964, die Brücke über den Elzkanal bei Riegel 1961, Tankstelle Breisgau 1965, Überführung des Freiburger Zubringers Mitte 1964. – Eine verdienstvolle Publikation des Landesarchivs. Auch das Titelbild ist badisch: Ein Beamter blickt 1956 von der Überführung der B 500 auf die ganz neue A 5, auf der sich gerade zwei Autos bewegen.

Renate Liessem-Breinlinger



Walter, Martin (Hrsg.): Die Hub. Geschichte und Gegenwart einer einzigartigen Einrichtung. Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt, Band 10. Casimir Katz Verlag, 2012, 224 Seiten, zahlreiche Abbildungen, gebunden, ISBN 978-3-938047-63-7, € 26,80

Der heilsame Sauerbrunnen in der Hub, einem Weiler im Muhrbachtal östlich von Ottersweier, zog seit dem Mittelalter Gäste an. Ein reicher Straßburger Bürger machte zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Modebad daraus. Von keinem Geringeren als Friedrich Weinbrenner, dem Karlsruher Meister des Klassizismus, ließ er ein herrschaftliches Kurhaus um einen stimmungsvollen Innenhof errichten mit hellen Hotelzimmern, Badebereich und einem prächtigen Festsaal.

Anspruchsvolle Gäste fanden sich bald ein, auch Prominenz wie Großherzogin Stephanie und ihre Schwägerin Zarin Elisabeth von Russland, geborene Louise von Baden. Gegen das nahe Baden(-Baden) mit seinen heißen Quellen, dem mondänen Flair und langer Tradition konnte sich der Kurort Hub nicht behaupten; solider wirtschaftlicher Erfolg blieb aus. Schon 1830 gab es Überlegungen, die Anlage »in herrlicher Lage bei der wirksamen Heilquelle« als Heilstätte für psychisch Kranke zu nutzen. Sie gingen von Dr. Christian Roller aus, einem begabten, wissenschaftlich erfolgreichen Psychiater, der später die Illenau bei Achern gründete und führte. Die Hub blieb jedoch noch einige Jahrzehnte Kuranstalt mit wechselnden Eigentümern. Zuletzt gehörte sie einer Tochter des Architekten Weinbrenner und deren Mann; dann übernahm die öffentliche Hand in Gestalt der beiden Kreisverbände Karlsruhe und Baden das weitläufige Anwesen.

»Aus dem lebenslustigen Hubbad wird eine Armenanstalt«, so formuliert Herbert Rapp, der langjährige kaufmännische Leiter des Kreispflegeheims als einer der 23 Autoren, die in dem Geschichts-, Sach- und Lesebuch über die Hub zu Wort kommen. Nach Auswertung des Hausarchivs bietet er einen Überblick über die Geschichte des Kreispflegeheims, die 1874 begann. Der Karlsruher Architekt Dr. Thomas Cathiau erhielt den Auftrag, die Weinbrenner-Anlage umzubauen und zu erweitern. Mit stattlichen Neubauten und moderner Haustechnik beeindruckte er die Zeitgenossen. Die Hub konnte nun über 600 »Pfleglinge« beherbergen. Finanziell wurde die Einrichtung durch Leistungen aus den Kreiskassen, Verpflegungskostenbeiträgen der betreuten Personen, aber auch aus Erträgen der anstaltseigenen Wirtschaft unterhalten. Es gehörte zum Konzept des Hauses, die arbeitsfähigen Patienten entsprechend ihren Möglichkeiten in der Hauswirtschaft, im Handwerk und der Landwirtschaft zu beschäftigen. Mit unterschiedlicher Strenge und Zielsetzung - eher therapeutisch oder mit Blick auf die Wirtschaftlichkeit - setzten die ärztlichen Direktoren und Anstaltsleiter diese dritte Säule der Finanzierung ein.

Der Meistgenannte in der Reihe der ärztlichen Leiter der Hub ist Dr. Otto Gerke (1878–1943), der 1919 Medizinalrat Dr. Wohlfahrt ablöste. Ihm fiel die Aufgabe zu, den Betrieb nach den kriegsbedingten Einschränkungen wieder leistungsfähig zu machen, zu modernisieren und bald auch zu erweitern. In seiner Amtszeit wurde die Straße nach Neusatz, die bisher mitten durch die Anlage führte, verlegt und die Mineralquelle neu gefasst. Neben der Alltagsarbeit nahm sich Gerke die Zeit, die Geschichte des alten Heilbades anhand der in Archiven greifbaren Quellen gründlich zu erforschen. Seine Ergebnisse fasste er in einer Monographie mit wissenschaftlichem Apparat zusammen, die von den Autoren des neuen Buches über die Hub vielfach zitiert wird. Dass Gerke zu einem der Vollstrecker der sogenannten »Euthanasie«, einer der verabscheuenswürdigsten Aktionen des NS-Regimes, werden sollte, ahnte er nicht, als er sein Buch 1933 im Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden erscheinen ließ.

Adalbert Metzinger dokumentiert die Geschichte dieses dunklen Kapitels unter der Überschrift »Der Weg in den Tod: Von der Hub nach Grafeneck«. 526 Menschen aus der Hub kamen 1940/41 ums Leben, 407 sind namentlich bekannt. Minutiös ausgefüllte Verzeichnisse fand der Autor im Kreisarchiv Rastatt. Er zeigt eine Doppelseite daraus als Abbildung: 35 Fälle, Patienten, die zwischen 1924 und 1940 in die Hub aufgenommen wurden und alle Anfang Dezember 1940 den Ort verlassen haben. »Abgang« heißt hier Deportation, letztlich nach Grafeneck auf der Schwäbischen Alb. Zur Verschleierung der wahren Vorgänge dienten kurzzeitige Verlegungen in verwandte Einrichtungen. Metzinger, der sich mit dem Thema schon seit langem beschäftigt, gibt sich nicht mit dem Erforschen der Vergangenheit zufrieden, als Pädagoge geht es ihm um die Lehre daraus wie auch um die Erinnerungskultur.

Erfreuliches können die Denkmalpfleger, Bauund Kunsthistoriker berichten von der gelungenen Restaurierung des Weinbrennerbaus, die 2005 bis 2007 unter Leitung des Architekten Rolf Buttkus, gefördert durch eine namhafte Stiftung, bewerkstelligt wurde. Entstellende Umbauten wurden zurückgenommen, die Fenster zum Innenhof erhielten wieder ihre alte Rundbogenform, die klassizistische Innenraumgestaltung des seit über hundert Jahren als Kapelle genutzten Festsaals erstrahlt in originaler Farbigkeit wie übrigens die ganze Anlage durch den hellgelben Anstrich der Fassade. Ulrich Coenen fasst die Baugeschichte vor dem Hintergrund der europä-



ischen Bäder- oder Kurarchitektur um 1800 zusammen. Yvonne Bruderrek würdigt Friedrich Weinbrenner. Ulrich Boeyng schreibt über die Geschichte der Hub aus der Sicht der Denkmalpflege.

Im Kapitel »Hub aktuell« entsteht ein lebendiges Bild der Gegenwart im Kreispflegeheim, dessen Trägerschaft 2004 von der damals neu gegründeten gemeinnützigen GmbH Klinikum Mittelbaden übernommen wurde. Die Autoren berichten aus ihrer engagierten professionellen Arbeit: die kaufmännische Leiterin, der Pflegedienstleiter, eine Fachkraft für Gerontopsychiatrie, der Leiter des Sozialdienstes und des betreuten Wohnens, der Geschäftsführer und ein ehemaliger Gutsverwalter des landwirtschaftlichen Anwesens Aspichhof, das seit 1902 zur Hub gehört, Fachärzte für Psychiatrie, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ein Augustinerpater als Klinikseelsorger und der Bürgermeister von Ottersweier. In dessen Beitrag und von Dietrich Buff (†), der die Texttafeln des historischen Rundwegs erarbeitet hat, erfährt der Leser, was es mit dem Namen Hub auf sich hat: Hub kommt von haben, bedeutet soviel wie abgegrenztes Land von einer bestimmten Größe (je nach Landschaft unterschiedlich), der Besitzer oder Verwalter heißt dann Huber. - Dem Herausgeber ist es gelungen »e pluribus unum« zu machen. Er stellt auch den Initiator und Hauptdonator der Stiftung Hub in einem Interview vor: Winfried Krieg, gebürtig aus dem Murgtal und Unternehmer in der Schweiz. Renate Liessem-Breinlinger



Hans Georg Wehrens: Der Totentanz im alemannischen Sprachraum. »Muos ich doch dran – und weis nit wann«. Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2012, 287 Seiten, 90 Farb- und 29 s/w-Abbildungen, 21 x 28 cm, Hardcover, ISBN 978-3-7954-2563-0, 49,95 €

Totentanzdarstellungen finden sich überall in Mitteleuropa. Auf Reisen kann man sie als Wandgemälde in Kirchen und Klöstern, an Friedhofsmauern und Totenkapellen entdecken – sofern sie nicht zerstört oder übermalt worden sind. Seit Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern sind sie zusätzlich in Büchern und auf Einblattdrucken weit verbreitet worden.

Bereits im späten Mittelalter gab es auch in unserer Region Totentanzdarstellungen, in der Regel als eindrückliche Mahnung an die Lebenden, ein gottgefälliges Leben zu führen und jederzeit zum Sterben bereit zu sein, da der Tod meist unerwartet kommt und ohne Rücksicht auf die Unterschiede des Alters, des Geschlechts oder des gesellschaftlichen Standes jeden ergreift und mit sich nimmt. Es mag dabei für manche Betrachter ein Trost gewesen sein, dass der Tod alle gleich behandelt, auch wenn in diesem Leben die Standesunterschiede noch so groß und der weltliche Reichtum noch so ungerecht verteilt sind. Beim »Bleibacher Totentanz« aus dem Jahr 1723 zum Beispiel spricht der Tod zum »Reichen Mann«:

»Betracht dein säckell mit vollem gelt, darmit hast du Freydt auf disser weldt, hab dich beym Rockh du muest mit mir, dein gueth und gelt hilft jetz nit dir.«

Der Tod wird in diesen Totentänzen meist als Skelett dargestellt, während seine »Opfer« erkennbar mit standes- oder berufstypischen Attributen und entsprechender Kleidung ausgestattet sind. Im alemannischen Sprachraum befanden sich die ältesten Wandgemälde mit Totentänzen im Basler Predigerkloster (1439/40) und im Kleinbasler Dominikanerinnenkloster (1460/80), im Ulmer Wengenkloster (um 1440) und in Straßburg (im Münsterkreuzgang um 1480 und in der ehemaligen Dominikanerkirche um 1485). Diese frühesten Kunstwerke blieben aus verschiedenen Gründen alle nicht erhalten; sie sind nur durch Nachbildungen und Kopien der Bilder und Texte überliefert.

Seit dem 16. Jahrhundert verbreiteten sich die Totentänze als Wandgemälde und in Druckschriften auch im übrigen Elsass, in Südbaden und im Bodenseegebiet, im schwäbischen Sprachbereich und in der deutschsprachigen Schweiz bis ins Wallis. Während die frühen Totentänze anonym blieben, finden sich vom 16. Jahrhundert an auch berühmte Namen unter den Künstlern: Ambrosius Holbein (Stein am Rhein, 1515), Hans Holbein d. J. (Basel, 1524), Niklaus Manuel Deutsch (Bern 1516), Wilhelm Wernher Graf von Zimmern (Herrenzimmern, ca. 1550), Jakob



Hiebeler (Füssen/Allgäu, 1602), Matthäus Merian d. Ä. (Basel, 1621), Rudolf und Conrad Meyer (Zürich, 1650). Auch die in Freiburg entstandenen beiden Totentänze fehlen nicht, nämlich der 1559 von Galienus Entringer an der Hauptfassade des Alten Rathauses ausgeführte Totentanz (nicht erhalten) und das Wandgemälde in der Vorhalle der Michaelskapelle auf dem Alten Friedhof, dessen Fassung aus dem 18. Jahrhundert durch Kriegsfolgen vernichtet, aber 1963 in Anlehnung an das Original erneuert und im vergangenen Jahr sorgfältig restauriert worden ist.

Diese mehr als 50 monumentalen und graphischen Totentänze werden in dem sorgfältig redigierten und großzügig ausgestatteten Band behandelt und – soweit möglich – durch Abbildungen anschaulich gemacht. Da zu jedem Totentanz die entsprechenden in Verse gefassten Dialoge und Monologe gehören, sind auch diese vollständig und in der jeweils ältesten Sprachfassung abgedruckt, was auf umfangreiche Vorarbeiten des Autors in Archiven und Bibliotheken schließen lässt.

Zu den Vorläufern der Totentänze gehören nicht nur die als »Vado mori«, »Ars moriendi« und »Memento mori« bekannten Versdichtungen des 13. Jahrhunderts, sondern auch die seit dem 14. Jahrhundert vor allem im alemannischen Sprachraum verbreiteten bildlichen Darstellungen der beiden volkstümlichen Legenden von der »Begegnung der drei Lebenden und der drei Toten« und von den »Dankbaren Toten«, wozu die ältesten Beispiele in Sempach-Kirchbühl/Kanton Luzern (um 1310) und in Badenweiler (Ende 14. Jh.) erhalten geblieben sind. Auch diese insgesamt 15 bis heute erforschten Wandbilder zu diesen Legenden werden mit Bild und Text vorgestellt.

Für uns ist es heute unverständlich, dass die Basler Anwohner des Predigerklosters den bereits damals in ganz Europa bekannten und gepriesenen Predigertotentanz von der Friedhofsmauer (1439/40) als »Schandfleck« bezeichnet und am 5./6. August 1805 in einer Bürgeraktion zerstört haben. Nur einige, allerdings sehr wertvolle Reste dieses Basler Totentanzes konnten von Kunstliebhabern gerettet werden; sie sind heute im Historischen Museum Basel mustergültig ausgestellt.

Eine Rettungstat im übertragenen Sinne ist auch Hans Georg Wehrens gelungen. Ihm war vor einigen

Jahren aufgefallen, dass sich auf der europäischen Landkarte der Totentanzdarstellungen der alemannische Raum als besonders ergiebig erweist. Als »alemannisch« gilt dabei der kulturell vernetzte Raum seit dem späten Mittelalter, wie Prof. Dr. Hugo Ott und Dr. Johanna Regnath in ihrem Vorwort für das Alemannische Institut hervorheben. Wehrens hat es unternommen, alle noch erhaltenen Darstellungen der Totentänze und der erwähnten Totenlegenden aufzuspüren und zu besichtigen oder deren frühere Existenz nachzuweisen, sie zu beschreiben und sorgfältig zu erfassen. Der genaue Standort, die Art der Gestaltung, die Entstehungsgeschichte und die ausführenden Künstler, nachfolgende Renovierungsarbeiten und die Verse in ihrer ursprünglichen Form werden von ihm genau dokumentiert.

Nach Abschluss seiner Sammlung und Beschreibung der ältesten Freiburger Stadtansichten und der verdienten Auszeichnung dieses Bildbandes mit dem Landespreis für Heimatforschung im Jahre 2005, widmete sich Wehrens mehre Jahre intensiv den Totentänzen. »Eine große Schwierigkeit war«, wie er ausführt »die Beschaffung von Bildmaterial«. Das umfangreiche, bibliophile Werk ist auch aufgrund der ausführlichen Bibliographie und der breit angelegten Personen- und Ortsverzeichnisse sowie wegen der »kritischen Sichtung und Auswertung der Fachliteratur« eine grundlegende Bestandsaufnahme und kann als Standardwerk bezeichnet werden.

Hubert Matt-Willmatt

#### **LITERATUR**



Stefan Pflaum: Zwischenhimmel. Oberrheinisches Tage- und Nächtebuch. Drey Verlag, Gutach 2010, 308 Seiten, geb., ISBN 978-3-933765-55-0, € 21,-

Stefan Pflaum ist kein Bewohner der Städte. Trotzdem – oder gerade deswegen – sind ihm in seinem



neuen Buch drei hinreißende Städteporträts geglückt. Natürlich: Es sind Städte, die ohne ihre Umgebung nicht recht zu fassen wären. Und Städte, die weniger aus ihrer zeitgenössischen Urbanität als aus ihrer reichen Geschichte leben. Basel, Straßburg, Freiburg, diese drei: Ihre Erkundung bildet das Herzstück in Pflaums »Oberrheinischem Tage- und Nächtebuch«, das im Titel einen Anklang an René Schickeles »Himmlische Landschaft« mitschwingen lässt: »Zwischenhimmel« - was ist das? Der Himmel zwischen Frankreich, der Schweiz und Deutschland. die im südwestlichen Grenzland einen Sprach-, Kultur- und Geschichtsraum bilden? Wenn man von Pflaums stimmungsvollem Schwarz-weiß-Foto auf dem Cover ausgeht, einer Panoramasicht von St. Peter auf die Gipfellinie des Feldbergs von fast asiatischer Zartheit, sind damit die so genannten Inversionslagen gemeint: Jene Tage, an denen sich der Nebel wie ein Tuch über die Ebene des Rheintals spannt und über der Dunstschicht das Himmelsblau umso kräftiger leuchtet.

»Zwischenhimmel«: Das ist kein Titel für ein herkömmliches Reisebuch, obwohl der in München geborene, in Lahr aufgewachsene Autor, Mundartdichter und -performer, den sein Kollege Karl-Heinz Ott im Klappentext sehr hübsch einen »badischen Jandl« nennt, viele hundert Kilometer in seiner alemannischen Wahlheimat zurückgelegt hat - zwischen Elsass, Sundgau, Schwarzwald, Kaiserstuhl und Ortenau bis, das sind die nördlichsten, nur noch gestreiften Stationen, Baden-Baden und Karlsruhe, Stefan Pflaums wie hingeworfene Notizen und Beobachtungen im Vorübergehen, seine atmosphärischen Schilderungen und historischen Exkurse, seine Geschichten und alemannischen Haikus fügen sich in kein Genre. Sie sind selbst so etwas wie ein Zwischenhimmel: zwischen schwebender Poesie und fundiertem Wissen, zwischen sprachkritischen Nadelstichen (gegen die Anglisierung) und der Würdigung von Schriftstellern, Künstlern und anderen Persönlichkeiten der Region, zwischen der Erinnerung an die Kriege und die Deportationen und der (sprach) kundigen Beschreibung von Landschaft. Pflaums Bogen ist äußerst weit gespannt. Er reicht von der Basler Kondomeria bis zur Erinnerung an den todkranken Dichter Reinhold Schneider, von der Marseillaise,

die in Straßburg entstanden ist, bis zum Pfaffenweiler Dorfbrunnen, von der Freiburger Buchhandlung Zum Wetzstein, der ein Loblied mehr gesungen wird, bis zur Firma Herrenknecht in Schwanau. Dass er ihn niemals überspannt, dass man seinen Sprüngen und Assoziationen mit größtem Vergnügen und nimmermüder Neugier folgt, liegt zum einen daran, dass Stefan Pflaum ein wacher Beobachter ist, der noch im unscheinbaren Schild am Straßenrand, in der beim Vorbeigehen aufgeschnappten Unterhaltung Bemerkenswertes entdeckt.

Zum anderen ist es sein Ton: Pflaums Liebeserklärung an den Oberrhein - das ist sein Buch ia ohne Zweifel - verliert sich nie in Schwärmereien, will den Leser nicht durch Begeisterung vereinnahmen und verführen. Die kleine Form von Notizen, Gedichten, Anekdoten und Geschichten, die er gewählt hat, gibt dem Buch eine schöne gelassene heitere Beiläufigkeit - und eben jene Fülle und Vielfalt, die einen immer wieder in Staunen versetzt. Auch wenn man die Städte, die Dörfer und die Landschaften des Oberrheins gut zu kennen glaubt: Wenn man Stefan Pflaum auf seinen Streifzügen und Promenaden folgt - besonders toll sind die 50 Seiten über Basel mit einer Hommage an den Tinguely-Brunnen geraten -, stellt man fest, dass es noch unglaublich viel zu entdecken gibt. Und man möchte sich sofort aufmachen: zur Dorfkirche von Blansingen mit ihren Fresken oder ins Turckheimer Militärmuseum oder zum Meiselocker in Straßburg. Und das ist doch das Beste, was einem Buch mit dem Namen »Zwischenhimmel« passieren kann. Bettina Schulte, Badische Zeitung



ROLF MAX KULIY

Johann Peter Hebel
privat

Rezitation vom 17.01.2011
in der Zentralbibliothek

Solothurn

Rolf Max Kully: »Johann Peter Hebel privat«. Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn. Kleine Reihe, Heft 1, 2011, 30 Seiten + CD. Fr. 15.– zzgl. 5,– Fr. für Porto und Verpackung. Zu beziehen über das Sekretariat der Zentralbibliothek, E-Mail: sekreta-

riat@zbsolothurn.ch, Tel. (00 41 32) 6 27 62 62, Fax (00 41 32) 6 27 62 00, Postadresse: Zentralbibliothek Solothurn, Bielstrasse 39, Postfach, CH-4502 Solothurn

Die neue Reihe der Zentralbibliothek Solothurn, die «Kleine Reihe», präsentiert kurze Texte aus dem Umfeld der Bibliothek. Das erste Heft ist Johann Peter Hebel (1760 bis 1826) gewidmet. Rolf Max Kully, ehemaliger Germanistikprofessor an der Universität Basel und früherer Direktor der Zentralbibliothek Solothurn, stellte im Januar 2011 dem begeisterten Publikum der «Freunde der Zentralbibliothek» unter dem Titel «Johann Peter Hebel privat» eine Auswahl an witzigen Gedichten aus Privatbriefen Hebels vor. Dem vorliegenden Heft liegt eine CD bei, welche die Prosa- und Gedichttexte in einer nach der Lesung mit dem Rezitator aufgenommenen Fassung enthält. Der mündliche Vortrag wirkt unmittelbarer, und die Mundart ist besser verständlich als in der gedruckten Fassung. »Rolf Max Kullys Blick auf eine wenig bekannte Seite Hebels soll Maßstäbe setzen: In Bezug auf die sprachliche Gestaltung, die wissenschaftliche Redlichkeit und den Inhalt, der neu und überraschend ist«, schreibt die Herausgeberin der neuen Reihe, Verena Bider, im Vorwort. Rolf Max Kully wurde 1934 in Solothurn geboren. Neben den Schwerpunkten Geistliches Drama und Johann Peter Hebel widmete sich Kully dem Humanismus in Solothurn. Seit seiner Pensionierung 1998 und der Emeritierung 2002 widmet Rolf Max Kully einen großen Teil seiner Arbeitszeit dem ehrgeizigen Projekt »Solothurnisches Namenbuch«, das er in den späten 80er Jahren initiiert hat und dessen erster Band über die Amtei-, Bezirks- und Gemeindenamen 2003 erschienen ist. Er ist auch literarisch tätig: Im Jahr 2009 erschien sein historischer Roman »Napoleons Schatten – das abenteuerliche Leben der Suzanne Cérésole«. Elmar Vogt

#### MHSIK



Uli Führe und Stefan Pflaum, Woni sing und stand. Ein grenzüberschreitendes alemannisches Liederbuch. Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat, Bd. 3, hg. v. d. Muettersproch-Gsellschaft, Verein für alemannische Sprache e. V. u. d. Landes-

verein Badische Heimat, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2012, 261 Seiten mit Musiknoten, Kartenskizzen und Zeichnungen, gebunden.

»Rite, Rite Rössli, z' Basel stoht a Schlössli, z' Friburg stoht e Guggehus ...«. Das Schlössle kann auch in Bregenz stehen, dann ist in Dornbirn »a Glokkehus«. Das Kinderlied mit den drei spinnenden Nornen entdeckt man als guten Bekannten im neuen alemannischen Liederbuch. Mit der selben Wiedererkennungsfreude reagiert man auf »In Mueders Stübele«, das Bettellied mit der eingängigen Melodie, in dessen vielen Strophen eine ganze Geschichte erzählt wird, der Zuhörer aber immer erst neugierig gemacht wird durch das »hm, hm, hm«. Diese beiden Lieder sind im gesamten alemannischen Sprachraum verbreitet. den sich Stefan Pflaum und Uli Führe als Sammelund Bearbeitungsgebiet vorgenommen haben. Sie gehen von vier Regionen aus: Baden, Schweiz, Elsass und Vorarlberg. Ausgeklammert wird der Bereich östlich des Schwarzwalds, der sprachgeschichtlich zwar dazu gehört, aber anderweitig einschlägig gut bearbeitet ist, so die Begründung. Für diese vier Regionen trugen die Autoren überliefertes Liedgut zusammen. Für Baden sind vertonte Hebelgedichte dabei wie »Z' Müllen an der Post«, das volkstümlichfröhliche »Hit isch Kilwi«, oder »De Duwak« aus dem Schuttertal. Für das Elsass beginnt es mit dem »Hans



im Schnoogeloch«, »Das Elsass, unser Ländel« und dem schmissigen »Hopp Mariannele«. Besonders reich an Mundartliedern ist die Schweiz; etliche davon sind überregional bekannt: »Es Burebiebli mag i nit« oder »Vo Luzern uf Wäggis zue«. Vorarlberg beginnt mit Rita, Rita Rössle und endet mit »Gibele, Gäbele«. Wer die Lieder lernen will, findet Noten und Gitarrengriffe zu allen 79 Beispielen.

Auf das überkommene Liedgut lassen die Autoren Werke von Liedermachern aus neuerer und neuer Zeit folgen, eine kultur- und zeitgeschichtlich wertvolle Dokumentation. Zwanzig der insgesamt 44 Beispiele stammen aus Baden. 23 der Text- und Tondichter werden mit Kurzbiographien im Anhang vorgestellt, darunter auch die beiden Autoren. Roger Siffer gehört zu den bekannteren, ein Vorbild für die Sänger, die in den 1970er Jahren beim Kampf gegen das geplante Atomkraftwerk bei Wyhl aktiv und kreativ geworden sind. François Brumpt, Roland Burkhart (Buki), Aernschd Born und Walter Mossmann, um nur einige zu nennen, nutzten den rechts und links des Rheins heimischen Volkston, um die Zusammengehörigkeit fühlbar zu machen. André Weckmann prägte das Wort von der Alemannischen Internationalen. Um alle hier erwähnten Liedermacher und die Details zu ihrem Schaffen aufzufinden. muss man die Anmerkungen und die Texte in Kästchen bei den Liedbeispielen beachten: Neben Roger Siffers »Mine G'sang« präsentiert Stefan Pflaum eine nette Anekdote, wie dieser in Quebec mit einem Grand Prix de la Chanson française in der Kategorie »Eingeborenensprache« geehrt wurde. Um all diese Bonbons und die im Anhang nicht verzeichneten Liedermacher (wie den ehemaligen Bürgermeister von Lembach im Unterelsass Henri Mertz) zu finden, wäre der eilige Leser für ein Namens-Register dankbar. Aber das Buch ist ein Schatzkästlein, das man immer wieder zur Hand nehmen soll, und das immer wieder für Entdeckungen gut ist, in der Abteilung »Fundstücke« und anderswo.

Die Autoren bieten auch Wissenswertes als Hintergrund, in erster Linie über die Mundart und ihre regionalen Besonderheiten, ein Part, den Stefan Pflaum, Vorstandsmitglied der Muettersproch-Gesellschaft, übernimmt. Gestützt auf wissenschaftliche Publikationen macht er seine Aussagen auch op-

tisch deutlich durch Kartenskizzen mit Kenn- und Leitworten. Uli Führe erklärt den Aufbau der Melodien, die Akkordmuster, das Sprachspielerische im Dialekt; er äußert sich zu »Wirtschaft und Politik im Lied«, eindrucksvoll am Beispiel der Schweizer Söldner in dem Lied »Es het e Buur es Töchterli«. Und er schreibt die Geschichte der modernen Liedermacher seit den 1970er Jahren und ihrer Bezüge zu alten und neuen, weltweiten und regionalen Kunst- und Stilrichtungen. Einige Lieder untersucht er im Detail, darunter »In Mueders Stübeli«, das man sogar in Hamburg kenne. Walter Mossmann hat es 1975 umgedichtet, in Alemannisch natürlich, obwohl das für ihn eine Fremdsprache war. Auch Goethe habe versucht, Verse in der Sprache Johann Peter Hebels zu schreiben. Schließen wir die Tour durch das alemannische Liederbuch mit einem obrigkeitskritischen Lied aus dem Bauernkrieg vor 500 Jahren, das Franz Schüssele von den Gälfiäßlern aufgegriffen hat: »Die Bure sind ufriarig wore«. Die von ihm hinzugefügten Strophen stammen aus der Zeit, als in Wyhl der Platz besetzt war. Bis in die Gegenwart liefert das Zeitgeschehen Stoff für die Liedermacher. Pflaum und Führe ermuntern sie mit ihrem Buch, aktiv zu bleiben, auch über die politischen Grenzen hinweg.

Renate Liessem-Breinlinger

#### NACHSCHLAGEWERKE



Mechthold, Rudi: Landesgeschichtliche Zeitschriften 1800–2009: ein Verzeichnis deutschsprachiger landesgeschichtlicher und heimatkundlicher Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Schriftenreihen. – Frankfurt a. M.: Klostermann 2011, 332 S., 1 CD-ROM. (Zeitschrift für Bibliothekswe-

sen und Bibliographie, Sonderband 101) ISBN 978-3-465-03684-5, Ln..  $\in$  89,-

Jeder, der auf dem Gebiet der Landes- oder Heimatkunde im deutschsprachigen Raum nach Periodika



sucht, ob es sich nun um Blätter, Briefe, Boten, Jahrbücher oder Zeitschriften handelt, wird dem Autor dankbar sein, dass er jetzt, nach etlichen Vorläufern, ein, wie es im Vorwort heißt, umfassendes Verzeichnis der letzten beiden Jahrhunderte vorlegt. Allerdings wundert man sich, dass heutzutage so ein Verzeichnis noch in Buchform produziert wird, bis man, ohne Vorwarnung, aber beruhigt, auf dem hinteren Buchdeckel eine CD-ROM eingeklebt findet. Ein zweiseitiges Literaturverzeichnis entpuppt sich als Verzeichnis der verwendeten Regionalbibliografien; aber eine genaue Durchsicht offenbart, dass z. B. eine badische fehlt wie auch die wichtigste deutsche, nämlich die Zeitschriften-Datenbank, sodass beim Rezensenten Zweifel aufkommen, dass es sich um ein Gesamtverzeichnis handeln kann. Dazu erwartet man dann Aufklärung durch das Vorwort. Aber da schweigt der Autor! Das Wort ergreift nun seine Chefin Silvia Pfister, die Leiterin der Landesbibliothek Coburg. Durch Beispiele zeigt sie, dass landschaftlich gebundene Geschichte das Fundament aller historischen Erkenntnis ist, die sich auf kleinste, historisch verstandene Räume richtet, die überregional wenig geläufig sind, wie z.B. das Osterland, das Pleißenland, das Alte Land, das Zabergäu oder selbst der Kraichgau, dessen Grenzen selbst die Baden-Württemberger kaum kennen. Da wäre es schon hilfreich gewesen, wenn dem Werk eine Karte mit eingetragenen Landschaftsbegriffen beigegeben worden wäre!

Aber trotz allem, sind diese vermerkten Negativa Marginalien, die das Gesamtwerk ein wenig trüben, aber im großen und ganzen nicht beeinträchtigen, stellt es doch das erste, so umfangreiche Verzeichnis der Periodika auf diesem Gebiet dar. Es macht die einzelnen Titel, trotz ihrer häufigen Änderung, auffindbar und für eine bestimmte Zeitschrift nachvollziehbar, wozu ein mehr als 30-seitiges Regionalregister dient, das über Landschafts- und Städtenamen selbst einmalig erschienene Periodika nachweist.

So gesehen stellt die Arbeit von Rudi Mechthold ein wichtiges Hilfsmittel für jede heimatkundliche Arbeit dar, das in jeder Bibliothek zu finden sein sollte und wohl auch wird, nicht zuletzt dank seiner Aufnahme in die renommierte Reihe des Klostermann Verlages.

Rolf Fuhlrott



Badische Landkarte.

Baden – Bodensee, Lörrach,
Freiburg, Karlsruhe, Mannheim,
Wertheim 1:365.000

Kartographie und Gesamtherstellung: Kartografischer Verlag
WAY OK, Stuttgart, 2012, € 6,90

Bei dieser im September 2012 erschienenen »Badischen Landkarte« handelt es sich, wie auf der Titelseite zusätzlich vermerkt wird, um eine »aktuelle Straßenkarte mit historischer Landesgrenze von Baden«. Das Format ist 87 x 49 cm, somit kann die Karte gut an eine nicht allzu große Wandfläche gepinnt werden. Nach Norden geht die Karte bis über Frankfurt hinaus, nach Süden bis einschließlich Zürich. Dies erscheint sinnvoll, weil so wichtigen Verkehrsströmen Rechnung getragen wird. Nach Westen wird dagegen leider Mülhausen (Mulhouse) und nach Osten Würzburg nicht erreicht.

Das alte badische Staatsgebiet ist durch eine intensivere Färbung hervorgehoben und macht den badischen Reiterstiefel anschaulich. Bei der Autobahn A 81 im Bereich Osterburken–Möckmühl wirkt der Farbwechsel etwas irritierend, da die blaue Liniensignatur (für die Autobahn) dort fünfmal zwischen Dunkelblau und Hellblau wechselt. Andererseits wird so das Kuriosum der in diesem Gebiet mehrfach vor- und zurückspringenden Grenze betont.

Als Umrandung des badischen Territoriums wurde eine zwei Millimeter breite, orangefarbene Liniensignatur gewählt, die gut sichtbar, aber durch unnötig starke Generalisierung in ihrem Detailverlauf etwas teigig-fließend geraten ist. Die eigentliche Grenzlinie ist – unter Inkaufnahme der durch die Generalisierung erfolgten Ungenauigkeit – in der Mitte dieses Streifens zu suchen. Eine Stichprobenkontrolle beim nordöstlich von Hornberg beiderseits auf der alten Grenze liegenden Weiler Fohrenbühl zeigt, dass präzise gearbeitet wurde, denn der Ort erscheint mitten im orangefarbenen Strei-



fen. Dennoch ist dieses Verfahren kartographisch unorthodox. Üblich wäre eine feine Linie, an die an der Außenseite zur Sichtbarmachung ein farbiges Band angelegt wird. Die Außengrenzen Badens nach Frankreich und zur Schweiz hin erscheinen übrigens in einem Braunton, der dadurch entsteht, dass der orangefarbene Streifen auf die violette Schraffur aufgedruckt wurde, die auf der Originalkarte (ohne badische Grenzen) die heutigen internationalen Grenzen symbolisiert. Diese Originalkarte wurde wahrscheinlich etwas verkleinert, was die z. T. sehr kleine Schrift und auch den krummen Maßstab erklärt.

Einige badische Exklaven, die inselartig außerhalb des zusammenhängenden Gebiets liegen (Büsingen, Verenahof, Adelsreute, Tepfenhard) sowie einige württembergische Enklaven, die von badischem Gebiet umgeben sind (Hohentwiel, Bowiesen), wurden in der Darstellung vergessen.

Die wichtigeren Ortsnamen sind in gut lesbarem Schwarz, mittelgroße Orte zusätzlich durch eine schwarze Rundsignatur hervorgehoben. Wahrscheinlich sollen es die Hauptzielorte sein, die auf den amtlichen Wegweisern zu finden sind, doch wird dies in der Kartenlegende nicht erklärt. Seltsamerweise hat aber z. B. Waldkirch im Gegensatz zu Emmendingen keinen schwarzen, sondern einen schwarz umrahmten weißen Kreis, so wie z. B. das wegweisertechnisch unbedeutende Denzlingen. Den schwarzen Kreis hat Kollnau, das mit Waldkirch zusammen eine Doppelstadt bildet. Ansonsten sind Doppelstädte wie WaldshutTiengen oder Villingen-Schwenningen nach neuer Schreibung vermerkt.

Werfen wir einen Blick ins Elsass, wo alle Ortsnamen in der offiziellen französischen Schreibweise, also z. B. »Strasbourg« geschrieben sind. Dort hatte die Software offensichtlich Probleme mit dem è, denn es tauchen Ortsnamen wie »Schaff house-prs-Seltz« und »Neuwiller-pr's-Lauterbourg« auf. Und nordöstlich von Straßburg, wo wir eigentlich die Robertsau erwarten würden, erscheint ein Ort namens »H\$nhm«.

Die Karte besitzt auf der Rückseite ein alphabetisches Ortsregister mit Planquadratangaben zum schnellen Auffinden aller badischen, aber auch württembergischen, hessischen und rheinland-pfälzischen Orte, sofern sie auf der Karte erfasst sind. Leider wurden die Orte im Elsass, in Lothringen und in der Schweiz nicht ins Register aufgenommen, ganz so, als würde man in Baden in Richtung Ausland nicht über den Tellerrand hinausschauen wollen. Zum Trost sind auf der Rückseite der Karte noch vier Wahlplakate von 1951, alle pro-badisch, und zwei historische badische Wappendarstellungen abgebildet.

Unterhalb der Legende finden wir noch einen kleinen Text zur Geschichte Badens mit der sympathischen Überschrift »Baden lebt!«, der sich – von kleineren historischen Unrichtigkeiten (Gau Baden »bis 1945«) abgesehen – bemüht, Baden trotz der Gebietsreform nach 1970 unangetastet zu erhalten. Darin heißt es: »Nach der Bildung des Großherzogtums ab 1806 ist Baden bis heute in seinen Grenzen unverändert geblieben«. Wenn dieser Satz politisch-administrativ nun wirklich keine Gültigkeit mehr hat, so stimmt er, dank der Badischen Landkarte, immerhin kartographisch.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.				
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22 / 30 55-311 Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de		
Landesrechner	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de		
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 kuehnel@gbraun-buchverlag.de		
Schriftführer, Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de		
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de		
Beisitzer	Gerlinde Hämmerle Rhode-Island-Allee 4 76285 Karlsruhe			
Beisitzer	Karl-Heinz Harter Römerstr. 19 79206 Breisach	Tel. 0 76 64 / 23 62 karlheinz.harter@t-online.de		
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de		
BEIRAT				
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21/9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de		
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com		
Wolfram Jäger	Unterer Lußweg 7 76227 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de		
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 60 84 43 76 gerhard.kabierske@kit.edu		
Dr. Arnulf Moser	Allmannsdorfer Str. 68 78464 Konstanz	Tel. 0 75 31 / 6 75 34 arnulf.moser@t-online.de		
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21/2 95 30 eschraut@t-online.de		

Dr. Wilfried Schweinfurth	Luisenstr. 20 68723 Schwetzingen	Tel. 0 62 62 / 1 57 99 wsjc.schweinfurth@t-online.de
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler	Bismarckstr. 19 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 84 42 stratmanndoc@web.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11/2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Karl-Heinz Vogt	Parkweg 11 79688 Hausen i.W.	Tel. u. Fax 0 76 22 / 96 65
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de
REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim	Tel. u. Fax 0 72 51/6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de
	Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Hauptstr. 11 79219 Staufen	Tel. dienstl. 0 76 33 / 80 64 50 bernhard.oeschger@landesmuseum.de
	Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 13 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de

Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22 / 3 05 53 11 Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Wiesloch	Jürgen W. Braun Münchäckerweg 33 69168 Wiesloch	Tel. 0 62 22 / 5 45 18 jwbraun@gmx.de
GESCHÄFTSSTELLE	<u>'</u>	
Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

# rombach aktuell

Südbaden hat sich längst als Paradies für Feinschmecker etabliert. Kaum eine andere Region in Deutschland wird so häufig für ihre Köche und ihre Küchen gelobt. Doch obwohl darüber schon viel geschrieben wurde – ein unabhängiger Führer in Buchform, der die gastronomische Landschaft in ihrer ganzen Vielfalt erfasst, strukturiert und testet, ist in der hier vorgelegten Form nach wie vor einzigartig und in der nun erarbeiteten dritten Ausgabe ein für Touristen wie für Einheimische verlässliches Nachschlagewerk.

Der neue Restaurantführer enthält, um zahlreiche Restaurants erweitert, Empfehlungen zu knapp 200 Lokalen in Südbaden – vom einfachen Gasthaus bis zum Sternerestaurant.



Christian Hodeige (Hg.) **Der neue Restaurantführer für Südbaden**3. erweiterte Ausgabe
240 S., zahlreiche Farbabbildungen,
Klappenbroschur, 11,5 x 21 cm

€ 19,80 (D)
ISBN 978-3-7930-5086-5